WIDENER
HN XPGA

Digitized by Google

Ott 3329.07

Harvard College Library

FROM THE

J. HUNTINGTON WOLCOTT FUND

Established in 1891 by ROGER WOLCOTT (H. U. 1870), in memory of his father, for "the purchase of books of permanent value, the preference to be given to works of History, Political Economy, and Sociology," and increased in 1901 by a bequest in his will.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Nicäa und Byzanz.

A 536

Welt- und kirchengeschichtliche
Streifzüge am Marmarameer
und am Goldenen Horn

von

Ludwig Schneller.

Leipzig
Kommissionsverlag von H. G. Wallmann
1907.

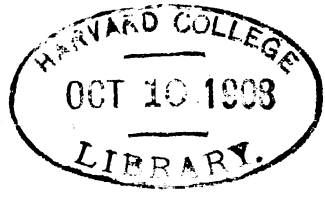
Digitized by Google

Ott. 3329.07

HARVARD COLLEGE
OCT 10 1908
LIBRARY.

Wolcott fund

Digitized by Google



# Vorwort.

Nicäa und Byzanz — um diese zwei großen Namen ranken sich die nachfolgenden Blätter mit ihren Schilderungen einer Reise, die mich jüngst an die Gestade des Marmarameeres und des Goldenen Horns geführt hat.

Nicäa, abseits von der Heerstraße gelegen, selten von einem europäischen Wanderer betreten, ist es doch wert, der christlichen Gemeinde näher bekannt gemacht zu werden. Dort ist jenes nicänische Glaubensbekenntnis entstanden, das einzige, das noch allen Kirchen der Welt gemeinsam ist und sie trotz ihrer Trennung wie eine unsichtbare Klammer zusammenbindet.

Heute tobt wieder derselbe Streit wie damals in Nicäa, der Streit um die Gottessohnschaft Christi. Und nicht wenige werden unter diesen Kämpfen kleingläubig und verzagt und meinen, der Himmel müsse einstürzen, wenn sich wieder einmal deutlicher als sonst die alte Tatsache zeigt, daß die Mehrheit der Bauleute der Zeit den Stein verwirft, den Gott zum Eckstein der Menschheitsgeschichte gemacht hat. Sie lassen sich imponieren durch die bis zum Überdruß wiederholte Phrase von dem übermalten Christusbilde oder dem byzantinischen Christus, der auf Goldgrund gemalt sei. Sie können zwar im Innersten nicht loskommen von der Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes Gottes. Aber da alle Welt so laut das Gegenteil ruft, haben sie doch nicht mehr recht den Mut, fest und unbewegt an dem alten Gottessohn festzuhalten und meinen, als Leute von Fortschritt und Bildung den modernen Tagesgöttern doch auch einige Weihrauchkörner streuen zu müssen. So lassen sie sich das A und O



Digitized by Google

alles christlichen Glaubens Stück für Stück wegnehmen und wundern sich noch, daß sie allen festen Glaubensgrund unter den Füßen verlieren.

Vielleicht kann solchen ein Besuch in Nicäa ein wenig den Glauben stärken. Je unruhiger und verwirrender die Gegenwart ist, desto nötiger und heilsamer ist das Gedächtnis der weit jenseits der Tagesleidenschaft liegenden Vorzeit, desto wohltuender und glaubensstärkender die Betrachtung der Glaubenshelden der Vergangenheit, die längst überwunden haben, und die auch unserem heutigen kämpfenden, ringenden, zweifelnden Geschlechte den Kompaß richten können, damit es des rechten Weges nicht verfehle.

Wunderbar wandelt in jener einsamen, verschütteten Stadt das Heute durch das Gestern, die Gegenwart durch die Vergangenheit. Dieselben Kämpfe wie heute spielen sich vor unseren Augen ab. Dieselben Parteien stehen sich gegenüber: eine Rechte, die vom Zeugnis des Herrn und der Apostel nicht ein Jota abstreichen läßt; eine Linke, die dies Zeugnis mit griechischer spekulativer Philosophie glaubt korrigieren und abschwächen zu müssen; eine Mittelpartei, die es mit friedlicher Vermittlung herzlich gut meint, aber selbst des ewigen Polarsterns entbehrt, und darum ihrer Zeit am allerwenigsten die Richtung weisen kann.

Seit den Tagen von Nicäa hat die Kirche nichts hervorgebracht, was an die monumentale Größe des athanasianischen Glaubensbekenntnisses heranreicht. Über die späteren Gebilde ragt das nicänische Symbolum hinweg wie die alten Pyramiden Ägyptens über die Häuschen späterer Jahrhunderte. Und darum muß dieses Glaubensbekenntnis in der Kirche aller Zeiten feststehen wie ein rocher de bronze. Jede andere Lehre von der Person des Herrn verkennt sein göttliches Wesen, das nicht von dieser Welt ist, und trägt unfehlbar den Keim des Todes und der Auflösung alles christlichen Glaubens in sich, sobald einer wie David Friedrich Strauß den Mut hat, von diesem Boden aus konsequent weiter- und bis zu Ende zu denken.

Byzanz, Konstantinopel, ist mit Jerusalem und Rom eine der drei ewigen Städte der Menschheit. Unermeßlich ist die Fülle seiner Erinnerungen, unzählig die Gesichtspunkte, von denen aus man es betrachten kann. Mir war bei meinen Gängen durch die Gassen Stambûls die Kirchengeschichte der Kompaß, nach dem ich mich hauptsächlich richtete.

Digitized by Google

Der große Kappadocier Gregor von Nazianz, der edle Chrysostomus standen vor meinen Augen, sie, die uns ein ewig denkwürdiges Beispiel gegeben haben, wie man treu und fest am Glauben an den Sohn Gottes festhalten soll, selbst wenn er eine Zeitlang scheinbar untergehen, von der ganzen Welt, Volk, Kirche, Geistlichkeit, Wissenschaft, Kaiser und Staat in Acht und Bann getan sein sollte. Die Wahrheit kann ruhig auch einmal untergehen. Weil sie Wahrheit ist, wird sie schon zur rechten Zeit wieder in neuer Herrlichkeit aufgehen wie die Sonne, die am Abend unter den Horizont gesunken ist.

Daneben fesselt uns jenes furchtbare Drama, in dem die ganze östliche Christenheit unter den vulkanischen Einflüssen innerer böser Geister und unter dem Sturme des heranbrausenden Islam wie in einem Weltbrande untergegangen ist. Wie auf dem Riesengrabe einer einst blühenden christlichen Kirche wandeln wir durch die Moscheen und durch die seltsamen Religionsformen des tartarischen Volkes, das sich gewaltsam an die Stelle der christlichen Kirche gesetzt hat.

Diese Spuren einer großen, uns nahe angehenden Geschichte habe ich auf ihren ehemaligen Schauplätzen zu verfolgen gesucht und biete sie hiermit in schlichten Schilderungen dar. Möchten sie freundliche Leser finden! Möchten sie aber auch, das ist mein herzlicher Wunsch, manchen, denen unter den Stürmen der Gegenwart das Herz verzagt und kleinmütig geworden ist, zur Stärkung ihres Glaubens dienen, wenn sie sehen, daß diese angeblich modernen Kämpfe schon sehr alten Datums und schon oft überwunden worden sind, und wenn sie aufblicken zu den großen Vorbildern der Vergangenheit, die zu ihrer Zeit einer ganzen Welt gegenüber fest geblieben sind, und die auch unser heutiges Geschlecht gewaltig mahnen zu fröhlichem Glaubensmut und zu unerschütterlicher Glaubenstreue.

Nordseebad Borkum, 1906.

**Ludwig Schneller.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Es ist ein goldener Maimorgen, so blau und weit, wie er nur irgend die zauberischste aller Städte am Goldenen Horn beleuchten kann. Die Balkanhalbinsel mit ihren Raubstaaten liegt hinter uns. Jetzt blitzt nach langer, langer Fahrt fast durch den ganzen Kontinent ein azurblauer Streifen vor uns auf — das Marmarameer!

Immer breiter wird der Streif, immer leuchtender glänzt die blaue Fläche. Jetzt pfeift die Lokomotive, der Zug hält, und der Schaffner ruft: „San Stefano!“ Neugierig streckt sich mancher Kopf zum Fenster heraus, um den Ort zu sehen, wo im Jahre 1878 die siegreichen Russen vor den Toren Konstantinopels mit den Türken Frieden geschlossen haben.

Von San Stefano an läuft die Eisenbahn hart am Ufer des Marmarameeres, der alten Propontis, nach Osten. In blauer Pracht dehnt sich das Meer, so weit das Auge reicht. Möven fliegen darüber hin, weiße Segel und stolze Dampfer beleben die Fläche.

Jetzt erscheint plötzlich zur Linken, bei der Station Jedikulé, gewaltiges, vom Alter geschwärztes Gemäuer — der erste Gruß von Konstantinopel. Zinnengekrönte Festungsmauern, von drohenden Türmen bewehrt, schauen trotzig und verächtlich auf das kleine Dampfroß herab, das, ein Symbol neuer Zeit, an den letzten Zeugen vergangener Jahrhunderte vorübereilt. Wie manchmal haben da droben die byzantinischen Kaiser gestanden und von ihren Trutzfesten siegesfroh auf die zahllosen Belagerer heruntergeschaut, während das geheimnisvolle griechische Feuer die stürmenden Kolonnen in panischem Schrecken zu Paaren trieb.

Jetzt sind diese einst so viel bewunderten Befestigungen Konstantinopels nur noch ein riesiger Grabstein einer längst abgeklungenen Epoche.

Digitized by Google

Grüne Gärten, dunkle Cypressen umrahmen die alten Bollwerke, in deren Schatten die an sie angelehnten türkischen Wohnhäuser klein wie Baukastengebäude aussehen.

Eine Zeitlang eilt der Zug zwischen Stadtmauer und Marmarameer dahin. Jetzt öffnet sich die Stadtmauer dem weltverbindenden Schienenstrang, und in großem Bogen umkreist das Dampfroß die weltberühmte Seraispitze, um nach kaum zehn Minuten am Hauptbahnhof von Konstantinopel, am Ufer des Goldenen Horns, in der Nähe der alten Sultanspaläste, Halt zu machen.

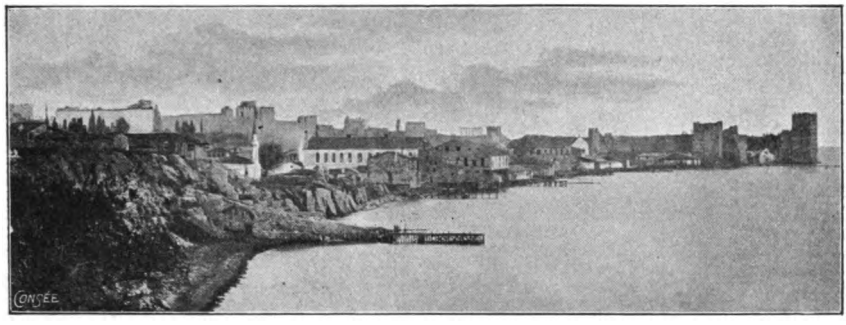
Dort steht schon spähend unser Gastfreund, Herr Himmighoffen, der meine Frau und mich an der Wagentür aufs herzlichste begrüßt. Neben ihm steht der stadt- und sprachenkundige Dragoman Jakob, dessen Führung wir uns für die nächsten Tage anvertrauen sollen, und der sofort eine Probe seiner Geschicklichkeit dadurch ablegt, daß er uns dank landesüblicher Griffe und Kniffe spielend über die gefürchteten Plackereien der Douane und des Paßbureaus hinweghilft.

Vor dem Bahnhofe schauen wir entzückt hinaus über das Goldene Horn, von dem wir seit Wochen geträumt haben. Welch ein Blick! Und welch eine Welt von Erinnerungen, die sich hier zusammendrängt! Dort, wo sich das Goldene Horn mit dem Bosporus vereinigt, streckt sich die Seraispitze ins Meer hinaus, wo einst der große Konstantin und Justinian und so viele Kaiser gewaltet haben, von deren Namen die Weltgeschichte widerhallt. Von hier aus zieht sich das Häusermeer von Alt-Stambûl in leiser Steigung hinauf bis an den fernen Horizont, überragt von einer fast zahllos scheinenden Reihe schlanker, schimmernder Minarete. Zu Füßen dieser imponierenden Weltstadt streckt sich die blaue Wasserzunge des Goldenen Horns, von einer Menge von Dampfern, Seglern, Gondeln belebt, weit ins europäische Festland hinein, während draußen auf der Meeresseite die breite Wasserstraße des Bosporus Europa und Asien voneinander scheidet. Die ganze Küste beider Weltteile ist von Städten, Ortschaften, Landhäusern wie besät. Namentlich die Städte Skutari, Kadikjöi, das alte Chalcedon, Haidar Pascha sehen von der asiatischen Seite einladend herüber. Auf europäischer Seite aber überblicken wir auch auf der anderen Seite des Goldenen Horns ein schier unabsehbares Häusermeer, drunten am Wasser die Stadt Galata, auf der Höhe darüber Pera mit den Stadtteilen Kassim Pascha und Haßkjöi, während sich nach rechts, dem Bosporus zu, die Quartiere von Top-hâne und Fyndykly anschließen.

Digitized by Google

Dies ganze unvergleichliche Bild mit seinem wunderbaren Ineinander von Land und Meer, Stadt und Land suchen sich unsere Augen einzuprägen, während wir in einem Kaik, einer jener bekannten Konstantinopeler Gondeln, neben der Brücke, die wir für diesmal verschmähen, nach Galata übersetzen. Denn die Europäerviertel, die Gasthöfe, die Botschaftspaläste der Mächte liegen ausnahmslos nicht in dem muhammedanischen Stambûl, sondern auf der anderen Seite des Goldenen Horns.

In Galata wandern wir einige Minuten durch das bunte Gewimmel einer aus allen prientalischen und occidentalischen Völkerschaften gemischten Menge, und fahren dann mit der kleinen Untergrundbahn nach Pera hinauf. Zwar unser längst vorausbestelltes und zugesagtes Zimmer im Hotel Kröcker bekommen wir nicht, da gerade gestern die deutsche Gesell-



Jedikulé.

schaft „Schlaraffia“ angekommen ist, der alles andere weichen muß. Aber in einem benachbarten griechischen Gasthause finden wir ganz leidliche Unterkunft.

* * *

Von Pera aus sehen wir drüben an der asiatischen Seite des Bosporus hinter Skutari einen Berg aufragen, der wegen seiner Aussicht über Konstantinopel und seine Umgebung berühmt ist, den Bulgurlú. Drei Platanen, die von ferne wie drei Haare auf einem kahlen Haupte aussehen, haben ihm bei den Europäern den Namen Bismarcksberg eingetragen. Dorthin machen wir unseren ersten Ausflug, um zunächst eine Übersicht zu gewinnen.

Wir gehen hinunter nach Galata, um dort mit einem Lokaldampfer zur kleinasiatischen Küste hinüberzufahren. Drunten am Goldenen Horn sehen wir wieder überrascht hinüber zu dem wunderbaren Stadtbild von

Digitized by Google

Stambûl: im Vordergrunde die Seraispitze mit einem Wäldchen von Platanen und Pinien, gleichsam ein ausgestreckter Zeigefinger Europas zum nahen Asien hinüber; weiterhin das von einer kirchturmartigen Spitze überragte Gewirre von Kuppeln, Palästen, Moscheen, aus dem sich in altehrwürdiger Majestät die Aja Sophia erhebt; und dann rechts bis hinauf zu den fernen Stadtmauern und bis Eyûb sich ausdehnend das unabsehbare Häusermeer, aus dem sich nadelgleich die weiß schimmernden Minarete der Moscheen in die unendliche Reinheit des blauen Himmels emporstrecken, während im Vordergrunde das Goldene Horn mit einem Walde von Masten, mit Dampfern, Seglern, Leichterschiffen, Kaiks das Stadtbild abschließt.

Gerade gegenüber Stambûl liegt drüben am asiatischen Ufer Skutari, das mit seinen 84 000 Einwohnern die größte Vorstadt Konstantinopels bildet, während die beiden anderen asiatischen Vorstädte Haidar Pascha und Kadikjöi sich südlich, dem Marmarameer zu, anschließen. Dorthin fahren wir auf einem der zahlreichen Dampfer, die an der das Goldene Horn überspannenden Brücke von Galata anlegen.

Drüben angekommen besteigen wir einen Wagen, der uns zunächst nach dem berühmtesten aller muhammedanischen Friedhöfe, dem von Skutari, bringt. Ein gewaltiges Totenfeld, das sich hier im Schatten uralter Cypressen wohl eine Stunde weit ausdehnt! Nicht nur die Toten von Skutari liegen hier. Auch vom jenseitigen europäischen Ufer werden viele Tote herübergebracht. Ist's die tiefgewurzelte Liebe zur asiatischen Heimat, daß diese Türken, die einst eine Woge der Weltgeschichte in seltsamer Laune von ihren tartarischen Ursitzen bis hierher in die stolze Residenz der byzantinischen Kaiser herübergetragen hat, wenigstens im Tode in asiatischer Erde ruhen wollen, bis Muhammed sie zur Auferstehung ruft? Oder ist's eine Ahnung, daß sie trotz ihrer jahrhundertelangen Gewaltherrschaft eben doch immer Fremdlinge in Europa bleiben, und daß dies ihnen einst so wehrlos gegenüberstehende Europa einmal den Fremdkörper ausstoßen wird, so daß dann doch wenigstens ihre Toten drüben in den felsigen Bergen der asiatischen Heimat schlafen, wenn der Tag des Schicksals anbricht?

Genug, tagtäglich kommen neue stille Gäste von drüben her. Im offenen Kaik liegt der Tote, mit Tüchern zugedeckt, begleitet von den nächsten Angehörigen, manchmal von einer langen Reihe von Gondeln gefolgt. Stumm zieht der Trauerzug, bei dem nur Männer zu sehen sind, über die Wasserstraße, und biegt dann hinter dem auf den

Digitized by Google

Schultern getragenen Sarge in die schwarze Nacht der Cypressen ein. Hier wird der Schläfer wie tausend andere vor ihm, das Angesicht dem heiligen Mekka zugewendet, in sein kleines Schlafkämmerlein hinabgesenkt.

Geraume Zeit fahren wir durch diesen gewaltigen, von verschiedenen öffentlichen Straßen durchzogenen Friedhof. Der düstere Ernst der majestätischen Cypressen gibt der Fahrt etwas Feierliches. So weit das Auge reicht, überall diese schwermütigen Cypressen, darunter die meist verwahrlosten Gräber der Muslimen mit ihren monotonen Grabsteinen, runden

Cypressenhain im Friedhof von Skutari.

oder viereckigen Steinsäulen mit türkischer Inschrift. Trägt die Säule einen Turban, so liegt ein Mann darunter, sind Blumen und Muschelverzierungen darauf, dann eine Frau. Unser Führer macht uns auf einzelne besonders merkwürdige Gräber aufmerksam. Wohl das prächtigste Denkmal gilt einem Lieblingspferde des Sultans. Daß ein so bevorzugtes Pferd hier gemeinsam mit den Muslimen des Tages der Auferstehung harren soll, darin scheint die muhammedanische Dogmatik nichts Anstößiges zu finden.

Die Grabschriften sprechen dieselben Gedanken aus, wie sie die Menschen zu allen Zeiten auf ihre Gräber geschrieben haben, um sich

Digitized by Google

über das Schreckensgespenst des Todes zu trösten. Sehr oft wird der Vorübergehende gebeten, eine Fâtiha, d. h. das muhammedanische Vaterunser, das erste Kapitel des Korans, für den darunter liegenden Schläfer zu beten. Andere klagen über die Vergänglichkeit des Lebens, die Grausamkeit des Todes, der auch das glücklichste Leben mitten in seiner Bahn erbarmungslos abbricht, die schönsten Blumen mitleidslos dahinmäht. Andere trösten sich, daß der Entschlafene ins Paradies gezogen sei.

* * *

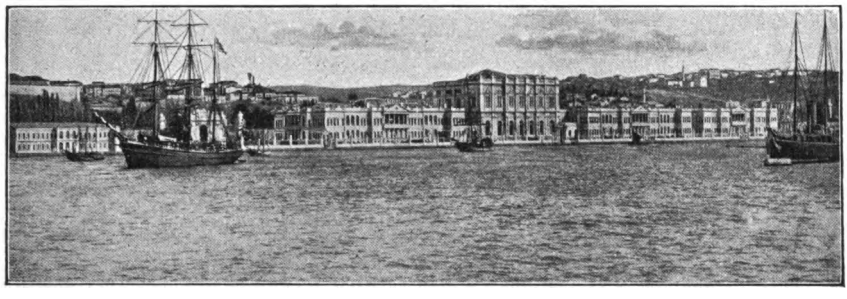
Über Stock und Stein fahren wir hinauf zum Bulgurlú. Wer nach Konstantinopel kommt in der Erwartung, hier in der nächsten Umgebung des Großherrn ein zivilisiertes Land zu finden, wird sich sehr enttäuscht fühlen. Dicht vor den Toren von Stambûl sind selbst auf den begangensten Strecken fast nirgends erträgliche Straßen zu finden. So auch hier auf dem Bulgurlú. Wiewohl hier oben selbst Mitglieder der kaiserlichen Familie ihre Schlösser haben, ist es noch niemand eingefallen, Straßen zu bauen. Wir müssen uns stellenweise, wenn es über ungefüge Felsen hinweggeht, rechts und links krampfhaft am Wagen festhalten, um nicht hinauszufliegen. Im übrigen führt der Weg aber zwischen wohlgepflegten Gärten und Weinbergen dahin. Die letzte Strecke, die nicht mehr fahrbar ist, gehen wir vollends zu Fuß hinauf bis zu dem weithin sichtbaren Wahrzeichen des Bulgurlú, den drei Platanen.

Eine unvergleichliche Aussicht in die Nähe und Ferne belohnt uns aber hier oben für alle Stöße und Püffe, die wir erhalten haben. Da liegt zunächst in der Tiefe, jenseits des Bosporus, zu unseren Füßen das gewaltige Häusermeer von Stambûl auf der wundervollen Halbinsel, die einerseits vom Marmarameer, anderseits vom Goldenen Horn bespült ist, die sich beide vorne im Bosporus vereinigen. Von der Seraispitze bis hinauf zu den alten Stadtmauern leuchtet über die Tausende von Dächern und Kuppeln jene königliche Reihe schimmernder Minarete, die dem Stadtbilde sein einzigartiges Gepräge geben. Auf der anderen Seite des vom Glanze der Abendsonne in diesem Augenblicke wirklich golden anzusehenden Goldenen Horns liegt Galata, sofort kenntlich an seinem alten Wahrzeichen, dem alles überragenden runden Turme von Galata; darüber auf der Höhe Pera mit den Palästen der Botschafter, während sich unterhalb, am europäischen Ufer des Bosporus entlang, in stolzer Pracht ein Sultanspalast an den anderen reiht. Von hier gegen Norden zieht sich in der Tiefe zu unseren Füßen wie ein schimmerndes weißes

Digitized by Google

Band die breite Wasserstraße des Bosporus vom Marmarameer bis zum Schwarzen Meere. Hinter demselben erhebt sich ein Höhenzug, von dem das prächtige Kaiserschloß des regierenden Sultans Abdul Hamîd zum Bosporus herabschaut, Yildis Kiosk, und weiter hinten am Horizonte die Berge von Rumelien. Im Süden aber glänzt bis in weiteste Ferne das Marmarameer mit dem Golf von Nikomedien, und die Prinzeninseln tauchen in rosiger Glut aus dem tiefen Blau hervor, während in weiter Ferne die Berge Bithyniens mit dem schneebedeckten asiatischen Olymp den Horizont schließen.

Ganz anders ist der Blick gegen Osten. Diese einförmigen felsigen Berge Asiens, unbebaut, einsam, starr, erinnern mich an die unwirtlichen Felswüsteneien Palästinas, die auch durch jahrhundertelange Vernach-



Dolma Bagtsche.

lässigung all ihrer Schönheit beraubt worden sind. Lange stehen wir da droben unter den Platanen, ganz versunken in das unbeschreibliche Panorama, in dem zwei Weltteile, Land und Meer, Inseln und Wasserstraßen, schimmernde Städte und unfruchtbares Land, einst und jetzt, so wunderbar miteinander verwoben sind. Aber die Sonne sinkt, es muß geschieden sein.

Fortwährend den Blick auf das im Abendrot schimmernde, vom Marmarameer, Bosporus und Goldenen Horn meerumschlungene Konstantinopel gerichtet, steigen wir zwischen Gärten und Landhäusern wieder hinunter nach Skutari, in dessen engen Gassen sich dem Auge manches echte türkische Bild bietet. Dann fahren wir mit einem kleinen Dampfer über den Bosporus nach Europa zurück.

An zweien der berühmtesten Sultanspaläste, Tschiragân und Dolma Bagtsche, deren glänzende architektonische Linien sich im Bosporus spiegeln, fahren wir vorüber. Bei Beschiktasch steigen wir an Land, um sie näher zu besichtigen. Der Tschiragânpalast ist ein Prachtbau von ungeheuern

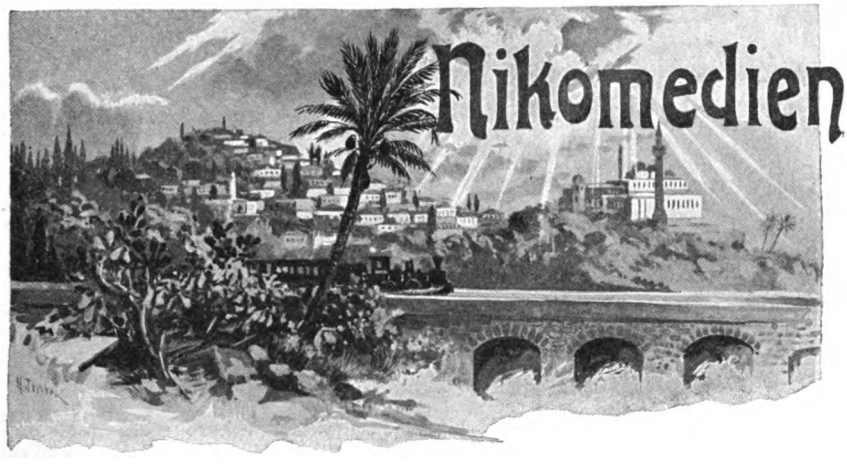
Digitized by Google

Dimensionen. Seine Front ist fast einen Kilometer lang. Auf Marmorsäulen ruhen seine Dächer und Prachtsäle. Der ans Fabelhafte grenzende Luxus im Innern und Äußern, die stolze Raumverschwendung, die unvergleichliche Lage am blauen Wasserspiegel des Bosporus, im Angesichte der Berge Europas und Asiens, machen ihn zum schönsten Palast von ganz Europa. Eine ungeheure, mehr als haushohe fensterlose Mauer, die den Palast von der Stadtseite abschließt, fällt uns auf, sie mutet uns an wie die Mauer eines unheimlichen Gefängnisses. Hier ist auch in der Tat ein Gefängnis. Denn hinter dieser Mauer befindet sich der Harem des Sultans, wenn ein solcher hier residiert. Da leben sie von der Welt abgeschieden, die Schönsten, die man für den Großherrn zusammengekauft hat, wie gefangene Singvögel, die im goldenen Käfig sitzen und doch sich nach der Freiheit im grünen Walde zurücksehnen.

Zur Linken steht der von Abdul Medschîd im Jahre 1853 erbaute Palast Dolma Bagtsche, dessen Front sich gleichfalls 850 Meter weit am Bosporus hinzieht. Aus Marmor sind seine Terrassen und Balustraden gebaut, Alabaster und das köstlichste Gestein der Erde schimmert von seinen Verzierungen herunter auf die lieblichen Gärten und das blaue Gewässer, das an seinen Grundmauern leise rauscht. In märchenhafter Pracht soll dies Wunderschloß glänzen, wenn man nachts bei Mondschein im stillen Kahn daran vorüberfährt.

Aber noch an einer merkwürdigen Stätte bleiben wir in Baschiktasch stehen. Ein altes Grabmal ist's, das im stillen Schatten einer mächtigen Platane liegt. Hier liegt ein kühner, stolzer Seeräuber begraben, dessen verwegene Abenteuer ihn vom armen Jungen zum stolzesten Seehelden seiner Zeit gemacht haben, und dessen Name im 16. Jahrhundert die ganze Welt mit Schrecken erfüllte, Cheireddîn Barbarossa. Zweimal hat dieser Sohn eines griechischen Renegaten Kaiser Karl V. auf hoher See in die Schranken gefordert. Es gab Zeiten, wo er der einzige Herr des Mittelmeers zu sein schien, dessen rauhem Gebot sich alles fügte. Vor einigen Jahren habe ich nicht ohne Bewunderung seine Spuren in Algier und Tunis verfolgt. Nach einem Leben voll wilder Erfolge ist er im Jahre 1546, im Todesjahre Luthers, hier gestorben und unter dieser Platane bestattet worden. Die türkische Inschrift auf seinem Grabgebäude lautet: „Hier ist das Grab des Eroberers von Algier und Tunis, des seligen Cheireddîn Pascha, dessen sich Allah erbarmen möge!"

Digitized by Google




Unser während der Eisenbahnfahrt von Köln nach Konstantinopel sorgsam zusammengestellter Plan zur Besichtigung Konstantinopels kann nicht durchgeführt werden. Denn alle von Fremden besonders bevorzugten sehenswürdigen Orte der Stadt und ihrer Umgebung stehen jetzt unter dem Zeichen der „Schlaraffia", die in mehreren gesonderten Scharen von Herren und Damen und Führern abwechselnd dieselben Orte besichtigen, die auch auf unserem Programm stehen. Überall mit ihnen zusammenzutreffen, ist eine wenig angenehme Aussicht. Nicht als ob die „Schlaraffen" selbst unangenehme Menschen wären, — im Gegenteil, schon ihr Name berührt eine Saite, die in jeder Menschenbrust mitklingt, wenn vom dolce far niente des Schlaraffenlandes die Rede ist. Aber nichts stört mehr den Genuß und die Aufnahme lebendiger Eindrücke an historischen Stätten, als wenn man sie herdenweise besichtigen muß.

Da ich nun gleichzeitig heute erfahre, daß ich in den nächsten Tagen mit meinen amtlichen Anliegen bei der Kaiserlichen Botschaft nicht ankommen kann, beschließe ich, nach Kleinasien hinüberzureisen, um einige kirchengeschichtlich hoch bedeutsame Orte aufzusuchen, nach denen mein Sinn schon lange gestanden, die ich aber kaum je mit Augen zu sehen gehofft habe: Nikomedien und Nicäa.

* * *

Digitized by Google

In Haidar Pascha, jenseits des Bosporus, besteige ich die Bagdadbahn, um nach Nikomedien, dem heutigen Ismid, zu fahren. Die in Deutschland gebauten Wagen und der ganze äußere Zuschnitt der Bahneinrichtungen erinnern ganz an heimatliche Verhältnisse.

Die Fahrt geht fast immer am Ufer des Marmarameeres dahin, das sich allmählich mehr und mehr zum Golf von Ismid verengt. Gerade uns gegenüber steigen aus der blauen Flut die Prinzeninseln Proti, Antigoni, Chalki und Prinkipo empor. Diese paradiesisch scheinenden Eilande, auf denen sich so viel Schönheit der Erde zusammendrängt, und die mit ihrem rötlichen Gestein jetzt unter den Strahlen der Morgensonne in einem fast glühenden Rot wie Rubinen aus der blauen Fassung des Meeres hervorschimmern, scheinen wie geschaffen, um Herz und Auge zu entzücken. Und doch haftet gerade an ihnen aus der byzantinischen Geschichte gar manche dunkle Erinnerung. Entthronte Kaiser und Kaiserinnen, unbequeme Prinzen und Prinzessinnen wurden, vielfach vorher geblendet, hierher geschafft, um hier in ihrem meerumfluteten Gefängnis bis an ihr Ende unschädlich gemacht zu werden. Da saßen sie dann Jahr für Jahr, das herrliche Konstantinopolis mit seinen leuchtenden Kuppeln und Palästen zum Greifen nahe, und doch von seinem brausenden Leben für immer in unerreichbare Ferne verbannt. Davon haben die Eilande bis zum heutigen Tage den Namen Prinzeninseln behalten.

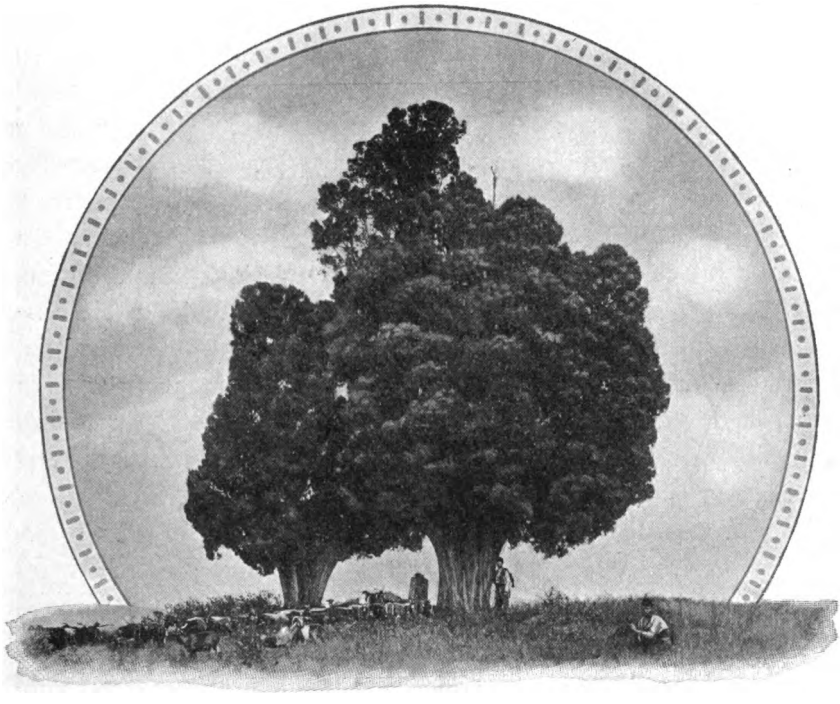
* * *

Bei der Station Gebse, da wo sich der Golf von Nikomedien zu verengen beginnt, fallen uns auf einer Höhe links von der Eisenbahn zwei gewaltige Cypressen auf, die träumerisch ins Tal und aufs Meer herabschauen.

In ferne Vergangenheit führen sie uns zurück. Sie halten Totenwache über dem Grabe eines der größten Kriegshelden der Weltgeschichte, dessen Spuren ich vor einigen Jahren in Nordafrika verfolgt habe, des großen Römerfeindes Hannibal. Nachdem er ein Leben lang mit unbeugsamer Willenskraft und strahlender Feldherrngröße das mit flammender Glut gehaßte Rom mit Taten bekriegt hatte, deren Widerhall noch laut durch ferne Jahrhunderte vernommen wird, sah er am schrecklichen Tage von Zama Reich und Vaterland und Hoffnung für immer ins Grab sinken. Als Flüchtling wandte er dem afrikanischen Boden den Rücken, wohl wissend, daß die Römer nicht ruhig schlafen könnten, so lange sie

Digitized by Google

den Mann in Freiheit wußten, dessen Namen sie mehr fürchteten als eine ganze Armee. Beim syrischen Könige Antiochus fand der weltberühmte Recke gastliche Aufnahme. Aber der römische Jäger beschloß das edle Wild, das ihm entgangen war, zu Tode zu hetzen. Sie verlangten von Antiochus die Auslieferung ihres Todfeindes. Da floh Hannibal hierher ins bithynische Land, klopfte an der Tür des Königs Prusias an und wurde ehrenvoll aufgenommen. Aber auch hier erschienen die römischen



Grab Hannibals.

Gesandten, und Prusias wußte nicht, wie er seinen Gast vor der Übermacht Roms schützen solle. Da sprach der alte Held: „So will ich denn die Römer von der Furcht vor mir befreien, wenn sie den Tod eines alten Mannes nicht erwarten können". Sprach's, ging hinauf in die einsame Burg Libyssa, die einst auf dieser Höhe stand, und rief selbst den Tod durch Gift herbei. Dort wurde er auch begraben, und die beiden Pinien, wahre Riesen ihrer Gattung, bezeichnen seine Grabstätte.

Da droben schläft seither der Leib des gewaltigen Mannes, vor dem einst die Welt gezittert, und zu dessen Heldengröße wir schon als Knaben



Digitized by Google

in der Quarta aufgeschaut, den letzten Schlaf. Die Winde wehen zuweilen herüber von seinem geliebten Afrika, und dann raunt und flüstert es in den Zweigen der Riesenbäume bald wie hoher Heldengesang, bald wie ein ewiges Requiem.

* * *

Wir fahren durch Bithynien. Dies ganze Land, zu dem auch jene blauen Berge jenseits des Golfes gehören, kann man im weiteren Sinne mit als Wiege des Christentums bezeichnen.

Die Station Maltepe, an der wir vorhin vorübergefahren sind, hat uns lebhaft daran erinnert, denn hier soll nach der Volkssage der Apostel Paulus gepredigt haben. Ein historischer Anhalt besteht zwar hiefür nicht. Aber Tatsache ist, daß der Apostel nach Ap.-Gesch. 16, 7 versucht hat, in Bithynien zu predigen. Und wenn er auch wahrscheinlich nicht so weit nördlich kam, seine jahrelang dauernde Tätigkeit in den angrenzenden Landschaften Galatien, Mysien, Lydien, insbesondere in Ephesus, wo er mit einem ganzen Stabe apostolischer Gehilfen die Ausbreitung des Evangeliums nach allen Himmelsrichtungen betrieb, scheint in dem kurzen Zeitraum eines halben Jahrhunderts in ganz Kleinasien einen ungeheuern Umschwung hervorgebracht zu haben. Schon damals muß die ganze Küste des Marmarameeres und des Schwarzen Meeres mit einer ununterbrochenen Reihe von christlichen Gemeinden besetzt gewesen sein. Denn der Apostel Petrus adressiert seinen ersten Brief ausdrücklich hierher. Und schon ums Jahr 110 meldet der römische Statthalter von Bithynien, Plinius der Jüngere, dem Kaiser Trajan in einem noch vorhandenen Briefe, daß das Christentum sich dermaßen ausbreite, daß die Tempel veröden und das Opferfleisch fast nicht mehr gekauft werde, während die Christen sich hartnäckig weigern, das Bildnis des Kaisers und die Götter zu verehren.

Noch untersagt der humane Kaiser das absichtliche Aufspüren der Christen. Aber wie ein fernes Donnerrollen über die Christen des ganzen Römerreiches hin klingt es doch, wenn der Kaiser schon in diesem ersten Erlaß, der sich mit ihnen beschäftigt, die Bestimmung trifft, daß die auf gesetzlichem Wege des Christentums Überführten mit dem Tode bestraft werden sollen. Noch konnten die Ruhigen, Zaghaften, Schwachen sich durch vorsichtige Zurückhaltung retten. Den Kühnen und Vorwärtsdrängenden aber eröffnete sich jetzt schon die blutige und erhebende Aussicht des Martyriums.

Digitized by Google

So hat jener amtliche Bericht, den der Prokonsul Plinius hier aus diesem bithynischen Lande nach Rom schickte, den Anlaß zu dem ersten, folgenschweren Todesurteil gegeben, das dem jungen Christentum im römischen Reiche gesprochen worden ist. Und schon damals mag mancher Christ an den Küsten dieses herrlichen Golfs von Ismid den Märtyrertod erlitten haben.

* * *

Nach vierstündiger Fahrt kommen wir am Ostende des Golfes in Ismid, dem alten Nikomedien, an. Schon von weitem können wir die stolze Lage der alten Kaiserstadt bewundern, deren Häuser sich, vielfach von dunkeln Cypressen und hellgrünen Bäumen überragt, vom Meeresufer bis auf die Höhe ihrer beiden Hügel erheben.

Das heutige Ismid bietet nicht viel Interessantes. Ein Gang durch die Straßen zeigt das Bild einer türkischen Provinzstadt, in der Türken und Armenier, begünstigt durch die vorteilhafte Lage am Meere, allerlei Handel und Gewerbe treiben. Einige Fabriken, die der Regierung gehören, und in denen teils Tuch, teils die bekannten roten Türkenmützen hergestellt werden, beschäftigen zahlreiche Arbeiter. Doch ist Ismid mit seinen 25 000 Einwohnern nur noch eine klägliche Nachfolgerin der stolzen Kaiserstadt Nikomedien, die einst hier gestanden hat.

Im Jahre 264 v. Chr. von Nikomedes I. gegründet, war Nikomedien lange Zeit die Residenz der Könige von Bithynien. Hier weilte der seltsame Kaiser Hadrian und schwelgte in asiatischem Luxus und glänzenden Festen. Hierher wurde, als der Stern des alten Rom zu erbleichen begann, durch Diokletian die Kaiserresidenz verlegt. Weitab von dem einst so erlauchten Palatin, hier an den Küsten des Marmarameeres, war nun der beherrschende Mittelpunkt der Welt. Dort droben auf jener Höhe, wo jetzt das verfallende Lustschloß des Sultans Abdul Asîs zu sehen ist, soll der Kaiserpalast gestanden haben, in dem sich aller Glanz und alle Macht der damaligen Welt vereinigte, und von dem aus Diokletian, der Sohn eines dalmatinischen Sklaven, die Welt regierte.

Wer erinnerte sich nicht, welche schrecklichen Blutbefehle hier von dem bithynischen Kaiserschlosse ausgegangen sind, um das immer mehr überhandnehmende Christentum vom Erdboden zu vertilgen! Zwei Jahrhunderte waren hingegangen, seitdem Plinius von dieser Provinz aus seine bekannte Anfrage an den Kaiser Trajan gerichtet hatte, und das Angesicht der Welt hatte sich seither infolge der Predigt vom Kreuze, die von dem



Digitized by Google

kleinen Palästina aus durch tausend große und kleine Boten verbreitet worden war, schier bis zur Unkenntlichkeit verändert. Der Glanz der alten Götter war erbleicht. Die Tempel des Zeus und des Apoll und der Aphrodite standen mehr und mehr verödet. Im ganzen Reiche, besonders aber hier in Kleinasien, ragten christliche Kirchen über die Häuser der Städte empor. Hier in Nikomedien erhob sich gerade gegenüber dem Kaiserpalaste die prächtige christliche Kirche. Auch der geistige Widerstand des Heidentums ließ nach. Das Christentum hatte sich in der Anerkennung der Mitwelt als eine geistige Macht ersten Ranges längst durchgesetzt, und die törichten Vorwürfe des Atheismus und geheimer Verbrechen waren längst verstummt.

Jetzt kam mit Diokletian ein Mann des Schicksals an die Spitze. Er selbst, der eine fast märchenhafte Laufbahn durchgemacht hatte, von der Gesindestube der Sklaven bis zum Kaiserthron, glaubte sich von Zeus dazu berufen, das ungeheure römische Weltreich neu zu ordnen. Und in politischer Hinsicht ist ihm das auch dank seiner bewundernswerten staatsmännischen Weisheit in hohem Maße gelungen. Aber zugleich glaubte er, vom Schicksal dazu bestimmt zu sein, schon um der Einheit des Reiches willen das wankende Reich der olympischen Götter für alle Zeiten wieder aufzurichten.

Es war ein kühner Schlag, den der selbstbewußte Diademträger zu führen beschloß, als er seine ganze kaiserliche Macht gegen den Helden von Golgatha aufbot. Man begreift nicht, wie ein so kluger Rechner und scharfblickender Staatsmann sich so verrechnen konnte. Hatte doch das Christentum in allen Schichten der Bevölkerung des ganzen Reiches unzählige Anhänger! Selbst im Kaiserpalaste gingen hohe Staats- und Hofwürdenträger täglich aus und ein, die sich offen zum Gekreuzigten bekannten. Ja, man flüsterte sogar, daß die eigene Gemahlin des Kaisers selbst, und sogar seine Tochter Valeria, die Gemahlin des furchtbaren Unterkaisers Galerius, des blutigsten Christenfeindes, dem Glauben der Nazarener stark zuneigten. Etwas ganz Unmögliches aber unternahm er, wenn er wähnte, diese ganze geistige Revolution der damaligen Welt ohne Blutvergießen durchsetzen zu können.

Dort droben auf der Höhe der Stadt wurde das Signal zur allgemeinen Christenverfolgung gegeben, als in der Morgenfrühe des 23. Februar des Jahres 303 der Gardepräfekt mit seinen Prätorianern anrückte, um die dort droben stehende christliche Kirche zu zerstören. Donnernde Axthiebe an den Kirchentüren meldeten den Priestern die Ankunft der

Digitized by Google

Feinde. Die Prätorianer stürmten herein, raubten alle Schätze und machten die prächtige Basilika dem Erdboden gleich. Der Kaiser konnte von den Fenstern seines Palastes aus zusehen.

Von da an folgte Blitz auf Blitz von dieser für das ganze Reich unheilvollen Höhe. Ein Edikt folgte dem anderen, immer schärfer, immer drohender. Galerius, gleich seinem Schwiegervater ein Emporkömmling, der es durch Energie und militärische Tüchtigkeit vom Hirtenknaben bis zum Kaiser gebracht hatte, stachelte den alternden Diokletian zu immer neuen Blutbefehlen an. Und als nun gar kurz nach der Zerstörung der nahen Kirche Feuer im kaiserlichen Palaste ausbrach, das natürlich die Christen angelegt haben mußten, da schienen alle wilden Furien gegen die recht- und schutzlosen Christen losgelassen zu sein. Der ganze Hof mußte dort droben antreten und in Gegenwart des Kaisers sich durch Teilnahme am Götteropfer vom Verdachte des Christentums reinigen. Zuerst kam die Gemahlin des Kaisers und seine Tochter an die Reihe. Sie fürchteten sich und opferten. Die christlichen Hofbeamten blieben standhaft und weigerten sich. Da wurden sie mit Geißeln blutig gepeitscht. Die einen wurden aufgehängt, anderen wurde buchstäblich die Haut abgezogen, wieder andere nach schrecklichen Martern auf glühenden Rosten langsam gebraten.

In Nikomedien war der Anfang gemacht, die Fortsetzung erstreckte sich gleich den Wellen eines Erdbebens in alle Himmelsrichtungen des Reiches hinaus. Alle Gottesdienste wurden verboten. Die Vernichtung aller Kirchen und Bibeln im ganzen Reichsgebiete wurde befohlen. Wie auf Kommando begannen die Martern der standhaften Christen an allen Orten, während Tausende schwach wurden und den alten Göttern opferten. Ströme von Blut flossen. Das ganze römische Imperium hallte wieder von den Seufzern gemarterter und sterbender Christen. Aber staunend sah auch die Welt ein Schauspiel, das sie noch nie gesehen hatte: ein durch eine gemeinsame Hoffnung und einen gemeinsamen Glauben verbundenes, durch alle Länder der Erde verbreitetes Volk, das lieber den grausamsten Tod erduldete, als daß es von diesem Glauben gelassen hätte. Noch niemals hatte man dergleichen erlebt.

Erschrocken sah auch der Kaiser auf dies furchtbare und an heroischen Zügen reiche Schauspiel, das er entfesselt hatte. Dies entsetzliche Blutvergießen hatte er nicht gewollt. Er hatte geglaubt, kaiserlicher Wille und staatsmännische Kunst werde genügen, um die Menschen ohne viel Widerstand zu den alten Göttern zurückzuführen. Jetzt war seine ganze,

Digitized by Google

sonst so erfolgreiche Staatskunst an diesem religiösen Problem gescheitert, und mit dem Namen eines Blutmenschen war er künftighin vor der Geschichte gebrandmarkt. In gedrückter Stimmung dankte er im Jahre 305, zwei Jahre nach jenem verhängnisvollen Edikte, ab und überließ das bis in seine Tiefen erzitternde Reich seinem Unterkaiser und Nachfolger Galerius. Es war ihr guter Geist nicht, dem damit die Christen überliefert wurden.

* * *

Mit grausamer Härte ergriff Galerius die Zügel des Reiches. Entsetzliche Qualen, die die Feder sich sträubt niederzuschreiben, sann er aus, und durch das ganze Reich wütete die Christenschlacht. In Massen wurden die Christen gemordet, nicht selten die ganze in der Kirche versammelte Gemeinde mitsamt dem Gotteshause verbrannt. Bis zum Jahre 308, ja teilweise bis ins Jahr 310 hinein dauerte die Blutarbeit, bis das Heidentum selbst erschöpft das gräßliche, und dennoch fruchtlose Unternehmen aufgab. Zu Tausenden waren die besten Glieder der Kirche getötet, zu Tausenden waren auch die Halben und die Schwachen abgefallen. Aber die christliche Kirche als solche hatte die Feuerprobe glänzend bestanden. Wie der Vogel Phönix ging sie verjüngt aus den Flammen hervor. Der Staat aber war bis in seine Fundamente erschüttert. Statt des „goldenen Zeitalters", das Diokletian hatte heraufführen wollen, hatte er die große Ära der Märtyrer heraufbeschworen, die das ganze Reich zu einem Kriegsschauplatz gegen seine besten Bürger verwandelt hatte. Selbst von den Heiden fluchten die Edleren dem Namen Diokletians und Galerius wegen dieser unerhörten Greuel.

Da erschien, abermals dort droben im Palast von Nikomedien, am 30. April des Jahres 311, wiederum ein Edikt des Galerius, in welchem er zum größten Erstaunen der Welt die ganze Christenverfolgung kurzer Hand aufhob und die rechtliche Existenz der christlichen Kirche anerkannte. Das war das gewaltigste „Tandem vicisti Galilaee!" (Endlich hast du gesiegt, Galiläer!) das die Welt gesehen hat. Verzweiflung an einen schließlichen Erfolge, eine Ahnung von der Ohnmacht des Heidentum gegenüber der unverwüstlichen Lebenskraft des Christentums, die sich immer weiteren Kreisen des Reiches regende Entrüstung über das V regiment, aber wohl auch nagende Gewissensbisse über die Strön schuldig vergossenen Blutes angesichts des nahenden Todes möge Kaiser dazu bewogen haben.

Digitized by Google

Er selbst lag, als das Edikt erschien, schon droben im Palast, ein dem Tode unrettbar verfallener Mann. Nur noch wenige Tage litt er unter den furchtbaren Schmerzen einer Abscheu erregenden Krankheit, die er sich durch sein ausschweifendes Leben zugezogen hatte. Dann lag die Kaiserleiche droben im Palast, und die Christenheit hatte durch seine letzte Regierungshandlung Freiheit und Frieden erlangt, während er selbst vor einem höheren Richterstuhl gefordert war.

Ismid, das alte Nikomedien.
Im Vordergrunde angebliche Trümmer des Palastes Diokletians.

Und wunderbar, wiederum von demselben Palast in Nikomedien wurde, nachdem Kaiser Konstantins aufsteigender Stern im Abendlande den Kaiser Maxentius, im Morgenlande mit Hilfe des Licinius den christenfeindlichen Maximin besiegt hatte, zwei Jahre nach dem Tode des Galerius, am 13. Juni des Jahres 313 gemeinsam von den beiden siegreichen Kaisern Konstantin und Licinius das berühmte Toleranzedikt erlassen, in welchem den Christen volle Religionsfreiheit durchs ganze ch zugesichert wurde.

Der zurückgetretene Diokletian, der sein einst mit so stolzen Hoffnungen onnenes Lebenswerk so gründlich gescheitert sah, legte in seinem Palaste

Digitized by Google

in Salona, dem heutigen Spalato in Dalmatien, selbst Hand an sich und starb durch Gift, dem neu aufsteigenden Stern des Christentums die Welt überlassend.

Das alles ist dort auf dem Stadthügel von Ismid geschehen, dessen Häuser aus dem Grün ihrer Mandel-, Granat- und Olivenbäume und aus dem Dunkel ihrer Cypressen so heiter lachend zu uns herniederschauen. Was Wunder, wenn uns diese Höhe wie ein gewaltiger Meilenstein an der Straße der Weltgeschichte, das untergegangene Nikomedien aber wie ein riesiges Grabmal des Heidentums vorkommt, zugleich aber auch wie ein leuchtendes Denkmal der weltüberwindenden Macht des christlichen Glaubens!

* * *

Die Abendsonne liegt blendend über dem Marmarameer und den fernen Schneeketten des Olymp, wie wir am Abend, nach Konstantinopel zurückkehrend, in Haidar Pascha dem Zuge entsteigen, um zum Schluß noch eine denkwürdige Walstatt zu besuchen, wo wenige Jahre nach dem Tode des Diokletian mit eisernen Würfeln um das Schicksal der Welt gespielt und der Gang der Weltgeschichte in ungeahnte Bahnen gelenkt worden ist.

Wir wenden uns noch einmal jenem ungeheuern Cypressenhaine zu, der den muhammedanischen Friedhof von Skutari bezeichnet und der, von der Abendsonne vergoldet, nahe vor uns liegt. Die große Ebene von Haidar Pascha, die sich zu seinen Füßen ausdehnt. ist das Schlachtfeld, auf dem im Jahre 324 Konstantin seinen morgenländischen Rivalen Licinius aufs Haupt schlug und damit die Herrschaft des ganzen östlichen und westlichen Reiches wieder in seiner Hand vereinigte.

Mit diesem großen Tage, den Konstantin angesichts des drüben auf dem europäischen Ufer schimmernden Byzanz erfocht, hatte er den Zenith seines beispiellosen Glückes erstiegen. Alle seine Feinde waren niedergeworfen. Von nun an war er unumschränkter Herrscher der ganzen römischen Welt. Wenige Meilen von Nikomedien, wo noch vor zehn bis zwanzig Jahren die schrecklichsten Blutbefehle gegen das Christentum ausgingen, wurde hier auch äußerlich der Lorbeer des Sieges um das heilige Zeichen des Kreuzes gewunden. Der Sieg des Christentums über das Heidentum war für lange Zeit besiegelt.

Digitized by Google

# Nicäa.

Nach Nicäa! Wer irgend die Geschichte der christlichen Kirche kennt und weiß, was für einen beherrschenden Einfluß diese Stadt auf deren ganze künftige Gestaltung gehabt hat, der wird es verstehen, wenn ich mich heute mit besonders froher Erwartung von Pera aufmache, um die Reise nach der alten Konzilstadt anzutreten.

Es ist ein goldener Maimorgen. Feierliche Stille liegt noch über den Gassen von Pera, durch welche ich, zuweilen vorsichtig über eine Gruppe von träge daliegenden schmutzigen Straßenhunden hinwegschreitend, den Weg nach Galata hinunter einschlage. Es ist ja heute nicht nur Sonntag, sondern nach dem griechischen Kalender auch erster Osterfeiertag.

Ich kann es nicht unterlassen, im Vorübergehen für einen Augenblick in eine offen stehende griechische Kirche einzutreten. Da strahlt alles von angezündeten Kerzen. Festlich gekleidete Griechen gehen ab und zu. Von Palästina her weiß ich, wie man sich am Ostermorgen in der ganzen anatolischen Kirche grüßt. Wie ich daher in der Vorhalle an einer Gruppe von Männern vorübergehe, grüße ich sie: „Ho kyrios anésti!“ „Alethôs anésti“ antworten sie wie aus einem Munde. („Der Herr ist auferstanden!“ — „Er ist wahrhaftig auferstanden!“) Vor der Kirche werden Bilder von der Auferstehung des Herrn, in allen Straßen buntfarbige, mit eingravierten Bildchen und Inschriften versehene Ostereier, Blumensträuße und Palmzweige feilgeboten.

An der sogenannten Neuen Brücke, die übers Goldene Horn von Galata nach Stambûl führt, treffe ich Herrn Himmighoffen, der zu meiner großen Freude die Reise nach Nicäa mitmachen will. Wir tragen beide ein geschnürtes Bündel, dessen Inhalt auf das Allernotwendigste beschränkt ist. Denn Gepäck, dieses lähmende Bleigewicht auf allen Reisen, kann

Digitized by Google

man auf dieser Fahrt gar nicht brauchen. Schon stehen wir auf der Landungsbrücke des Dampfers, der uns über den Bosporus nach Haidar Pascha hinüberbringen soll, um mit dem Frühzuge der Bagdadbahn in achtstündiger Fahrt bis Mékedsche zu fahren, von wo uns vorausbestellte Reitpferde nach Nicäa tragen sollen. Da erfahren wir zu unserem Schrecken, daß unser Zug, der einzige, der heute bis Mékedsche fährt, bereits abgefahren sein muß, eine halbe Stunde früher, als das griechische Tageblatt von gestern abend angegeben hat.

Unsere Verlegenheit ist groß. Wem jemals der Zug vor der Nase abgefahren ist, wird unsere Empfindungen zu würdigen vermögen. In diesem Falle ist aber die Sache besonders schlimm. Mein Begleiter kann sich für die Reise nur mit Hinzunahme eines Sonntags freimachen, und ich, des Türkischen und Neugriechischen unkundig, kann ohne ihn kaum reisen. Schon denken wir sehr betrübt daran, das ganze, so schön ausgedachte Unternehmen aufzugeben, da kommt ihm ein rettender Gedanke. Ein Dampfer fährt nach einer halben Stunde quer übers Marmarameer nach dem Golfe von Mudania, und zwar nicht nur bis Mudania, der Hafenstadt von Brussa, sondern bis nach Gemlek am Ostende des Golfes. Von dort könnte uns morgen früh ein Wagen in das eine kleine Tagereise entfernte Nicäa, das heutige Isnik, bringen.

Bei diesem rettenden Gedanken erheitern sich unsere bekümmerten Gesichter wieder, und schon beginnt mir das anfangs sehr zweifelhaft aufgenommene griechische Sprichwort einzuleuchten, das Herr Himmighoffen vergnügt zitiert: „Kathe embodio dia kálo“ d. h. jedes Hindernis führt zu etwas Gutem. Denn es ist keine Frage, daß unser Programm dadurch, daß wir die Hinreise übers Meer und am alten Askaniasee entlang, die Rückreise aber mit der Bagdadbahn machen, eine sehr willkommene Bereicherung erfahren wird.

* * *

Wir fahren auf dem Marmarameere dem Golfe von Mudania zu. Die Seraispitze, Skutari, Kadikjöi liegen längst hinter uns. Den nach Osten weit ins Land hineingestreckten Golf von Nikomedien lassen wir links liegen und fahren an den rötlich schimmernden Prinzeninseln vorüber.

Zu Dutzenden umkreisen wie in den Tagen des Arion mächtige Delphine unser Schiff und fesseln die Passagiere stundenlang durch ihre anmutigen und raschen Bewegungen. Wunderbar, wie sie mit der Kraft ihrer Flossen den mächtigen Körper pfeilschnell bewegen können, so daß sie

Digitized by Google

nicht nur mühelos mit uns Schritt halten, sondern auch wie spielend vorne vor dem scharfen Bug die Bahn des im schnellsten Laufe befindlichen Dampfers kreuzen, dabei sich bald auf den Rücken, bald auf die Seite legen oder mit mächtigem Luftsprung einen Augenblick in den warmen Sonnenschein emportauchen.

Nach sechsstündiger Fahrt legt unser Dampfer in Mudania an und wendet sich dann ostwärts nach Gemlek. Dieser letzte Teil der Fahrt ist der schönste. Der Golf wird enger und ist auf beiden Seiten von Bergen eingerahmt, die stellenweise mit großen, dunklen Olivenwäldern bedeckt sind. Dazwischen liegen grüne Getreidefelder, und ab und zu sieht man auf den Höhen ein freundliches Dörfchen. Zur Rechten überragt die Uferberge weithin der ferne asiatische Olymp, dessen leuchtende Schneeketten an die Formationen des Libanon erinnern.

An den Ufern sehen wir mächtige, Hunderte von Metern lange Fischernetze quadratförmig ausgespannt, an den vier Ecken durch Pfähle festgehalten, die in den Meergrund eingerammt sind. Auf einem Pfosten sitzt in wenig beneidenswerter Lage einsam, einige Meter über dem Wasser, der Wächter, auf seine Beute lauernd. Sobald eine genügende Menge von Fischen in das Netz gerät, zieht er mittels eines Strickes zu und ruft durch ein Signal seine Gesellen herbei, um den Fang zu bergen.

* * *

Unser Dampfer läßt die Anker fallen, und wir sehen dicht vor uns Gemlek, das ehemalige Prusa ad mare der Römer. Zur Rechten erhebt sich 500 m hoch der kühn gestaltete Katyrli Dagh. Zu seinen Füßen dehnt sich das Städtchen mit seinen schmucken weißen Häusern und seinen roten Ziegeldächern an der ganzen Kreislinie des Meerbusens aus, ringsum auf den Höhen von dunkeln Olivenwaldungen eingerahmt.

Gemlek ist eine griechische, also christliche Stadt. Nur ein einziges bescheidenes Minaret, das sich im südlichen Stadtteil zwischen dunkeln Cypressen erhebt, erinnert daran, daß wir uns in muhammedanischen Landen befinden. Mit seinen netten, sauberen, bis hart an das Felsenufer des Meeres hin gebauten Häusern, in deren Fenstern sich die Nachmittagssonne blitzend spiegelt, macht das Städtchen einen lieblichen, friedlichen Eindruck. Ein paradiesisches Fleckchen Erde, am äußersten Ende des weltvergessenen Golfs versteckt, weit mehr einer kleinen italienischen Stadt am sizilischen Meere, als einem türkischen Orte gleichend. Die Anmut des Stadtbildes wird erhöht durch die zahlreichen, im jungen

Digitized by Google

Grün des Frühlings prangenden Pappeln und Platanen, die noch weit häufiger als die sonst so beliebten schwarzen Cypressen die Häuser überragen.

Nahe am Ufer liegt das Hotel Olympos. Dahin lenken wir unsere Schritte. Wir kommen zunächst in einen mächtigen, gegen die Unbilden der Witterung oben gedeckten Hof, der Wagen, Pferde, Karawanen aufnimmt. Nach dem Meere zu liegen mehrere hübsche Gastzimmer, deren eines wir in Beschlag nehmen.

Dann gehen wir hinein in die Stadt. Wir haben in Erfahrung gebracht, daß ein Herr Alexander Cangelari, der den Betrieb der hiesigen Chromminen in Händen hat, die hervorragendste Persönlichkeit des Städtchens ist. Wir beschließen daher, ihm einen Besuch zu machen und uns bei ihm über die beste Art der Fortsetzung unserer Reise Rats zu erholen.

Der günstige Eindruck, den uns Gemlek schon vom Meere aus gemacht hat, wird beim Gang durch die Straßen noch erhöht. Alles ist sauber, alles blank. Mag sein, daß das heutige Osterfest das Seine mit dazu beiträgt. Aber wir, die wir von Stambûl und Pera kommen, wo man oft mit verwegenen Sprüngen über Pfützen und widerliche Straßenhunde hinwegsetzen muß, empfinden den Kontrast gegen die Türkenstädte äußerst angenehm.

Die geräumigen Straßen sind fast überall von einer doppelten Reihe grüner Bäume eingefaßt. Bald sind es Maulbeerbäume, die bei der eifrig betriebenen Seidenraupenzucht das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, bald Platanen und Akazien. Auch die einzelnen Häuser tragen vielfach ein grünes oder farbiges Kleid. Üppiges Geißblatt rankt sich um die Haustüren; mächtige Glycinien überziehen die Häuser mit violettseidenem Mantel; baumartige Reben umschlingen die Mauern bis zum Dach hinauf.

Während ich mir auf der Straße einige Notizen mache, hat sich ein ganzer Haufe von sauberen, nett angezogenen Kindern um uns gesammelt. Gewiß, manche von ihnen sind auch ärmlich gekleidet. Aber nicht ein einziges trägt ein unreines oder zerrissenes Röckchen. Besonders auffallend sind uns unter den meist schwarzhaarigen Griechen diese blonden Mädchen mit den rehbraunen oder gar blauen Augen. Man wäre fast versucht, sie für gute Thüringer zu halten.

Schmerzlich entbehre ich die Kenntnis der Landessprache, die mir bei Reisen im arabischen Orient eine Quelle des Vergnügens und der Volks-

Digitized by Google

beobachtung ist. Aber Herr Himmighoffen, eine lebendige Polyglotte, übernimmt die Vermittlung.

„Kinder, wem gehört denn das schöne Haus dort?"

«Das? Das gehört dem Konstantinos.»

„Welchem Konstantinos?"

«Ei», rufen sie lachend, «dem Sohn des Leonidas.»

Da ich weiter nichts sprechen kann, frage ich sie mit einem schnell gelernten Sätzchen nach ihren Namen. Da tönt mir eine ganze Musterkarte altklassischer Namen entgegen: Persephone, Sappho, Emilia, Polytimi, Elläne (Helene), Athîna, Christo, Dimitri, Melpomeni, Kristallini u. s. f.

Im Halbkreise stehen die Kinder um mich her und schauen mich mit ihren großen, schönen Augen treuherzig an.

„Kinder", rufe ich ihnen auf deutsch zu, „es ist Ostersonntag, wie gerne möchte ich euch wie meinen Kölner Kindern etwas vom Osterevangelium erzählen!"

Sie hören mich lächelnd an, als ob sie's verstünden. Aber die einseitige Unterhaltung muß natürlich bald abgebrochen werden. Grüßend wenden wir uns zum Weitergehen, und sie rufen uns noch im Chor ein freundliches und gesittetes „Addio" zu.

Herr Himmighoffen erzählt mir, wie viel diese griechischen Städtchen und Dörfer in Kleinasien tun, um ihre Kinder durch gute Schulen zu bilden. Alle beherrschen zwei Sprachen, Griechisch und Türkisch; viele lernen aber auch noch eine andere europäische Sprache hinzu. Und wiewohl nirgends etwas wie Schulzwang besteht, geht doch jedes Kind in die Schule. Wie manche Gegend in Europa, die noch weit von dieser Höhe idealen Strebens entfernt ist!

In allen Häusern lebt eine glühende Vaterlandsliebe, eine Hoffnung, daß noch einmal der Tag kommen wird, wo das Kreuz wieder hoch über diesen Bergen funkelt und über den bleichen Halbmond triumphiert. Wie vieles auch seit fast einem Jahrtausend muhammedanischer Herrschaft über sie hingegangen ist, ein glühender Glaube an die Zukunft ihrer Nation lebt in allen und hält sie unter allem Druck der Gegenwart aufrecht.

Ich aber muß immer wieder, während ich durch die Gassen um die da und dort versammelten Gruppen gesitteter, höher strebender Menschen dahingehe, denken: was für eine andere Rasse sind doch diese Griechen als die kulturfeindlichen Türken! Man hört in Europa immer wieder jene bekannten abfälligen Urteile über die modernen Griechen nachsprechen, daß im Übervorteilen der Jude schlimmer als der Türke, der Grieche aber

Digitized by Google

schlimmer sei als der Jude. Und gewiß ist der beispiellose Druck, der jahrhundertelang auf ihnen gelastet hat, wo sie sich nur durch List und Schlauheit gegen ihre übermütigen Unterdrücker halten konnten, nicht spurlos an ihrem Volkscharakter vorübergegangen. Aber hier ist doch geistiges Streben, entschlossener Wille, vorwärts zu kommen, Hoffnung und Glaube an eine höhere Zukunft — lauter Dinge, die ihren türkischen Herren unbekannte Größen sind. Man wird kaum zweifeln dürfen, daß das griechische Volk im Orient noch eine Zukunft hat.

* * *

An der Tür des Herrn Cangelari geben wir unsere Karten ab. Wir treten ein und werden in dem wohlgepflegten Garten an den „Fremdenplatz" geführt, der bei den Griechen den Gästen immer bereit steht. Um einen Goldfischteich mit einem Springbrunnen stehen zwischen Zierbäumen, Topfgewächsen und Blumen Bänke und Stühle, an denen es sich bei einem Täßchen Mokka behaglich plaudert.

Nachdem uns der Diener hier hat Platz nehmen lassen, erscheinen zwei junge Damen in gewählter Toilette, die Töchter des Hauses, setzen sich nach liebenswürdigem Willkommen zu uns, und bald befinden wir uns dank der Sprachkenntnis meines Begleiters in angeregtem Gespräch. Nach einem Viertelstündchen kommt in Vertretung des erkrankten alten Herrn der älteste Sohn, während die jungen Damen weggehen, die eine, um jedem Gaste nach Landessitte ein wohlriechendes Sträußchen zu pflücken, die andere, um eine Tasse Kaffee zu bereiten.

Auch hier haben wir wieder den Eindruck: was sind das für strebsame, weltoffene, fähige Menschen! Und was für eine Fülle von Intelligenz und Tüchtigkeit lebt in diesen griechischen Städtchen und Dörfern am Marmarameer und harrt des Tages, wo sie sich frei von erdrückenden Fesseln wieder entfalten kann!

Der junge Herr Cangelari widmet uns ohne weiteres seinen ganzen Osterabend. Er begleitet uns die olivenumwaldeten Hügel hinan bis zum weithin schimmernden Kirchlein des Propheten Elias. Je weiter hinauf, desto schöner wird das Panorama zu unseren Füßen. Vor uns liegt der Golf, bis in weite Ferne eingefaßt von einer Kette blauer Berge. Fern am Horizont neigt sich die Sonne hinter der Insel Kalolimni zum Untergang. Die Berge verlieren mehr und mehr alles Licht und heben sich in scharfen, schwarzen Konturen vom Himmel ab. Das ganze Firmament

Digitized by Google

steht in feuriger Glut, vom tiefsten Purpur bis zum leuchtenden Orange und durchsichtigen Hellblau, und spiegelt sich in Perlmutterfarben im Meere, das am fernen Horizonte mit einer schwarzen Linie abschließt.

* * *

Unser Rückweg führt uns wieder durch die Gassen der Stadt. Jeder, der uns begegnet, ruft uns den Ostergruß zu: „Ho kyrios anésti!“ und wir antworten: „Alethôs anésti!“

In fröhlichen Gruppen stehen die festlich gekleideten Griechen auf der Straße. Andere sitzen in öffentlichen Lokalen, in deren eines uns unser Wirt einführt, um die Volksbelustigungen anzusehen, womit sich die Leute den Osterabend erheitern. Einige Tänzer führen einen komischen, ziemlich ungelenken Tanz aus, während das Publikum bei einem Gläschen Mástik gemütlich zuschaut und am Schlusse jedesmal freigebig Beifall spendet.

Während wir weiter durch die Gassen schlendern, fragt uns Herr Cangelari, ob wir nicht Lust hätten, uns ein Haus einfacher Leute von innen anzusehen. Wir wenden ein, daß es doch wohl zu spät sei, da überall schon die Lampen brennen. Aber er versichert uns, daß wir die kleine Probe auf griechische Gastfreundschaft ruhig riskieren können.

Wir treten also ins nächste beste Häuschen ein. Die Familie, ein junges Ehepaar und die Schwester der Frau, sind gerade beim Abendessen. Aber sofort springen sie auf, werfen eine Serviette über die Schüssel und heißen uns mit einem „Ho kyrios anésti“ aufs liebenswürdigste willkommen. Sobald sie unseren Wunsch vernehmen, lassen sie ihr Abendbrot stehen, nehmen die Lampe vom Tisch und führen uns im ganzen Hause herum.

Der Hauptraum im Erdgeschoß hat auf der einen Hälfte die Höhe zweier Stockwerke, so daß man vom oberen Stock von einer Galerie herunterseben und sich bequem mit den unten Befindlichen unterhalten kann. Alles ist tadellos rein und nett und behaglich.

Nebenan ist die Küche, klein aber sehr sauber. In ihrer Mitte befindet sich die mit einem runden Steine zugedeckte Zisterne, in der Ecke der einfache Herd. Der Spülstein liegt an der westlichen Wand, wo das Meer bis ans Haus heranrauscht und des Nachts den Bewohnern sein Nachtlied singt.

Im Obergeschoß gehen wir durch das Wohnzimmer, das mit sehr alten farbigen Bilderbogen geschmückt ist, die Jakobs Trauer über Josephs

Digitized by Google

Tod und die Auslegung der Träume Pharaos darstellen. Sie stammen von einer Verlagsfirma Salm & Co. in Berlin, die In- und Unterschriften sind aber natürlich englisch. In einem Nebenzimmerchen ist das kleine Heiligtum, das in keinem Hause fehlt: eine Art von Altar mit Heiligenbildern und einer ewigen Lampe, deren Schein den fensterlosen Raum mit geheimnisvollem Halbdämmer erfüllt. Hierher kommen die Familienglieder, wenn sie ein Kummer oder eine Bitte bewegt, und schütten ihr Herz namentlich vor der Panagia, der Maria, aus, deren Bild mit dem Strahlendiadem in der Mitte des Altars steht.

Die übrigen Räume des Hauses, die wir besichtigen, sind bereits für die Fütterung der Seidenraupen mit den ersten zarten Blättern der Maulbeerbäume hergerichtet. In wenigen Tagen wird vollends das ganze Haus für diesen Zweck ausgeräumt werden, während die Menschen sich so lange aufs notdürftigste behelfen müssen. So ist es in den meisten Häusern, denn Gemlek lebt ja hauptsächlich von der Seidenraupenzucht.

Bis ins kleinste Kämmerchen führen uns die freundlichen Wirtsleute und freuen sich kindlich über das Lob, das wir ihrer Sauberkeit und Ordnung billigermaßen angedeihen lassen. Dankbar nehmen wir Abschied und empfangen noch einmal den am späten Osterabend besonders traulich klingenden Gruß: „Ho kyrios anésti!“ und rufen ihnen noch einmal von ganzem Herzen den Gegengruß zurück: „Alethôs anésti!“

Wir hatten noch beabsichtigt, heute abend dem Erzbischof von Nicäa einen Besuch abzustatten. Und wen sollte es nicht reizen, den Träger eines so gefeierten Namens in seiner Wohnung aufzusuchen! Aber es ist durch die eingehende Besichtigung des Griechenhauses zu spät geworden, wir dürfen den alten Herrn nicht mehr stören. Ich muß mich daher damit begnügen, sein Haus von außen zu betrachten. Zur Auszeichnung des Kirchenfürsten sind zwei mächtige Laternen vor seiner Haustür angezündet. Er hat seine Residenz hier in Gemlek aufgeschlagen, weil Nicäa, das heutige Isnik, zu sehr vom Weltverkehr abliegt. Gemlek liegt auch mehr im Mittelpunkte seines Sprengels, der im Osten bis Biledschik, im Westen bis Panderma am Marmarameere reicht, während das südlich gelegene Gebiet dem Erzbischof von Brussa untersteht. Sehr viel wird übrigens der Erzbischof von Nicäa nicht zu regieren haben, denn abgesehen von einzelnen griechischen Dörfern und Städtchen ist im Innern fast alles türkisch.

* * *

Digitized by Google

Früh um fünf Uhr ergreift unser bithynischer Kutscher seine Peitsche und läßt seine Rosse in scharfem Trabe durch Gemlek laufen — nach Nicäa zu.

Der Wagen, auf dem wir fahren, ist gut gefedert, im übrigen aber für europäische Reisende so unbequem wie nur möglich. Der sehr breite tischartige Sitz erhebt sich kaum eine Handbreit über den Boden, so daß man nur entweder mit ausgestreckten Beinen, oder mit hochgezogenen Knien ohne Rücklehne darauf sitzen kann. Das ist zwar für Türken sehr bequem eingerichtet, denn die hocken alle, Männlein und Fräulein, mit übergeschlagenen Beinen auf dem breiten Sitze. Für uns aber ist es auf die Dauer geradezu eine Tortur. Außerdem aber ist das ganze Fahrzeug mit einer niedrigen, sehr festen Plane zugedeckt, so daß man sich kaum bewegen und durch die schmalen Fensteröffnungen nur mit einiger Mühe die Landschaft sehen kann. Indessen — ländlich, schändlich! — es bleibt uns keine andere Wahl, wir müssen uns mit unserer Lage so gut wie möglich zu befreunden suchen.

Unsere Fahrt führt durch ein liebliches Tal, durch welches der Giöl Dere die Wasser des Sees von Nicäa dem Meere zuführt. Rechts und links überall blühende Bäume und Sträucher, und aus dem Dickicht der Maulbeer-, Aprikosen- und Olivenbäume klingt das Flöten und Schmettern der Nachtigallen hervor.

Nach zweistündiger Fahrt sehen wir auf einer Anhöhe vor uns einen schwarzen Hain aus mächtigen, uralten Cypressen von so erhabener, ernster Majestät, wie ich noch keinen gesehen habe, und wie sie in der Malerei niemand der Natur so abzulauschen verstanden hat wie Böcklin. Es ist uns, als ob wir in ein hehres Heiligtum eintreten. Fast profan klingt der Hufschlag unserer Pferde in dem geheimnisvollen, düsteren Schweigen.

Aus dem Haine herausfahrend erblicken wir plötzlich im Glanze der Sonne einen großen See, der sich silberweiß schimmernd zwischen Höhenzügen bis in die weiteste Ferne ausdehnt. Es ist der See von Isnik oder Nicäa, der Askaniasee der Alten, an dem wir fünf Stunden lang dahinfahren werden. Prächtig schaut im Süden der schneebedeckte Olymp auf ihn hernieder.

Was für ein Völkergemisch in der Türkei fast überall durcheinander gewürfelt ist, davon gibt uns übrigens unsere Fahrt eine anschauliche Illustration. Türken und Griechen haben wir in Gemlek und vorher reichlich gesehen. Hier aber begegnen uns häufig auch Turkmenen und Kurden. Ein Bauer, den wir über den Weg befragen, stammt aus



Digitized by Google

Dagheſtan. Armenier begegnen uns nur ſelten in den Ortſchaften. Auf unſerem Kutſcherbock ſitzt während des erſten Drittels der Reiſe ein Stammtürke. Der zweite, mit dem wir jetzt fahren, Muhammed Bey, gehört, wie ſein Titel Bey beſagt, zum hohen Adel. Sein Vater war vielleicht irgendwo Paſcha. Er ſelbſt iſt jetzt Kutſcher, worin niemand eine Standesserniedrigung erblickt; ſein Sohn kann unter Umſtänden wieder Miniſter werden — die ſtarren Standesgrenzen des Abendlandes kennt man hier nicht. Wer von der Woge des Schickſals auf die Höhen der Menſchheit oft urplötzlich hinaufgetragen wird, der iſt eben oben. Wer wieder unter das Rad kommt, wird deshalb nicht ſchief angeſehen.

* * *

Der See, an dem wir einen halben Tag entlang fahren werden, könnte in Geſtalt und Größe an den See Genezareth erinnern. Einſam genug iſt's auf der anfangs guten Fahrſtraße, und ſo bleibt uns Zeit genug, uns im Geiſte zurückzuverſetzen in jene größte Zeit Bithyniens, wo die römiſchen Kaiſer von hier aus die Welt regierten und alle Lande hierher blickten.

Wer hätte gedacht, als Nikomedes III. im Jahre 75 v. Chr. ſein Reich den Römern vermachte, daß ſeine Hauptſtadt Nikomedien das welt-beherrſchende Rom verdrängen und an ſeiner Stelle zur Kaiſerreſidenz erkoren werden würde! Nicht nur Diokletian, Galerius, Licinius, ſondern auch Konſtantin nahm nach dem großen Siege bei Haidar Paſcha ſeinen Wohnſitz in Nikomedien.

Aber auch in kirchlicher Beziehung iſt Bithynien zu ſeiner Zeit ein wahres Schickſalsland für die chriſtliche Kirche geworden, als durch die erſte große Kirchenverſammlung in Nicäa die entſcheidendſte Frage des chriſtlichen Glaubens vor der ganzen Welt ihre für die geſamte Kirche maßgebende Beantwortung fand. Damals ſah es noch anders aus in dieſem nun ſo einſam gewordenen bithyniſchen Lande. Der Glanz des nahen Kaiſerhofes wirkte belebend auf die ganze Provinz, welche die kaiſerlichen Kuriere täglich durcheilten, und beſonders Nicäa am öſtlichen Ende dieſes Sees war eine der erſten Städte des Reiches. In aller Mund aber kam die Stadt, als die Biſchöfe der ganzen Welt dorthin berufen wurden, um den arianiſchen Streit beizulegen.

Im Jahre 318 war ein ägyptiſcher Geiſtlicher, der Presbyter Arius in Alexandrien, aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen worden, weil

Digitized by Google

er eine neue Lehre über den Sohn Gottes aufbrachte. Er ging zwar lange nicht so weit wie die heutigen Leugner der Gottessohnschaft Christi, die in ihm einen bloßen jüdischen Rabbi sehen wollen. Aber er machte, im Gegensatze zu der einmütigen Lehre der Apostel und der Kirche von ihren ersten Anfängen an, aus Jesu ein Fabelwesen, ein gottähnliches Geschöpf, ein Zwischending zwischen Gott und Mensch, nicht göttlichen Wesens, sondern nur vor allen anderen Geschöpfen geschaffen.

Bis dahin hatte die Kirche keine Zeit, sich in großem Maße in Streitigkeiten einzulassen. Sie hatte genug zu tun, um sich äußerlich gegen die Christenverfolgung zu behaupten. Aber sobald die religiöse Freiheit proklamiert war, trat fast unverzüglich eine solche Notwendigkeit hervor. Und es ist begreiflich, daß gerade dieser erste große Streit über das Wesen des Gottessohnes die ganze Christenheit bis in ihre tiefsten Tiefen aufrührte. Denn das fühlte jeder: hier handelte es sich für die Kirche um Sein oder Nichtsein, um die Geltung und unbedingte Wahrheit der ganzen christlichen Religion. War Jesus wirklich der, als den er sich mit unzweideutigen Worten erklärt, als den ihn die Apostel mit Wort und Märtyrertod bezeugt hatten? Oder hatte sich die Kirche bisher mit ihrer Lehre vom Vater, Sohn und Heiligen Geist in einer ungeheuern Täuschung befunden?

Von beiden Seiten wurde in Schrift und Wort gekämpft. Namentlich im Morgenlande entbrannte der Streit aufs heftigste. Arius, ein dialektisch begabter, sittenreiner und ernster Mann, doch ohne Tiefe des Geistes und lebendige christliche Erfahrung, dem das Christentum mehr Verstandessache war, trat mündlich und schriftlich mit leidenschaftlichem Eifer und großem Geschick für seine neue Lehre ein. Der von Eitelkeit nicht freie Mann, der sich selbst „den berühmten" nannte, traute sich zu, daß er Manns genug sein werde, seine Meinung gegen den bisherigen Glauben der Kirche zur allgemeinen Geltung zu bringen. Es genügte ihm daher nicht, die Sache in den Kreisen der Theologen und Geistlichen zu behandeln, sondern er suchte durch Popularisierung seiner Theologie alles Volk in den Streit hineinzuziehen. Um auch die Schichten der Arbeiter und Handwerker und des fahrenden Volkes auf seine Seite herüberzuziehen, verfaßte und verbreitete er Wander- und Schifferlieder, in denen die Schriftlehre vom Vater und Sohn verhöhnt und ins Lächerliche gezogen wurde. Und da nun mit dem Siege des Christentums durch Konstantin auch aus der bisher heidnischen Welt ganze Massen der Kirche zuströmten, gab es erst recht Leute genug, denen die vulgär-rationalistische



Digitized by Google

Ausspielung der Einheit Gottes gegenüber der dem Verstande anstößigen Lehre von der Dreifaltigkeit Gottes einleuchtete.

Als Arius sich in Ägypten nicht halten konnte, nahm er seine Zuflucht hierher nach Bithynien. In Nikomedien fand er freundliche Aufnahme bei dem gleichgesinnten, kirchenpolitisch geschmeidigen Hofbischof Eusebius. Dieser veranstaltete zu seinen Gunsten eine besondere Synode, in der die bithynischen Bischöfe anscheinend für Arius Partei ergriffen. So wurde gerade das Zentrum des Reiches aufs lebhafteste in den Streit hineingezogen.

Allüberall wurde die Christenheit in zwei Lager geteilt. In Stadt und Land standen sich die beiden Parteien in immer größerer Erbitterung gegenüber. Ja die Heiden brachten den Streit der Christen mit schadenfrohem Spotte sogar auf ihre Theater.

Konstantin hatte sich nun freilich seit seinem Siege an der milvischen Brücke über Maxentius im Jahre 312, wo ihm das Kreuz mit der Umschrift „In diesem Zeichen sollst du siegen" erschien, auf die Seite der Christen gestellt. Einstweilen indessen hatte er politisch alle Hände voll zu tun, so daß er sich um die kirchlichen Streitigkeiten nicht kümmern konnte. Kaum aber hatte er drüben auf den Feldern von Haidar Pascha im Jahre 323 mit dem Siege über Licinius die Alleinherrschaft erlangt, so erkannte er es als seine wichtigste Aufgabe, den kirchlichen Frieden herzustellen.

Zuerst schickte er den Bischof Osius von Córduba mit einem kaiserlichen Schreiben nach Alexandrien, um dort die beiden Parteien zum Frieden zu bringen. Als diese Sendung erfolglos blieb, beschloß er, die Entscheidung durch die höchste Autorität der Kirche, die Zusammenfassung aller Bischöfe des Erdkreises, herbeizuführen. Es ist das erste Auftauchen des Gedankens eines aus Abgeordneten eines weiten Reiches zusammengesetzten Parlamentes.

So berief er im Jahre 325 die erste ökumenische, daß heißt die ganze Welt zusammenfassende Synode nach Nicäa. Diese verkehrsreiche Stadt schien besonders geeignet, weil sie ohne die zerstreuende Unruhe der Hauptstadt doch dem Kaisersitze nahe war, aber auch dank ihrer günstigen Lage am Askaniasee in der nächsten Nähe des Maramameeres von überallher, auch auf dem Wasserwege, leicht erreichbar war. Nach allen Teilen des Reiches und über die Reichsgrenzen hinaus erging das kaiserliche Einladungsschreiben an die Bischöfe. Vielen stellte der Kaiser, um ihnen die weite Reise zu ermöglichen, Wagen und Vorspann der Reichspost unentgeltlich zur Verfügung, wie er denn auch nachher während

Digitized by Google

des Konzils in fürstlicher Weise für den Unterhalt der bischöflichen Gäste sorgte.

Von allen Seiten, zu Wasser und zu Lande, strömten nun die Bischöfe herbei, die nach der glaubwürdigsten Angabe die Zahl von 318 erreichten. Und gerade auf dieser unserer Straße, an den Ufern dieses Sees, im Anblick des schneebedeckten Olymps, müssen einst die Wagen der Kirchenhäupter aus Thrazien, Griechenland, Italien, Ägypten, Syrien, Palästina, Persien dahingerollt sein. Wir sehen sie im Geiste in ihren Wagen sitzen, höchst mannigfaltig an Tracht und Nationalität, mit Spannung den Dingen entgegensehend, die ihrer in Nicäa harrten.

Daß wir übrigens auf der alten Reichs- und Kirchenstraße fahren, daran werden wir auf Schritt und Tritt gemahnt. Überall sehen wir in die Trockenmauern der Gärten und Höfe Marmorsteine eingefügt, die von alten römischen Bauten stammen. Namentlich das Dorf Basarköi und seine Umgebungen sind voll von Trümmern aus der damaligen Zeit. Edel geformte Säulen liegen an der Straße oder sind wohl auch zu Straßenwalzen verarbeitet. Prächtige Kapitelle, marmorne Skulpturen mit Blattwerk oder Engelsgestalten aus Tempeln und Kirchen sieht man fast in jedem Hause eingemauert. Hier wird ein schöner Architrav zu Straßensteinen zerklopft, dort dient ein alter Taufstein als Brunnentrog zum Tränken des Viehs. Lauter beredte Zeugen, daß einst ein reiches Kulturleben an den Ufern dieses heute so einsamen und verlassenen Sees pulsiert haben muß.

* * *

Hinter Basarköi hört die Fahrstraße ganz auf. Vor uns liegt noch eine Fahrt von vier Stunden. Eine wahre Marterstraße, denn zu der Tortur des unmöglichen Sitzens kommt nun noch das fortwährende Rütteln und Stoßen eines Wagens, der über Stock und Stein, Gräben und Bäche gezogen wird. Wir beneiden die frommen Bischöfe der ersten Weltsynode, denen auf ihren kaiserlichen Wagen ein besseres Los beschieden war, als sie vor anderthalb Jahrtausenden gleich uns dieselbe Straße dahinzogen.

Von hier an, wo keine Straße mehr den See entlang führt, wird es vollends todeseinsam an den Ufern des Isnikisees. Nur ein paarmal kommen wir an einer bescheidenen Fischerhütte mit einem kleinen Nachen vorüber, an dem einige Menschen beschäftigt sind. Sonst ist es totenstill weit und breit. Kein fröhliches Segel belebt mehr die leuchtende

Digitized by Google

Fläche, über die einst so manchmal das Kaiserschiff von Nicäa fuhr, von den zahlreichen Schiffen der Uferbewohner ehrerbietig begrüßt.

Auf den entfernteren nördlichen Höhen sehen wir zuweilen eine Ortschaft, deren Bewohner die besseren Felder bis nahe ans Seegestade bebauen. Die Vegetation am See ist sehr arm. Zuweilen steht eine mächtige Platane, dies fast heilig gehaltene Wahrzeichen Bithyniens, einsam am Wege. Sonst weithin weder Baum noch Wald.

Nur die Vogelwelt bringt einiges Leben in das Seebild. Oft stehen ganze Scharen von Pelikanen im Wasser. Wilde Enten mit prächtigen Farben fliegen erschreckt auf, wenn unser Wagen vorüberrollt. Gravitätisch und nachdenklich, als ob sie über ein schweres Problem nachsinnen, spazieren Störche am Wasser dahin. Einmal sehen wir sogar eine nach vielen Hunderten zählende Storchengemeinde; ein rabenschwarzer Storch, wie wir noch nie einen gesehen, steht wie ihr Pastor vor ihnen und klappert ihnen mit eindringlichen Rumpfgesten etwas vor. Andächtig hören ihm die anderen zu.

Mittags machen wir an einer heißen Quelle Halt, die ihren Mineralgehalt auf Pflanzen und Steine in dicken Krusten niederschlägt, und mangels besserer Ausnutzung zum Betrieb einer Mühle verwendet wird. Auch hier steht eine riesige Platane, in deren willkommenem Schatten wir unser Lager aufschlagen, um unsere Pferde etwas ausruhen zu lassen.

Kurz darauf fahren wir durch einen Hohlweg, der mit seinen hohen Wänden knapp für einen Wagen Platz hat. Während wir entzückt den Anblick einer Menge von Sträuchern genießen, die rechts und links ganze Teppiche von Blüten in leuchtenden Farben über die Mauern des Engpasses herabhängen lassen, fährt plötzlich der Kutscher in jähem Schrecken von seinem Sitze empor.

„Allah! Allah! Allah!“ ruft er ganz entsetzt.

„Was ist denn los?“ fragen wir ihn verwundert.

„O Allah! Hört ihr nicht das Rollen von Rädern, die uns entgegenkommen?“

Richtig, auch wir hören es durch den Engpaß immer näher kommen. Und nicht lange, so sehen wir einen schwer beladenen Ochsenwagen im Hohlwege auf uns zu fahren.

Jetzt stehen die Ochsen buchstäblich am Berge. An ein Ausweichen ist gar nicht zu denken.

Bei uns im Abendlande würden die meisten Kutscher mit Kreuz und Donnerwetter dreinfahren. Das fällt aber unserem Orientalen nicht ein.

Digitized by Google

Er bewahrt auch hier seine Würde. Nachdem die beiden Kutscher sich mit dem Frieden Allahs begrüßt und sich kopfschüttelnd den Schaden hin und her besehen haben, kommen sie überein, unseren leichteren Wagen auszuspannen, die Pferde einzeln am Ochsenwagen vorüberzuführen und dann den Wagen an einer rückwärts liegenden, etwas breiteren Stelle auf einen Felsen hinaufzuschieben, so daß der Lastwagen vorbeikommen kann.

Das nicht ganz einfache Experiment geht auch mit einiger Anstrengung und Geduld glücklich von statten, und nach zwanzig Minuten sitzen wir wieder vergnügt in unserem Wagen und fahren nach Bojalidscha weiter, wo wir an einem Kaffeehause unser frugales Mittagessen einnehmen: Brot, Oliven, Fische, Eier, und dazu vom Wirte ein Täßchen Kaffee.

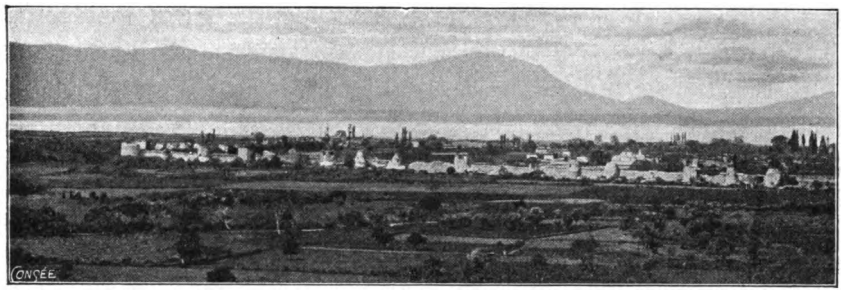
Bald bekommen wir aus dem türkischen Dorfe Gesellschaft. Einige muhammedanische Priester betrachten uns zuerst mit mißtrauischen Blicken. Wie ich ihnen aber in gutem Arabisch, der heiligen Sprache der Muhammedaner, einige Stellen des Korans zitiert und damit einen in diesem Falle unbestreitbaren Befähigungsnachweis geliefert habe, werden sie zutraulich und lassen sich durch Vermittlung des türkisch redenden Herrn Himmighoffen von Jerusalem und von der Moschee des heiligen Felsen erzählen.

* * *

Eine Stunde vor unserer Ankunft in Nicäa können wir wieder flott fahren. Wir haben wieder eine gebaute Straße unter unseren Rädern. Freilich ist's ein Straßenbau alten Stils, schmal und hart gepflastert, vielleicht noch dasselbe Pflaster, auf dem die letzten byzantinischen Kaiser vor 700 Jahren hier herausgefahren sind. Aber man kann doch wieder die Pferde ausgreifen lassen. Immer häufiger sehen wir zu beiden Seiten der Straße allerlei Baureste und Trümmer: lauter Vorboten der nahen alten Kaiserstadt, deren Häuser, ringsum von der trotzigen Stadtmauer umgeben, malerisch am Ende des Sees gelegen, wir schon seit Bojalidscha fortwährend vor Augen gehabt haben.

Jetzt sind wir da. Durch eine mächtige Bresche in der imponierenden Stadtmauer, die aus altbyzantinischer Zeit noch rings um die ganze Stadt aufrecht steht, fahren wir ein in das leere, verlassene Weichbild des alten Nicäa. Ein Gefühl von der Vergänglichkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit ergreift uns, während wir innerhalb der Festungsmauern weiterfahren. Wie ist es doch hier so anders geworden! Einst eine der ersten Städte der Welt, gleicht Nicäa jetzt mehr einem großen Kirchhof. Da, wo sich einst in den belebten Gassen ein strebsames, gebildetes Volk

Digitized by Google



Isnik, das alte Nicäa, nördliche Hälfte.

von 60 000 Menschen freute, wirkte, schaffte, dehnen sich jetzt weite Gerstenfelder oder mit Schutt und Marmorsteinen bedeckte Trümmerfelder, unter denen das alte Nicäa mit seiner Pracht und Herrlichkeit begraben liegt. Nur im Inneren des alten Stadtgebietes, wo einst die Hauptkirchen gestanden haben, steht noch ein kleines Dörfchen, das den aus Nicäa verstümmelten Namen Isnik führt. In seinen kaum hundert Häusern wohnen etwa 100 Christen und 600 Anhänger des Propheten von Mekka.

* * *

Wir lassen unseren Wagen vor dem Hause des Italieners Fabiani vorfahren, der einige leidliche Fremdenzimmer hat.

Sehr erfreut, mir doch wieder einmal mit der Sprache helfen zu können, rede ich lebhaft auf italienisch auf ihn ein. Aber er antwortet beharrlich nur mit freundlichen Verbeugungen und artigem Lächeln, oder höchstens mit einem lakonischen „Oh!“ oder „si, si“ und dergleichen, bis sich herausstellt, daß er gar kein italienisch versteht. Sein Vater ist einst vor vielen Jahren als Fahrender hierher verschlagen worden und hat sich dank seiner Findigkeit zum „Doktor“ von Nicäa aufgeschwungen. Aber seine Kinder haben nur türkisch und ein wenig griechisch gelernt. So bin ich denn wieder ganz auf die Sprachkünste meines Freundes Himmighoffen angewiesen.

Wir beziehen unser Zimmer. Auf dem Fußboden sind zwei Matratzen ausgebreitet. Das ist unsere Lagerstatt. Mir wird, worauf Signore Fabiani nicht verfehlt aufmerksam zu machen, noch die besondere Ehre zuteil, auf derselben Matratze und auf derselben Stelle nächtigen zu dürfen, auf der einige Nächte vorher ein Prinz von Sachsen gelegen hat. Einige Strohstühle, ein Waschtisch, ein Spiegel vervollständigen die Ausstattung des Zimmers.

Digitized by Google

Nicäa, südliche Hälfte; dahinter der Askaniasee.

Der eine Hof des Hauses ist ein wahres Museum. An den Gartenwegen, geschickt geordnet, bewundern wir eine wertvolle Sammlung von Säulen, Kapitellen, Skulpturen, Marmorstatuen, Inschriften, wie sie sonst gewiß kein Privatmann in ganz Kleinasien besitzt. Im Laufe der Jahre hat Fabiani diese Schätze aus den Trümmern von Nicäa zusammengetragen, in der Hoffnung, sie einmal vorteilhaft loszuschlagen. Er würde auch gewiß ein gutes Geschäft machen, wenn nicht in der Türkei die Ausfuhr antiker Kunstgegenstände verboten wäre.

* * *

Zwischen niedrigen, armseligen Häuschen wandern wir durch die Gassen von Isnik. Und doch ist's ein fesselnder Gang. Überall auf den Straßen, Plätzen, Höfen, in den Mauern, selbst in Lehmwänden sind Marmorsteine eingemauert. Stücke von kunstvoll bearbeiteten Säulen, Kapitellen, Architraven, Köpfe von Statuen und Büsten — adlige Steine aus einer kunstfrohen Zeit, die jetzt aus ihrer unwürdigen Umhüllung wehmütig hervorschauen.

Es ist ein wahres Museum, durch das wir gehen. Selbst außerhalb des Dorfes, auf dem von den Festungsmauern umgebenen alten Stadtgebiete, wo wir zwischen den Trockenmauern von Gärten und Getreidefeldern dahingehen, sehen wir überall dieselbe Fülle von redenden Trümmern der Vergangenheit. Diese Mauern sind oft förmlich aus Marmorstücken zusammengesetzt, und manche Inschrift harrt hier in Staub und Vergessenheit des Prinzen, der das Dornröschen wieder aufwecken soll.

An den Resten des römischen Theaters mit seinen gewaltigen, aus großen Quadern gefügten Substruktionen und unterirdischen Kammern vorüber wenden wir uns der Stadtmauer zu, um dies größte Denkmal des alten Nicäa in einstündigem Rundgang kennen zu lernen.

Digitized by Google

Vier dreifache Tore, nach jeder Himmelsrichtung eines, hatte die Stadt. Das Stambûl- und das Lefketor gehen in ihrer ersten Anlage bis auf Hadrian, 1800 Jahre zurück; die beiden anderen sind um 270 vom Kaiser Claudius erbaut. Diese einst großartigen, mit künstlerischer Pracht ausgestatteten Anlagen verleugnen trotz ihrer jämmerlichen Verunstaltung ihren ursprünglichen Adel nicht. Aber schlimm genug sind sie zugerichtet. Wohl zwei Drittel der Tore sind in Schutt begraben. Bei und nach den Belagerungen der Stadt haben die Verteidiger die schönsten Kunstwerke regellos in ihre Mauern, Schanzen und Türme hineingebaut, marmorne Säulen quer in das Mauerwerk eingefügt, um dasselbe um so fester und widerstandsfähiger zu machen.

Wir steigen auf das Brussator hinauf. Von hier oben haben wir einen schönen Überblick über die Lage von Nicäa. Im Westen dehnt sich der Askaniasee, auf beiden Seiten von Höhenzügen eingeschlossen, bis zum fernen Horizonte aus. An den drei übrigen Seiten umgibt die Stadt wie ein großer Garten eine schöne, etwa eine Meile breite Ebene. Dahinter erhebt sich im Osten ein hoher Gebirgszug, über den der Lefkepaß in das von der Bagdadbahn durchzogene Tal des Sakaria führt.

* * *

Den hohen Stadtmauern entlang wandern wir zum Stambûltor, dem ehemaligen Nordtore des Hadrian.

Unsere Bilder geben selbst in dem heutigen trümmerhaften Zustande noch einen bedeutenden Eindruck von der ehemaligen Größe und Pracht dieser Torfestung. Das erste zeigt das Tor von außen. Die riesigen Türme, aus den bekannten römischen Ziegelsteinen gebaut, waren einst durchweg mit Marmor bekleidet. Rechts und links sind in späterer Zeit plump und ungeschickt uralte Skulpturen eingemauert. Das alte Portal, das einst neben dem hoch geschwungenen Bogen Marmorstatuen zierten, ist längst verschwunden. Statt dessen ist der Durchgang, als ob Kinder aus ihrem Baukasten drauflos gebaut hätten, durch zwei Säulen gebildet, über die eine dritte Säule quer herübergelegt ist. Eine wahrhaft kindliche Verstümmelung des marmornen hohen Toreingangs, der einst, von gewaltigen Türmen flankiert, den Wanderer grüßte, der sich von dieser Seite der Stadt nahte.

Das zweite Bild zeigt den innersten der drei Toreingänge. Hier ist offenbar der alte Torbogen noch erhalten, auch die Nischen, in denen einst

Digitized by Google

die Marmorstatuen standen. Aber das ganze Bauwerk steckt tief im Schutte, den die Eroberung durch die Türken aufgehäuft haben mag.

Von der Höhe der Tortürme aus haben wir einen Überblick über das ganze Weichbild der alten Stadt. Häuserleer liegt es zu unseren Füßen. Maulbeerpflanzungen für Seidenraupen grünen über den Plätzen, wo einst die stolzesten Gebäude Nicäas gestanden haben. Gerstenfelder wogen über den untergegangenen Gassen. Nur da und dort steht noch ein altes Gemäuer als Zeuge einer unter Kampf und Schlacht-

Stambûltor von außen.

getöse begrabenen anderen Zeit. Das heutige Dorf Isnik mit seinen Pappeln und Cypressen verschwindet förmlich in dem von den Festungsmauern umschlossenen Raum der alten Stadt.

* * *

Bewegt schauen wir von unserer Torfeste hinunter auf den einsamen, weiten Kirchhof des alten Nicäa, und in der durch nichts gestörten Stille steigt die Erinnerung an eine große Vergangenheit vor unserem Geiste herauf.

Die größten Tage dieser Stadt waren doch die, wo auf den Ruf Konstantins die Bischöfe der ganzen Welt sich hier versammelten. Wir

Digitized by Google

sehen sie durch die Gassen der Stadt wandeln, die fremdartigen Gestalten, vom Gotenbischof an bis zu den Bischöfen aus dem fernen Persien. Welch ein eigenartiger Anblick muß es für die Bewohner Nicäas gewesen sein, diese erste Versammlung der würdigsten Vertreter der ganzen Christenheit im Glanze kaiserlicher Gunst in ihren Mauern versammelt zu sehen, während die Schrecken der letzten furchtbaren Christenverfolgung mit ihren Strömen von Blut noch vor vierzehn Jahren die Welt und gewiß auch ihre Stadt durchtobt hatten!

Es muß ein gewaltiges Gedränge in den Straßen der heute so stillen Stadt gewesen sein, als die Bischöfe mit ihrem Gefolge hier einzogen. Denn mit den 318 Bischöfen war noch eine Menge von Klerikern, Presbytern, Diakonen zur Synode gekommen, so daß die Angabe späterer arabischer Schriftsteller, daß 2000 „Bischöfe", richtiger Geistliche, des ganzen Erdkreises hier versammelt waren, gar nicht so unglaubhaft ist.

In jenen Tagen gab es für die Bürger Nicäas etwas zu sehen. Da sah man den berühmten Bischof Osius von Córduba, den Freund des Kaisers, der vergeblich versucht hatte, in Ägypten Frieden zu stiften. Da war Cäcilian von Karthago, da die Patriarchen der berühmten drei Apostelsitze: Alexander von Alexandrien, Eustathius von Antiochien, Makarius von Jerusalem, der seine Villa am Ölberge verlassen hatte, um bei der großen Entscheidung nicht zu fehlen. Da war der ebenso ehrgeizige wie geschmeidige Hofbischof Eusebius von Nikomedien und sein friedfertiger Namensvetter Eusebius von Cäsarea in Palästina, der berühmte Vater der Kirchengeschichte.

Ein bewegtes Flüstern ging durch die Reihen, als die bischöflichen Märtyrer daherkamen, die in der letzten Verfolgungszeit ihren Glauben trotz aller Martern tapfer und kühn bekannt hatten. Da war z. B. der einäugige Bischof Potamon aus Heraklea in Ägypten, dem man in der diokletianischen Verfolgung das Auge ausgestochen hatte. Da war sein lahmer Landsmann Paphnutius aus der Oberthebais, dem in der Verfolgung unter Maximin nicht nur ein Auge geblendet, sondern auch die Kniesehnen durchschnitten worden waren. Da war Paulus von Neocäsarea, der vor vierzehn Jahren unter Licinius gefoltert und durch glühende Eisen an beiden Händen gelähmt worden war. Da sah man auch die freundliche Gestalt des heiligen Nikolas, des bekannten Freundes der Kinder, durch die Straßen schreiten, der als Bischof von Myra so wohltätig war, daß man an vielen Orten zu seinem Gedächtnis noch heute am 6. Dezember den Kindern Geschenke macht. Alle diese, die, wie

Digitized by Google

Theodoret sagt, die Wundmale Christi an ihrem Leibe trugen, wandelten damals durch die Straßen der Stadt, und den Nicänern muß es manchmal wie ein Traum vorgekommen sein, diese lebendigen Zeugen einer so nahe zurückliegenden Vergangenheit, wo der Christenname noch allüberall verfehmt und vogelfrei erklärt war, auf den Ruf des Kaisers der Welt hierherkommen zu sehen, um im Kaiserpalaste über die tiefsten Fragen des christlichen Glaubens Beratung zu pflegen.

Besonders aber mögen die Leute die Köpfe zusammengesteckt haben, wenn eine noch jugendliche Priestergestalt aus Alexandrien sinnend durch

Stambültor von innen.

die Straßen schritt, unter der gewaltigen Stirn tiefe Gedanken bewegend. Es war jener Diakon, der mit seinem Bischof aus Ägypten hierhergekommen war, und der durch seinen hohen Geist, seinen tapferen Charakter und seinen glänzenden Scharfsinn bald der geistige Mittelpunkt des ganzen Konzils wurde, der große, alle Männer seines Jahrhunderts um Haupteslänge überragende Athanasius, dem die Geschichte keinen Beinamen gegeben hat, weil sein Name „der Unsterbliche“ besser als jeder Zusatz seine wahre Bedeutung kennzeichnet. Keiner hat so klar und scharf wie er erkannt, worauf es in Nicäa ankam, nämlich die Lehre von der Person Christi

Digitized by Google

als des eingeborenen Gottessohnes durch scharfe Grenzbestimmungen vor jeder Verdunklung und Zweideutigkeit zu sichern, wenn nicht das Christentum unmerklich wieder in die alten Bahnen des Judentums und des Heidentums zurückgleiten sollte, von denen es sich durch diese Lehre so scharf scheidet wie eine Welt von der anderen. Bald wußte man es in der ganzen Stadt, daß ihm an dialektischer Schärfe und Schlagfertigkeit unter den Jungen und den Alten auf dem ganzen Konzil keiner gleich kam, und daß ihm selbst sein eigener Bischof trotz seines untergeordneten Ranges neidlos die vorderste Stelle in der Geisterschlacht überließ.

Es war wahrscheinlich am 20. Mai des Jahres 325, als das Konzil eröffnet wurde. Von da an sahen die Nicäner jeden Tag die Bischöfe durch die Straßen wandeln und konnten sich mit ihren interessanten Gästen vertraut machen. Natürlich erwartete man auch hier wie in der ganzen Welt die Entscheidung der Synode mit der größten Spannung. Es war ja ähnlich wie in unseren Tagen, daß alle Kreise, auch die der Laien, aufs lebhafteste in die Debatte über diese Frage aller Fragen hineingezogen wurden. Namentlich seit das Konzil zusammengetreten war, wurde die Aufregung immer größer. Auf Straßen und Märkten disputierte man dort drunten über die Lehre vom Vater und vom Sohn, und die Gegensätze standen sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit gegenüber. „Was dünket euch von Christus, wes Sohn ist er?“ diese Frage, die der Herr selbst einst unter seine disputierlustigen Gegner hineingeworfen hatte, drängte alles andere zurück. Auch der die Schriftlehre bekämpfende Arius hatte zahlreiche Anhänger, und manche seiner Schifferlieder, die er zur Verhöhnung des apostolischen Glaubens verfaßt hatte, mögen damals dort drüben auf dem Askaniasee auf den Fischerbarken gesungen worden sein.

Einen großen Tag hatten die Nicäner, als im Juni, fast einen Monat nach Eröffnung der Synode, der Kaiser der Welt ihrer Stadt nahte und durch das oben abgebildete Nordtor des Hadrian seinen Einzug hielt. Konstantin kam, um nach den bisherigen mehr vorläufigen Disputationen die Weltsynode in eigener Person zu eröffnen. Es war zum ersten Male, daß hier, wo man noch vor fünfzehn Jahren vor den Blutbefehlen des Kaisers in Nikomedien zitterte, ein christlicher Kaiser einzog, der mit dem einfachsten Gemeindegliede demütig seine Knie beugte im Namen Jesu Christi. Wir sehen ihn vor uns, wie er hier durch dies Tor, auf dessen Dach wir sitzen, unter dem Jauchzen der Menge im kaiserlichen Purpur einzieht, sehen ihn im fürstlichen Gespann dort, wo

Digitized by Google

jetzt die kümmerlichen Gerstenfelder stehen, zum Kaiserpalast am See fahren, um die dort versammelten Bischöfe des Erdkreises zu begrüßen und zu ihrem heiligen Werke zu ermutigen.

So steigt hier droben die alte Zeit vor unserem Geiste empor, und wie ein Traum ist es uns, wenn wir wieder zur Wirklichkeit zurückkehren und diese weiten Felder ansehen, die wie ein Friedhof der Weltgeschichte die große Vergangenheit Nicäas zudecken.

* * *

In die „Stadt" zurückgekehrt, machen wir dem Basar einen kurzen Besuch. Da sind allerlei bescheidene Kaufläden mit billigem Kram, wie er eben den Bedürfnissen der heutigen Bewohner von Nicäa entspricht.

Auch mit Antiquitätenhandel befassen sich die Krämer, freilich ohne jegliches Verständnis für den Wert oder Unwert ihrer Funde. Einen belustigenden Beweis hierfür bekommen wir, wie wir bei einem der Antiquare eintreten. Da sind manche nicht uninteressante, sogar wertvolle Sachen. Echte Münzen mit dem Beschützer Hannibals, Prusias von Bithynien, einige sehr alte Vasen und Krüge aus Bronze werden mit wertlosen Scherben zu gleichem Preise feilgeboten. Der Händler beobachtet scharf unser Mienenspiel, um daraus abzunehmen, für welche Stücke er etwa den höchsten Preis fordern kann. Er wird aufmerksam, wie wir einen Kunstgegenstand seltener Art von Hand zu Hand gehen lassen: den mit blauen und goldenen Figuren verzierten zerbrochenen Porzellangriff eines Obstmessers, den irgend ein europäischer Reisender hier weggeworfen haben mag. Unsere Heiterkeit über dies interessante „Altertum" verwechselt er mit vermeintlicher Freude über einen wertvollen Fund, und wie wir ihn nach dem Preise fragen, verlangt er mit ernsthafter Miene sechs englische Pfund, ja er geht sogar, „um seinen Gästen gefällig zu sein", auf fünf herunter. Dagegen läßt er uns zwei echte Münzen mit dem Bilde des Prusias von Bithynien für ein paar lumpige Piaster.

* * *

Quer durch das alte Stadtgebiet gehen wir dem Orte zu, wo einst das große Konzil gehalten worden sein soll. Leider fehlen uns hierüber sichere historische Angaben. Aber alles deutet darauf hin, daß die Sitzungen im Kaiserpalaste stattgefunden haben.

Indessen auch der Ort dieses Palastes steht nicht fest. Mit vielen anderen wertvollen Dingen, die unter dem Schutte Nicäas begraben sein

Digitized by Google

mögen, kann erst die Zukunft seine Lage mit Sicherheit zu Tage fördern. So müssen wir uns auf die Tradition der Bewohner von Isnik verlassen.

Wir werden an eine mächtige Trümmerstätte geführt, die am Ufer des Sees wohl die schönste Lage von ganz Nicäa hat. Da liegt in weitester Ausdehnung der See vor uns. Der Westwind treibt seine Wellen zu uns herüber, so daß sie in lauter Brandung an die alten Palastmauern und starken Substruktionen anschlagen, die bis ins Wasser hineingebaut sind. Hier, erklärt unser Führer, haben die Sitzungen der ersten ökumenischen Synode stattgefunden, während die Unterzeichnung des beschlossenen Glaubensbekenntnisses durch die Bischöfe in der Kirche Aja Sophia vollzogen worden ist.

Vom erhöhten Seeufer führen einige Stufen in den Hauptraum des ehemaligen Gebäudes hinunter, der wie eine grüne Wiese vor uns liegt, da und dort mit einigen Maulbeerbäumen bewachsen, von einer riesigen Platane überragt. Prächtig erheben sich im Osten die in goldbrauner Patina schimmernden Stadtmauern mit ihren gewaltigen runden Ecktürmen, bis an die Zinnen von grünem Efeu überzogen.

Von den Fenstern des Saales sahen demnach die Bischöfe auf der Landseite hinaus auf die schönen Gärten von Nicäa, während auf der anderen Seite die von blauen Bergzügen eingerahmte schimmernde Seefläche vor ihren Augen lag.

Hier also soll jenes große Konzil stattgefunden haben, das in seinen Nachwirkungen noch heute den Geisterkampf in der christlichen Kirche beherrscht. Das Konzil war für die damalige Welt ein Ereignis ersten Rangs. Noch nie war es dagewesen, das Abgeordnete aus der ganzen Welt mit dem Kaiser an der Spitze versammelt waren, nicht um Fragen der Politik oder der Steuern zu lösen, sondern um den christlichen Glauben festzustellen. Nichts konnte besser den ungeheuern Umschwung beleuchten, der sich in derselben Welt vollzogen hatte, in der noch vor kurzem Ströme von Märtyrerblut geflossen waren. Kein Wunder, daß selbst heidnische Philosophen herbeikamen und sich eine Ehre daraus machten, sich an den Debatten des neuen Weltparlaments zu beteiligen.

Diese Debatten fanden vom 20. Mai an in uneingeschränkter Freiheit statt. Arius konnte mit allem Freimut seine Ansichten vertreten, und der glatte Hofbischof von Nikomedien, anfangs auch dessen Namensvetter Eusebius von Cäsarea, standen ihm kräftig bei. Ebenso entschieden aber stand ihnen die Gegenpartei gegenüber, die mit allem Nachdruck den Standpunkt des Neuen Testaments verteidigte. Als Führer im Streite

Digitized by Google

standen sich schließlich mehr und mehr die beiden Männer gegenüber, die kein Bischofsamt hatten, Arius und Athanasius.

Die feierliche Eröffnung des Konzils fand erst im Juni statt, nachdem die Bischöfe schon mehrere Wochen getagt hatten. Im geräumigen Saale waren die Väter der Kirche versammelt. Rechts und links war eine Menge von Stühlen für sie gestellt. Alles wartete gespannt auf den Kaiser.

Jetzt öffneten sich die Türen, und herein trat der Hofstaat, soweit er christlich war. Unmittelbar darauf wurde die Ankunft des Kaisers gemeldet. In diesem Augenblicke erhoben sich alle Anwesenden. „Der Kaiser", so erzählt uns der Augenzeuge Eusebius, „erschien wie ein Bote Gottes, voll Gold und Edelsteine, eine herrliche Erscheinung, sehr groß und schlank, voll Schönheit und Majestät. Mit dieser Hoheit verband er aber auch eine große Bescheidenheit und fromme Demut. Ehrerbietig schlug er seine Augen zu Boden und setzte sich auf den für ihn bereitgestellten Stuhl nicht eher, als bis ihm die Bischöfe das Zeichen dazu gegeben hatten. Nach ihm ließen sich dann auch alle übrigen auf ihre Sitze nieder".

„Jetzt erhob sich der dem Kaiser zur Rechten sitzende Bischof (es war unser Berichterstatter Eusebius selbst) und begrüßte den Kaiser mit einer kurzen Ansprache, indem er Gott um seinetwillen dankte.

„Der Kaiser antwortete mit freundlicher Stimme in lateinischer Sprache folgendes, was der in der Mehrzahl aus Griechen bestehenden Versammlung durch einen Dolmetscher ins Griechische übersetzt wurde:

„Es war mein höchster Wunsch, meine Freunde, mich Eurer Versammlung erfreuen zu können. Ich muß Gott dafür danken, daß er mir zu allen anderen Gnaden auch diese, die allerhöchste, erwiesen hat, Euch alle einträchtig und in einer Gesinnung hier versammelt zu sehen. Möge kein böser Feind uns dies Glück wieder rauben. Nachdem die Tyrannei des Feindes Christi besiegt ist, soll der böse Dämon das göttliche Gesetz nicht mit neuen Lästerungen verfolgen. Die Zwietracht in der Kirche halte ich für schrecklicher und trauriger als jeden anderen Krieg. Sobald ich durch Gottes Hilfe über meine Feinde gesiegt hatte, glaubte ich, es sei jetzt nichts mehr nötig, als mit denen, welche ich befreit, in gemeinsamer Freude Gott Dank zu sagen.

„Als ich nun aber von Eurer Zwietracht hörte, war ich überzeugt, diese Angelegenheit hinter keine andere zurückstellen zu dürfen. Darum habe ich Euch, in dem Wunsche, durch meinen Beistand helfen zu können,



Digitized by Google

schleunigst zusammenberufen. Ich glaube aber meinen Wunsch nur dann erfüllt sehen zu können, wenn ich Euch in Einigkeit und friedlicher Eintracht sehen darf, die Ihr ja als Gottgeweihte auch anderen zu predigen habt. Zögert also nicht, meine Freunde, zögert nicht, Ihr Diener Gottes! Beseitigt alle Ursachen des Streites und löset alle Knoten des Zwistes durch das Gesetz des Friedens auf. Dadurch werdet Ihr das Gott wohlgefälligste Werk vollbringen, aber auch mir, Eurem Mitdiener, eine überaus große Freude machen."

Die weitere Leitung der Verhandlungen überließ der Kaiser, der nur gewissermaßen als Ehrenpräsident die Verhandlungen eröffnet hatte, den kirchlichen Häuptern der Synode. Wie viele Tage in seiner Gegenwart verhandelt, was im einzelnen gesagt wurde, darüber haben wir nur spärliche Nachrichten. Nur das eine geht aus der Darstellung des Eusebius hervor, daß die Geister sofort gehörig aufeinander platzten und eine gründliche Aussprache stattfand.

In der mindestens tausend Köpfe zählenden Versammlung hielten weitaus die meisten an der klaren biblischen Lehre vom Gottessohn fest. Man war sich hier auf der Rechten dessen bewußt, was für die christliche Kirche auf dem Spiele stand. Es galt die ungeheure Gefahr abzuwehren, daß sich in der Kirche griechische Philosophie und Spekulation an Stelle der göttlichen Offenbarung setzte, wie sie die Apostel des Herrn als die von ihm ausdrücklich hierzu bevollmächtigten Botschafter der Kirche treu überliefert haben.

Die Linke war geführt von Arius. Klar und entschieden standen auf seiner Seite nur fünf Bischöfe, die mit ihm den Sohn Gottes als ein vor der Weltschöpfung erschaffenes Wesen ansahen, ihm also, ähnlich wie den Engeln, die Ewigkeit und die Wesensgleichheit mit Gott absprachen.

Die Mittelpartei mit ihren zwölf bis fünfzehn Bischöfen stand unter Führung des Bischofs der kaiserlichen Residenz, Eusebius von Nikomedien. Er war beim Kaiser gut angeschrieben, und man hoffte, daß dieser glückliche Umstand mit in die Wagschale fallen würde. Die Mittelpartei hatte das Bestreben, dehnbare, zweideutige Ausdrücke in das Glaubensbekenntnis hineinzubringen, bei denen der Willkür Tür und Tor geöffnet gewesen wäre. Während die Mehrzahl mit Athanasius das Wort humoûsios, d. h. wesensgleich, als unerläßlich bezeichnete, bemängelte sie, daß dies kein biblischer Ausdruck sei und verlangte, daß für die Wesensbezeichnung des Sohnes Gottes nur biblische Ausdrücke angewendet werden sollten. Dies an sich nicht unberechtigte Verlangen hätte unbedenklich eine Mehr-

Digitized by Google

heit gefunden. Aber es zeigte sich immer wieder, daß die Mittelpartei die „biblischen Ausdrücke“ nur gewissermaßen als eine Hintertür benutzen wollte, um sie umzudeuten und ihnen ihre im übrigen unbiblischen Anschauungen unterzulegen. So wurde in Anlehnung an den Eingang des Johannesevangeliums „Im Anfang war das Wort“ (griechisch: der Logos) der Ausdruck vorgeschlagen: „Der Logos ist aus Gott“. Da sagten die Eusebianer sofort: „Dem wollen wir gerne beistimmen; denn aus Gott ist ja alles, auch wir und alle Kreaturen“, und beriefen sich auf Worte des Apostels Paulus, z. B. 1 Kor. 8, 6; 2 Kor. 5, 17.

Man kann es verstehen, daß die Rechte, nachdem die Bischöfe nun einmal zusammengekommen waren, um das Glaubensbekenntnis der Christenheit auf den rechten Ausdruck zu bringen, sich vor solchen zweideutigen Knnstgriffen sichern wollte. Sie zogen es daher vor, die Gesamtaussagen der heiligen Schrift in einen jedes Mißverständnis und jede Umdeutung ausschließenden Ausdruck zusammenzufassen, selbst wenn dieser Ausdruck dem Buchstaben nach nicht in der Bibel vorkam. Sie schrieben daher nicht „Der Logos ist aus Gott“, sondern: „Der Logos ist aus Gottes Wesen“, und legten allen Nachdruck auf die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater.

„Der Kaiser“, so berichtet Eusebius von Cäsarea, „hörte den Parteien mit großer Geduld und Aufmerksamkeit zu, half bald dem einen, bald dem anderen, und mäßigte die allzu Leidenschaftlichen. Er sprach dabei griechisch, redete mit allen sehr freundlich, widerlegte die einen mit Gründen, während er andere, die gut gesprochen hatten, lobte.“

Im Verlaufe der Debatte trat die Anschauung des Athanasius aus dem Gewirre der Meinungen immer deutlicher als die richtige hervor. Es war klar, daß er am schärfsten beides traf, die Lehre der heiligen Schrift und den Glauben, auf dem bisher die Gesamtkirche unerschütterlich fest gestanden hatte. Immer rückhaltloser stimmte ihm die überwältigende Majorität der Synode zu.

In dieser kritischen Lage begann die Mittelpartei den Mantel nach dem Winde zu hängen. Sie mußten vielleicht fürchten, Amt und Würden zu verlieren, wenn sie durchfielen. Sie stimmten daher fast alle der athanasianischen Formel zu. Besonders der vielgewandte Eusebius von Nikomedien benahm sich, als er seine Sache verloren sah, so charakterlos, daß selbst sein kaiserlicher Gönner mit seinem Unwillen über solche Feigheit nicht zurückhielt. Wenn sie aber auch größerenteils weniger aus Überzeugung als aus Opportunität der Mehrheit zustimmten, so konnte man sie doch



Digitized by Google

auch nicht hindern, sich dem allgemeinen Bekenntnis anzuschließen. Mit Recht konnte daher Athanasius später sagen: „Alle Bischöfe von Nicäa haben die Irrlehre des Arius verdammt. Sie sind durch niemand gezwungen worden, vielmehr haben sie ganz freiwillig der Wahrheit zum Siege verholfen, wie es sich gebührt."

So wurde in jenen denkwürdigen Tagen hier an dieser Stätte im Bewußtsein einer gewaltigen Verantwortung und mit überwältigender Einstimmigkeit das Glaubensbekenntnis der Christenheit festgestellt. Mag der Palast, der damals hier gestanden hat, bis zur Unkenntlichkeit zertrümmert sein, so daß die riesigen efeubewachsenen Ecktürme nur noch sein stilles Grab zu bewachen haben, — das Glaubensbekenntnis von Nicäa ist nicht gestorben. Von den weltvergessenen Ufern des Askaniasees ist es siegreich hinausgezogen in die Welt und ist heute noch dasjenige Bekenntnis, das allen Kirchen, der evangelischen, römischen und griechischen, gemeinsam ist.

Gewiß ist auch das nicänische Glaubensbekenntnis ein Menschenwerk. So wenig wir an einen unfehlbaren Papst glauben, so wenig an ein unfehlbares Konzil. Aber soweit Menschen, die im Glauben stehen, treu an der heiligen Schrift halten und sich vom Heiligen Geiste leiten lassen wollen, das unaussprechliche Geheimnis in Worte zu fassen vermögen, haben es die Väter von Nicäa zweifellos getan.

Darum ist auch das nicänische Glaubensbekenntnis seither in der ganzen Christenheit trotz ihrer Spaltung in mancherlei Sonderkirchen der Faden ihrer innersten Einheit geblieben, „der sie in den dunkelsten Zeiten labyrinthischer Verwirrung immer wieder sicher an die Quelle des Evangeliums zurückgeleitet hat". Würde die Christenheit einmal von diesem Glaubensgrunde weichen, dann hätte ihre letzte Stunde geschlagen, dann würde die Welt unfehlbar ins Heidentum oder Judentum zurücksinken. Darum stimmen wir Luther zu, wenn er sagt, daß „seit der Apostel Zeit in der Kirche des Neuen Testaments nichts Wichtigeres und Herrlicheres geschrieben worden ist" wie das nicänische Glaubensbekenntnis.

* * *

Ein kleiner Türke zeigt uns den Weg zu der ältesten Kirche von Nicäa, der Aja Sophia, die wieder in der Nähe des heutigen Dorfes liegt.

Da steht sie, einsam, trümmerhaft, dem Verfall nahe, die ehrwürdige Basilika, in der die Bischöfe das nicänische Glaubensbekenntnis unterschrieben haben sollen. Die frühere Marmorbekleidung ist natürlich längst

Digitized by Google

verschwunden; nur noch die römischen Ziegelsteine liegen zu Tage. Aus den Mauern und an den Fenstern wachsen Sträucher und Gräser. Die Kuppel droht einzustürzen. Eine hohe Cypresse erhebt wie trauernd ihr dunkles Haupt über dem verfallenden Heiligtum.

Wir treten durch eine niedrige Tür ins Innere ein. Die Mauern stehen ringsum noch alle fest. Ein Baum wächst im Mittelschiff, ein anderer droben auf der Kirchenmauer, und die Vögel zwitschern lustig in den Zweigen.

Sinnend gehen wir durch die Räume der dreischiffigen Basilika. Vor unseren Augen steht die Schlußszene des nicänischen Konzils, die

Sophienkirche in Nicäa von außen.

sich hier im Mittelschiff abgespielt haben soll. Mit dem Kaiser waren alle Bischöfe in der Kirche versammelt.

Der Diakon Hermogenes, nachmals Bischof von Cäsarea in Kappadocien, der Schriftführer der Synode, der das vereinbarte Glaubensbekenntnis geschrieben hatte, erhob sich und verlas dasselbe.

Dann wurde unterschrieben. Nur zwei Bischöfe blieben der von ihnen vertretenen arianischen Überzeugung treu und verweigerten die Unterschrift, gleichviel, ob ihnen kaiserliche Ungnade und Amtsentsetzung drohte oder nicht. Ein sicheres Zeichen, daß sie ihrer Überzeugung gemäß handelten, weshalb sie es verdienen, ehrenvoll erwähnt zu werden.

Alle übrigen Bischöfe unterschrieben mit der freudigen Gewißheit, daß sie damit nichts anderes als den uralten Glauben der Apostel und

Digitized by Google

der frühesten Kirche unterzeichneten. Selbst der novatianische Bischof Acerius, wiewohl er wegen einiger Disziplinarfragen von der allgemeinen Kirche getrennt war, gab doch der Wahrheit die Ehre, indem er die Feder zur Unterschrift ergriff mit den Worten: „Es ist ja hierin, o Kaiser, nichts Neues vom Konzil eingeführt, sondern von den apostolischen Zeiten an ist so gelehrt worden!"

Und was damit der novatianische Bischof ausgesprochen hat, das ist es auch für uns, was uns diese Aja Sophia, in der die folgenschweren Federstriche getan worden sind, zu einem heiligen Orte macht. Denn nicht deshalb glauben wir, was im nicänischen Glaubensbekenntnis steht, weil es dort eine erdrückende Majorität gefunden hat, sondern weil es nur eine kurze, klare Zusammenfassung dessen ist, was die Schrift lehrt. Die Bischöfe von Nicäa haben weiter nichts getan, als daß sie in einer Zeit, wo nach Aufhören der Verfolgungen griechische Philosophie und Spekulation den christlichen Glauben umzubilden und ihm sein Herz herauszubrechen drohten, treu und fest bei der Lehre der Apostel und der Schrift beharrten. Unser Glaube stammt nicht von Nicäa, sondern er geht weiter zurück. Er geht zurück auf Bethlehem, Kapernaum, Golgatha, auf die Apostel, die der Herr selbst dazu erzogen und bevollmächtigt hat, der Welt den Schatz des christlichen Glaubens treu und gewissenhaft zu überliefern.

Und weil der nicänische Glaube damit übereinstimmt, darum wird er auch dauern von Jahrhundert zu Jahrhundert. Man hat ihn schon oft, nicht erst in unseren Tagen, totgesagt, und es gab Zeiten, wo er wirklich tot schien. Aber er ist allemal am dritten Tage aus dem Grabe wieder auferstanden, und die Siegel der Hohenpriester und Schriftgelehrten, die seinen Tod besiegeln sollten, sind ohnmächtig abgefallen. Unter dieser uralten Fahne hat die christliche Kirche von einst ihre Siege erfochten, unter ihr wird sie auch weiter kämpfen, dulden, siegen, bis daß der Herr kommt.

* * *

Ganz ungetrübt sind freilich die Erinnerungen nicht, die sich an diese altehrwürdige Aja Sophia knüpfen. Zwei Tatsachen sind es, die einen dunkeln Schatten auf die Ereignisse werfen, die in diesen Kirchenräumen geschehen sind.

Die erste traurige Erinnerung betrifft das große erste nicänische Konzil selbst. Es ist die verwerfliche Behandlung, die die erste Welt-

Digitized by Google

synode den Bischöfen hat zuteil werden lassen, die ihrer abweichenden Uberzeugung treu geblieben waren. Die beiden Bischöfe Theonas von Marmarica und Sekundus von Ptolemais, und mit ihnen natürlich Arius nebst allen seinen Anhängern und Schriften, wurden mit dem Bannfluch belegt und aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen.

Ein verhängnisvoller Irrtum! Ein Vorgang, der für alle folgenden Jahrhunderte ein böses Vorbild gewesen ist! Allen späteren Ketzerverfolgungen, Ausstoßungen, Hinrichtungen, Verbrennungen war damit grundsätzlich Tür und Tor geöffnet. Nichts konnte der Absicht und dem Geiste Christi mehr widersprechen als dieser Beschluß. Niemals hat der Heiland einen, der sein Jünger werden wollte, vorher nach seinen Glaubenssätzen gefragt. Niemals hat er gar einen verflucht oder aus seiner Gemeinschaft ausgestoßen, weil er ihn noch nicht als Gottes Sohn anerkannte. Niemals hat er seine Jünger ermächtigt, Menschen wegen ihrer abweichenden und irrenden Erkenntnis auszustoßen und zu verfluchen, — als ob es sich in der christlichen Kirche um ein Joch von Glaubenssätzen handelte, unter das man sich beugen muß, — und nicht um Glaubensschätze, die man so glücklich ist, sich aneignen zu dürfen!

Gewiß konnten und mußten die Väter von Nicäa, nachdem sie ihre große Aufgabe einmütig gelöst hatten, zu den Arianern sagen: „Ein kirchliches Lehramt könnt Ihr nicht ausüben, so lange Ihr den christlichen Glauben selbst nicht habt!“ Aber im übrigen mußten sie sie als zwar irrende, aber aufrichtige Glieder tragen und lieben, nicht aber sie mit Bannflüchen aus der Kirche hinaustreiben.

Die andere schmerzliche Erinnerung knüpft sich an das zweite nicänische Konzil, das im Jahre 787 abermals in dieser Kirche abgehalten wurde. Die morgenländische Kirche hatte in den dazwischen liegenden vier Jahrhunderten eine traurige Entwicklung genommen. Mehr und mehr war sie in einen krassen Aberglauben versunken, der an die Stelle der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit einen groben Bilderdienst gesetzt hatte. Mehrere einsichtige byzantinische Kaiser hatten den Versuch einer Reformation gemacht. Namentlich Leo III. der Isaurier ließ die Bilder in den Kirchen höher hängen, so daß man sie nicht mehr küssen konnte, befahl, daß die bemalten Kirchenwände übertüncht, ja daß die Bilder ganz aus den Gotteshäusern entfernt wurden. Indessen der Aberglaube war schon zu mächtig geworden. Das Volk, die Mönche, zahlreiche Priester verteidigten ihre Bilderreligion mit fanatischer Wut. Ein wahrer Sturm erhob sich, als man ihnen ihre Götter nehmen wollte,

Digitized by Google

und erschütterte ein volles Jahrhundert hindurch das ganze Reich. Unterstützt von vielen Geistlichen, die den fast heidnischen Bilderdienst beklagten, ermutigt durch eine Synode von 338 Bischöfen, die sich auf ihre Seite stellten, versuchten die Kaiser in diesem „Bildersturm" das Volk mit Waffengewalt von seinem Aberglauben zu bekehren. Aber dieser Weg war ebenso verkehrt wie einst die Verfluchung der Arianer. Durch beides überzeugt man keinen Menschen.

Da kam eine selbstherrschende Kaiserin auf den Thron von Byzanz, die dem Bilderdienst, der schon zu tiefe Wurzeln in den Herzen der morgenländischen Christenheit geschlagen hatte, zum endgültigen Siege verhalf. Die siebente ökumenische Synode wurde von der Kaiserin Irene nach Nicäa einberufen. Und hier, abermals in der Aja Sophia, wurde der Bilderdienst für das ganze Reich wieder eingeführt und sanktioniert. Nur wurde die Einschränkung getroffen, daß den Bildern eine Verehrung untergeordneter Art, etwa wie den Engeln, zukomme, während die höchste Anbetung nur Gott allein gebühre.

Auch zu dieser Verhandlung waren die Bischöfe des Reiches damals, als im Westen mit Karl dem Großen eine neue Zeit heraufstieg, wiederum in dieser Kirche versammelt. Aber welch ein Abstand gegenüber jener ersten nicänischen Synode vor 450 Jahren! Damals handelte es sich noch um die gewaltigste Frage des ganzen christlichen Glaubens, die Lehre vom Sohne Gottes, diesmal nur noch um — Bilder!

Jetzt ist es still und einsam geworden in der Kirche. Die Bischöfe, die hier einst nach heißen Kämpfen das nicänische Glaubensbekenntnis unterschrieben, schlafen längst in ihren Kammern und warten des Tages, wo wir nicht mehr „durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte sehen, sondern von Angesicht zu Angesicht".

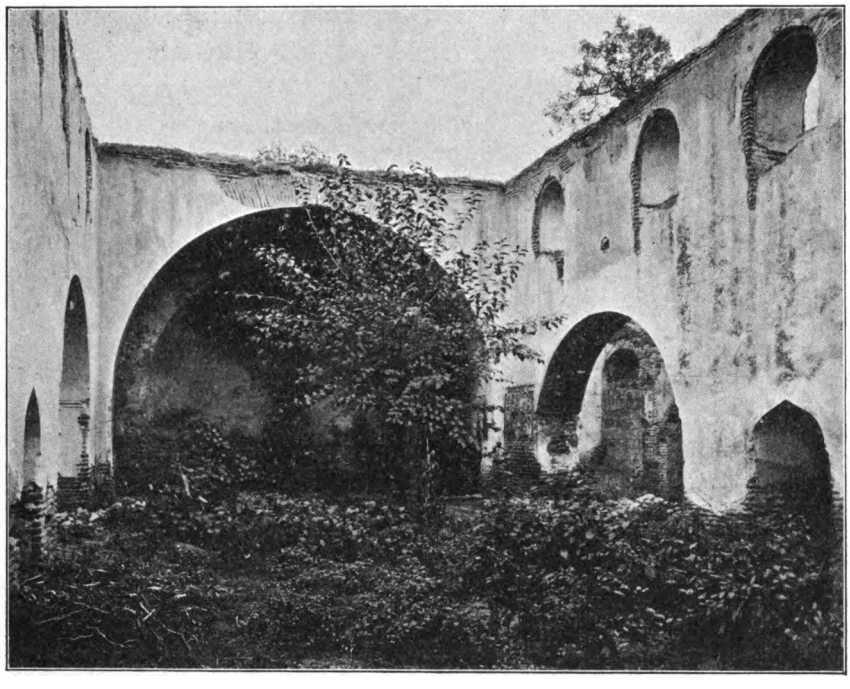
An ihrer Stelle sind andere Herren in diesen Hallen eingezogen. In der Apsis haben sich ein paar türkische Heilige, schmutzige Derwische, eingenistet. In einer kleinen Hütte, die aus Petroleum-Blechkisten und rohen Steinen zusammengefügt ist, hausen sie. Vor der Hütte steht eine kleine Feuereffe, auf der sie Kaffee kochen. Der Rauch, der davon aufsteigt, bedeckt Wände und Gewölbe mit rußigem Schwarz. Oben in der Apsisdecke schimmert unter dem Rauchüberzuge ein Kreuz aus alter Zeit hervor. Und in der daneben befindlichen Sakristei kann man noch die vom Rauch fast unkenntlich gemachten Bilder der vier Evangelisten erkennen.

So gewährt die für die Geschichte der Christenheit so denkwürdige Kirche einen traurigen Anblick. Unter den Mißhandlungen eines stupiden

Digitized by Google

Volkes, das kein Gefühl für die Denkmale einer größeren Vergangenheit hat, ist dies ehrwürdige Gotteshaus mit seiner rußüberzogenen Apsis und seinen Derwischen so tief entwürdigt, daß es fast wie eine Räuberhöhle aussieht.

Nur das einsame Kreuz droben in der Decke und die vier wie aus trübem Nebel hervorschauenden Evangelisten blicken uns wie eine Hoffnung und Weissagung besserer Zeiten an, wo auch hier in Nicäa die heilige



Aja Sophia von innen.

Vierzahl der Evangelisten wieder ihren Mund auftun und das Kreuz predigen wird, damit auch hier in diesen so lange zertretenen Kirchenhallen wieder der alte Ostergruß der Christenheit erschalle: Ho kyrios anésti! Der Herr ist auferstanden!

* * *

Nach einem kurzen Besuch in der Moschee Yechil Dschâmi, einem ehemaligen christlichen Gotteshause (s. das Bild Seite 65) kommen wir zu der alten Kirche der Maria Theotókos. Das Kirchlein macht mit seinem

Digitized by Google

verschlissenen Gewande und seinen mit Ziegeln gedeckten Kuppeln, offenbar aus der ersten Zeit byzantinischen Kuppelbaustiles, einen rührenden Eindruck, zumal da die Nicäner diese ihre einzige liebe Kirche aus uralter Zeit von außen und innen zum heiligen Osterfeste mit Blumen und Girlanden aufs freundlichste geschmückt haben.

Wir treten sofort in das Innere ein, wo alle Bogen und Gewölberippen mit grünem Frühlingsschmuck festlich bekleidet sind. In der Nähe des Altars stellt ein Gemälde den Begründer und Erbauer der Kirche dar: Niképhoros Patrikios, den Kanzler des Kaisers Konstantin. Ein großer Heiligenschein zeichnet den Stifter aus, und unter dem Bilde steht die Jahreszahl der Erbauung der Kirche 332.

Sechs Stufen führen im Altarraume zu einem aus Stein gehauenen Thron, auf welchem in der Glanzzeit von Nicäa der Patriarch zu sitzen pflegte. Über demselben und noch an manchen anderen Stellen der Kirche funkeln noch prächtige Mosaikbilder, an Material und künstlerischer Gestaltung würdige Erzeugnisse der alten Zeit. Über dem Hochaltar sind die Marterwerkzeuge und Symbole der Passionsgeschichte in Stein gemeißelt: die Schlange des Mose in der Wüste, der Hahn des Petrus, Kreuz, Nägel und Dornenkrone. Sehr alte, zerlesene Kirchenbücher liegen auf dem Altar. Ich blättere einen Augenblick darin: es sind Liturgien, Predigten, Kirchengebete des heiligen Chrysostomus.

Draußen im Narthex, der Vorhalle, schmücken prächtige Goldmosaiken die Wölbungen. Besonders schön treten daraus hervor die Bilder der vier Evangelisten, der Maria theotókos, der Patronin der Kirche, und des über ihr thronenden Weltheilandes.

An der Wand fesselt uns besonders ein Gemälde mit der Unterschrift: Prôte sýnodos hê en Nikaia d. h. die erste Synode in Nicäa. In der kindlichen, unbeholfenen Art der früheren Klostergemälde ist hier die berühmte Kirchenversammlung dargestellt. In der Mitte steht Konstantin der Große mit goldener Krone. Rechts von ihm der heilige Athanasius mit seinem Patriarchen Alexander und der heilige Spiridon, alle mit goldenem Heiligenschein. Dann kommt die Menge der Bischöfe. Sie tragen alle lange Bärte, farbige, rote und grüne Mäntel und einen Heiligenschein ums Haupt.

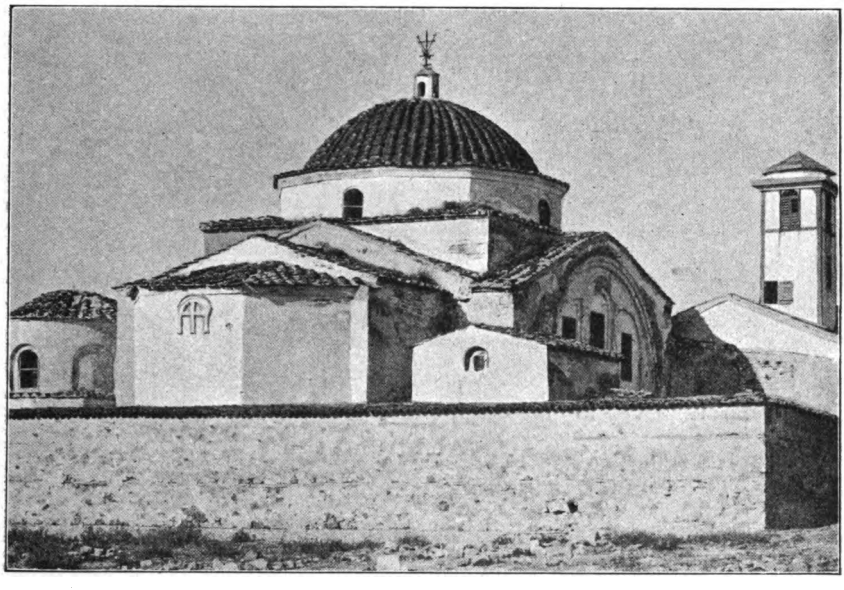
Nur einer im Vordergrunde trägt einen schwarzen Mantel und eine schwarze Mütze und keinen Heiligenschein: das ist der böse Arius.

Neben ihm steht eine kleine Gruppe: der halbketzerische Hofbischof Eusebius von Nikomedien, auch er natürlich in schwarzem Mantel und

Digitized by Google

ohne Heiligenschein. Er hält offenbar gerade eine Rede, um die halbarianischen Ansichten der Mittelpartei zu verfechten. Aber der heilige Nikolas, der Freund der Kinder, der ja auch heute noch am 6. Dezember eine Rute mitbringt, schickt sich gerade an, ihn mit „schlagenden Gründen" zu widerlegen: seine Rechte ist aufgehoben mit der unverkennbaren Absicht, dem Ketzer eine Ohrfeige zu versetzen.

Hinter Arius stehen noch vier schwarze Mäntel und schwarze Mützen. Das sind die arianischen Bischöfe Theognis von Nicäa, Maris von Chalcedon, Theonas von Marmarika, Sekundus von Ptolemais. Auf dem



Marienkirche in Nicäa.

strahlenden Goldgrunde der vielen Heiligenscheine tritt die Schwärze ihrer Gesinnung um so abschreckender hervor.

Draußen bleiben wir noch einen Augenblick stehen und betrachten die ehrwürdige Kirche, eine der ältesten der ganzen Welt, älter als die Grabeskirche in Jerusalem und die Geburtskirche in Bethlehem. In den fast 1700 Jahren ihres Bestehens hat sie die ganze Leidensgeschichte der anatolischen Kirche durchgemacht und sieht aus wie ein Märtyrer, der die Narben vieler Leiden am Leibe trägt. Jahrhundertelang, fast von den Tagen des großen Konzils an, haben sich die Christen von Nicäa hier versammelt. Dann brandeten die Wogen der andringenden muhammedanischen

Digitized by Google

Sturmflut an die immer mehr zurückweichende Ostgrenze des byzantinischen Reiches. Im Jahre 1080 ging die erste große Sturzwelle der seldschukkischen Eroberer über die Stadt dahin. Aber nur siebzehn Jahre lang blieb sie für diesmal in muhammedanischen Händen. Im Jahre 1097 wurde sie zurückerobert, und als 107 Jahre später der vierte Kreuzzug dem byzantinischen Kaisertum in Konstantinopel treulos ein vorläufiges Ende bereitete, da verlegte der neue oströmische Kaiser Theodor Laskaris hierher die Hauptstadt seines Reiches. Fast 60 Jahre lang war Nicäa

Lefketor in Nicäa von innen.

Kaiserstadt. Aber es war eine schwere Zeit. Feinde drohten von allen Seiten. Im Osten standen die muhammedanischen Eroberer, im Westen am Goldenen Horn die lateinischen Kreuzfahrer. Als diese endlich vertrieben waren, zogen die Kaiser wieder in Konstantinopel ein. Aber 70 Jahre darauf fiel Nicäa endgültig in die Gewalt der osmanischen Eroberer, die es vollends zu dem Trümmerhaufen gemacht haben, den wir heute vor uns sehen.

Jahrhundertelang, seit dem Einzuge der Osmanen im Jahre 1361, blieb nun die Marienkirche geschlossen. Aber sie entging merkwürdiger-

Digitized by Google

weise dem Schicksal so vieler anderer Kirchen: sie wurde nicht zur Moschee umgewandelt. Nur blieb sie auch den Christen unzugänglich, die die Hoffnung nie aufgaben, das geheimnisvoll verschlossene Heiligtum wiederzugewinnen.

Da erschien im Jahre 1839 bei der Thronbesteigung des Sultans Abdul Medschîd der Hattischerîf von Gülhâne. Durch diesen Erlaß wurde nach langer Unterdrückung den Christen des Morgenlandes das erste, eng begrenzte Maß von Freiheit wiedergegeben. Da feierte auch die Kirche

Lefketor von außen.

der Maria theotókos eine bescheidene Auferstehung. Die Christen zogen wieder ein in das lange vergessene Gotteshaus, und seither wird wie in allen griechischen Kirchen täglich Gottesdienst darin gehalten. Von Zeit zu Zeit kommt auch der Bischof von Nicäa, vor dessen Haus in Gemlek ich gestanden habe, hier herüber und hält in Gemeinschaft mit den Ortspriestern eine besonders festliche Feier in der alten Konzils- und Kaiserstadt.

* * *

Digitized by Google

Am letzten Abend tafeln wir in der halb gedeckten Veranda von Fabiani. Außer uns haben inzwischen noch zwei Herren von der „Schlaraffia“ den Weg nach Nicäa gefunden, ein deutscher Arzt und ein österreichischer Leutnant. Zu vieren halten wir unter primitiven Verhältnissen eine gemütliche Tafelrunde. Unter angeregten Gesprächen, in denen das Einst und Jetzt von Nicäa den Hauptgegenstand bildet, verfliegen uns die Stunden wie Minuten, und der mitternächtige Mond steht längst am Himmel, wie wir endlich unser Lager auf dem Boden unserer Kammern aufsuchen.

Am nächsten Morgen brechen wir gemeinsam auf, wir in unserem Marterkasten von Gemlek, die beiden Schlaraffen aber in einem prächtigen, bequemen Landauer, zu dem wir mit stillem Neid hinübersehen. Da sie von Brussa her gekommen sind, das durch eine vorzügliche Poststraße mit Nicäa verbunden ist, standen ihnen auch bessere Wagen zur Verfügung.

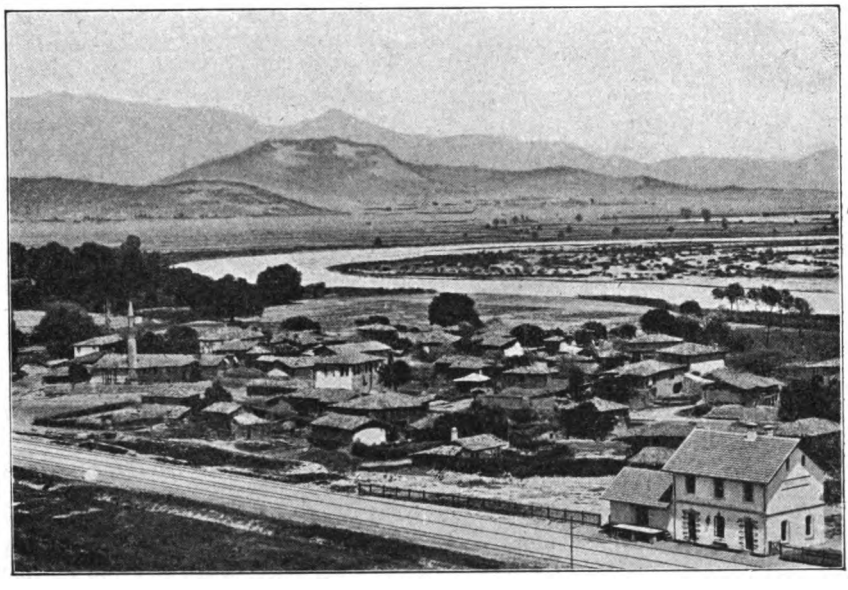
Noch einmal rollt unser Wagen durch die Gassen von Isnik, noch einmal über das der Erforschung harrende denkwürdige Trümmerfeld von Nicäa.

Vom Osttor der Festung, dem Tor von Lefke, werfen wir noch einmal einen letzten Blick auf die großartigen Mauern und das weite Ruinenfeld. Ein innerer Grimm will uns erfassen angesichts dessen, was die traurige türkische Wirtschaft aus diesen schönen Ländern und Städten gemacht hat. Wie ein Raubtier ist dies Volk aus dem Innern Asiens in das europäische Kulturgebiet eingebrochen: vor ihm her abendländische Kultur, hinter ihm her Verödung und Ruinen. Die einzige Tat, die es unauslöschlich in die Annalen der Weltgeschichte eingegraben hat, heißt: Zertrümmerung! Zertrümmerung!

Das dreifache Lefketor zeigt dieselbe seltsame Mischung schöner antiker Formen mit späterer barbarischer Verstümmelung wie die anderen Stadttore. In den letzten Zeiten der Verteidigung gegen die unaufhaltsam vordringenden Seldschukken und Türken scheinen die verzweifelt kämpfenden Byzantiner die prächtigsten Säulen zum Schutz gegen die Sturmböcke und Belagerungsmaschinen der Feinde in die Mauern hinein gebaut zu haben. Aus dem seltsamen Konglomerat, das uns wie ein steinernes Rätsel anstarrt, kann man wie bei geologischen Schichtungen die über- und ineinandergebauten Geschichtsperioden von den heidnischen Tagen Hadrians an bis in die Türkenzeit hinein ablesen. Selbst einige Altäre aus der Zeit der olympischen Götter sind eingemauert und dadurch bis auf unsere Tage gerettet worden.

Digitized by Google

Nach Mekedsche, wo wir noch den heutigen Morgenzug erreichen wollen, der auf der Bagdadbahn nach Konstantinopel fährt, führt eine gute Fahrstraße. In der nächsten Umgebung Konstantinopels sucht man vergeblich nach solchen Straßen. Es scheint, daß in der Provinz, weitab von den aufeinander eifersüchtigen Ministern und Hofbeamten, ein vernünftiger Gouverneur eher etwas für das Land tun kann. Bei dieser Straße soll aber auch die Bagdadbahn einen großen Teil der Kosten übernommen haben, um die Landschaft für den Eisenbahnverkehr zu erschließen.



Bahnhof Mekedsche; dahinter der Strom des Sakaria.

Wir fahren bis zu dem schönen Gebirgspaß, der zum Tale des Sakaria hinüberführt, langsam bergauf. Die Berge, die das Hochtal begrenzen, sind vielfach bewaldet. Freilich besteht der Wald hier, wie meistens in der Türkei, infolge unverständiger Abholzung nur noch aus niedrigem Gestrüpp. Erst drüben im Tale des Sakaria überrascht uns während der Eisenbahnfahrt auf den Höhen zuweilen der in der Türkei so seltene Anblick eines schönen, ausgedehnten Hochwaldes.

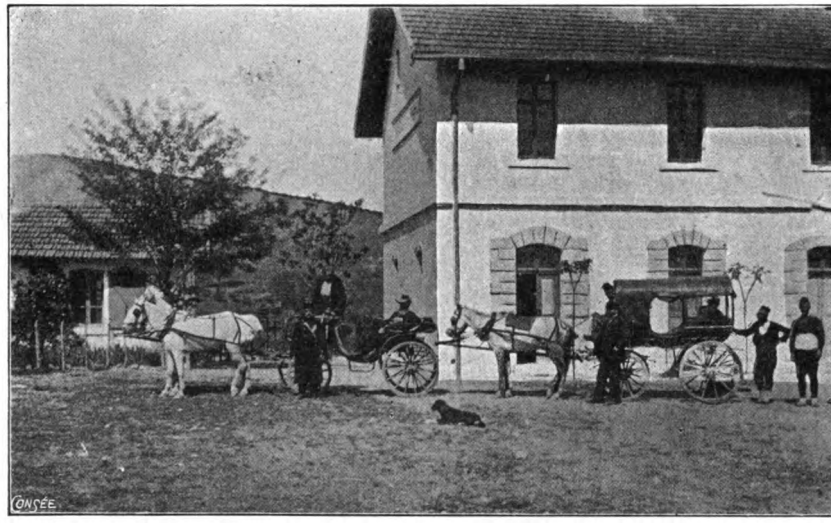
Die Ländereien an unserer Straße sind vielfach fleißig angebaut. Auch Maulbeerpflanzungen für die Seidenraupenzucht sind zu sehen. Das Land selbst ist fähig und willig zu tragen, auch die Einwohner würden

Digitized by Google

offenbar gerne das Ihrige dazu tun. Aber unter dem herrschenden System, wo der Bauer 60 bis 65 Prozent seines Ertrages abgeben muß, kann niemand den Mut finden, etwas Rechtes zu unternehmen. Nur ein paar Jahrzehnte einer guten Regierung, und das Land würde blühen wie ein Garten Gottes.

* * *

Bei einem kurzen Halt, den unsere Kutscher machen, um die Pferde ausruhen zu lassen, äußert unser österreichischer Begleiter den Wunsch,



**Unsere beiden Wagen am Bahnhofe von Mekedsche.**
Rechts der türkische Wagen, vor demselben Herr Himmighoffen, links der Landauer mit dem Verfasser.

das Fahren in einem so interessanten türkischen Harems- und Landwagen, wie wir ihn haben, kennen zu lernen. Auch der Doktor schließt sich ihm an, um seine kulturgeschichtlichen Kenntnisse zu erweitern.

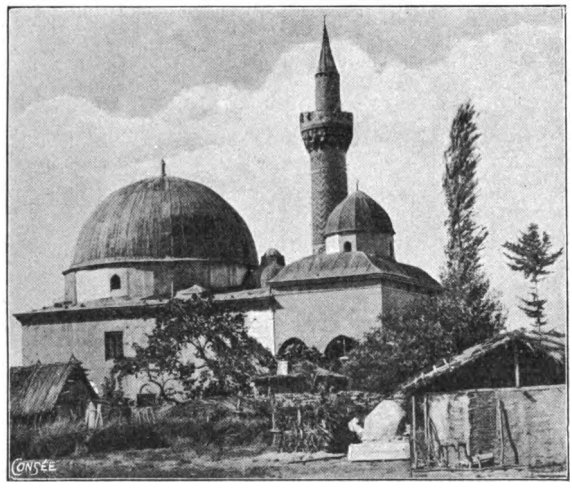
Wir sind großmütig genug, ihnen unseren Platz einzuräumen, siedeln mit heimlichem Vergnügen in den prächtigen Landauer über, während die beiden Schlaraffen den Marterkasten besteigen. Glücklicherweise sind wir jetzt auch auf der Höhe des Gebirgspasses angekommen, wo sich eine wunderschöne Aussicht über die jenseits in der Tiefe liegende Talebene des Sakaria eröffnet. Da läßt unser neuer Kutscher die noch frischeren Pferde seines Landauers in schnellstem Lauf die Serpentinen der Straße hinunterlaufen und hält nicht eher, als bis wir drunten am Bahnhofe

Digitized by Google

von Mekedsche halten. Kurz nachher kommen auch unsere beiden Schlaraffen mit geräderten Gliedmaßen an. Sie haben die Freuden und Leiden eines türkischen Landwagens jetzt gründlich kennen gelernt, und hätten wohl gerne wieder mit uns getauscht, wenn unser Wagen nicht so eilig vorausgefahren wäre.

Zum ewigen Angedenken nimmt der Doktor das nebenstehende Bildchen auf: vorn steht der Landauer, in dem ich noch sitze, davor der begleitende Kawaß, dahinter unser türkischer Planwagen, vor dem Herr Himmighoffen steht, während der österreichische Offizier noch drinnen liegt.

In einem kleinen ländlichen Kaffeehause erquicken wir uns noch an einem letzten asiatischen Täßchen Kaffee und einer Wasserpfeife. Dann besteigen wir nach halbstündigem Warten ein behagliches Coupé eines aus den prächtigen, alpinen Hochtälern Kleinasiens daherbrausenden Eisenbahnzuges und fahren durch das schöne Sakariatal und am blauen Spiegel des Sabandschasees vorüber nach Nikomedien und Haidar Pascha, wo wir kurz vor Sonnenuntergang jenseits des Bosporus wieder die Moscheen und Minarete von Konstantinopel erblicken.




Moschee Yechil in Nicäa.



Digitized by Google

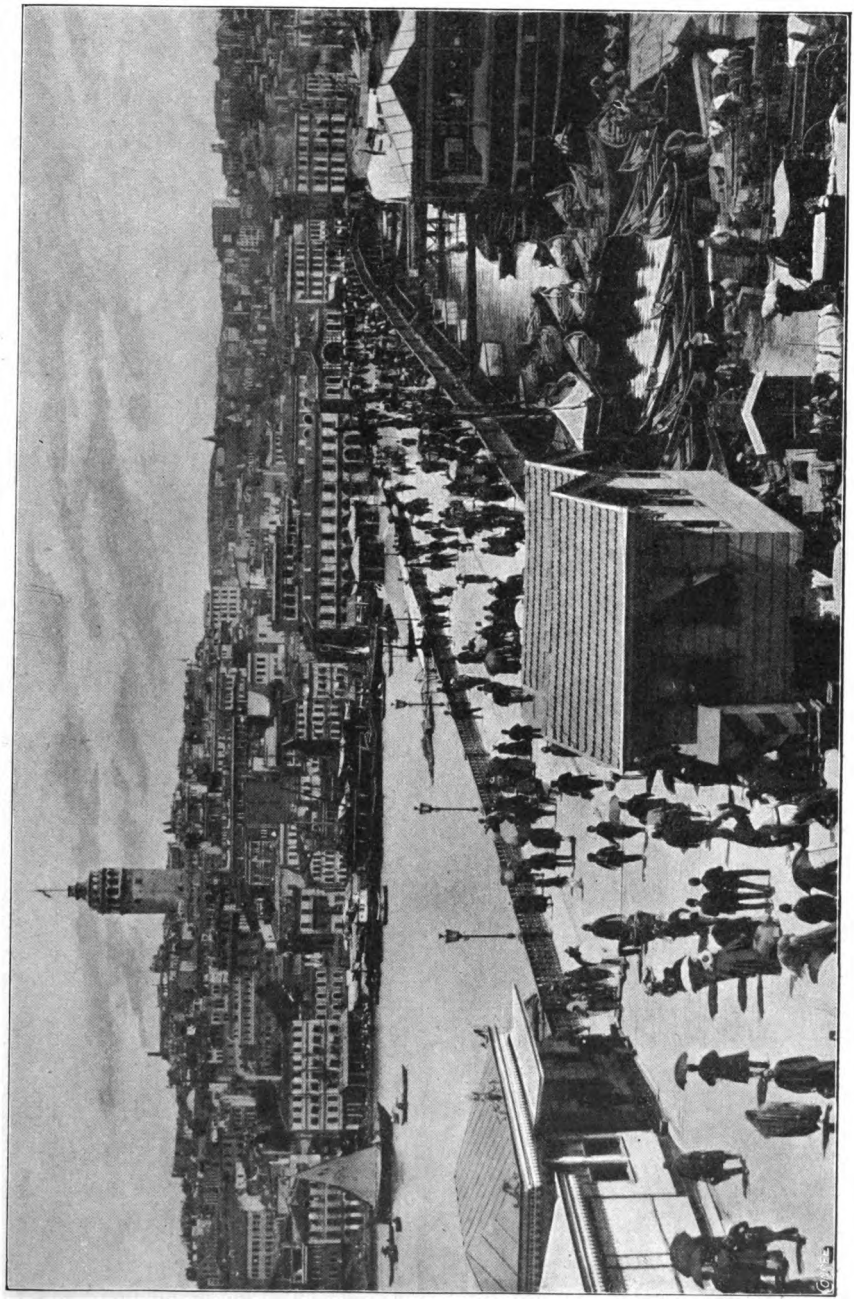
# Konstantinopel.

Wir stehen auf dem Turm von Galata. Seit anderthalb Jahrtausenden ragt er da droben wie ein Wächter der Perle der Städte, die seit vorchristlicher Zeit auf dieser königlichen Halbinsel zwischen Marmarameer, Bosporus und Goldenem Horn übers blaue Meer zum nahen Asien hinüberschaut.

Wie ein kühnes architektonisches Bild liegt die Stadt von der Seraispitze an bis hinauf zu den alten Stadtmauern vor uns. Dunkel hebt sich aus der Mitte des gewaltigen Häusermeeres der Aquädukt des Kaisers Valens heraus, ein Monument aus dem Anfang des vorigen Jahrtausends. Imponierend ragen die großen Moscheen hervor, dort zur Rechten über dem alten Quartier der Fanarioten die Selimije, dann nach links nahe beim Aquädukte die Mehemedije, dann die majestätische Suleimanije mit ihren vier Minareten und dem hohen Seraskierturm, gerade uns gegenüber die Jeni Valide-Moschee und die Nuri Osmanije, weiterhin die zwischen sechs Minareten aufragende Achmedije. In nächster Nachbarschaft des Serais steht die altehrwürdige Aja Sophia, der Traum und die Sehnsucht aller orientalischen Christen, und endlich ganz zur Linken an der Vereinigung des Goldenen Horns mit dem Bosporus und dem Marmarameere das Serai selbst, wo einst die Kaiserpaläste und Foren standen, von denen aus die Befehle in die ganze Welt hinausgingen.

Wenn man von hier droben aus Umschau hält, begreift man den genialen Gedanken Konstantins, der, nachdem er dort drüben bei Haidar Pascha die Weltherrschaft errungen hatte, seine Residenz auf diesen eigenartig schönen Punkt der Erde verlegte. Die zauberhafte Schönheit der Lage, die seither auf einzelne und auf ganze Völker immer wieder ihren unwiderstehlichen Reiz geübt hat, vereinigte sich mit den Vorzügen eines Welthandelsplatzes ersten Ranges und der schier uneinnehmbaren Festig-

Digitized by Google



Die „Neue Brücke" von Karaköj mit dem Blicke auf Galata.



Digitized by Google

keit des mächtigsten Waffenplatzes am ganzen Mittelmeere. Den alten Namen Byzanz, der uns schon früh in der griechischen Geschichte begegnet, vertauschte er mit „Neu-Rom“. Aber die Geschichte hat seinen Befehl korrigiert und der Siebenhügelstadt am Goldenen Horn im Andenken an den ersten christlichen Kaiser den Namen Konstantinopolis gegeben.

Sieben Jahre nach dem entscheidenden Siege, den er im Angesichte dieser Stadt über Licinius erfocht, fünf Jahre nach dem Konzil in Nicäa wurde die neue Reichshauptstadt feierlich eingeweiht. Dort auf der Seraispitze erbaute er seinen Palast und das Forum des Konstantin. Dort herrschte 24 Jahre nach seinem Tode Julianus Apostata, der den ohnmächtigen Versuch machte, das Rad der Weltgeschichte zurückzudrehen und den Glauben an die olympischen Götter wieder an Stelle des Christentums zu setzen, bis er nach kaum dreijähriger Regierung, ferne auf jenem Schlachtfelde Persiens, sterbend ausrief: „Endlich hast du gesiegt, Galiläer!“

Jene merkwürdige Bogenreihe des Aquäduktes erinnert an seinen Nachfolger Valens, der den in Nicäa verworfenen arianischen Glauben auf den Thron hob und unter dem die Stürme der Völkerwanderung begannen. Der hohe Seraskierturm aber, der sich etwas weiter links erhebt, steht an der Stelle, wo sein Nachfolger Theodosius, der Wiederhersteller des nicänischen Glaubens, sein prächtiges Forum erbaut hatte. So tritt uns hier droben mitten aus dem Bilde der großen Muhammedanerstadt die älteste Geschichte Konstantinopels wie in einem großen Überblicke entgegen.

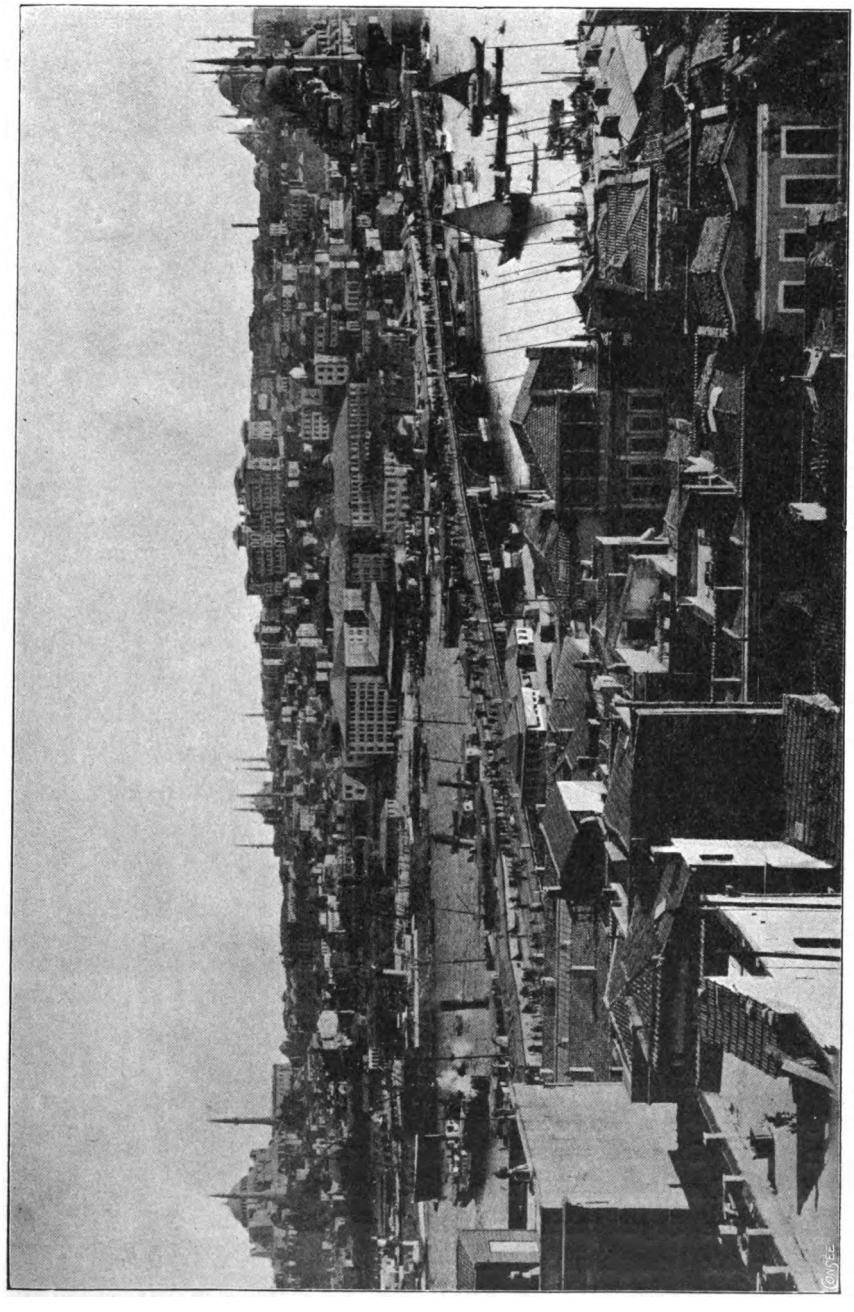
* * *

Auf der „Neuen Brücke“ gehen wir übers Goldene Horn hinüber nach Stambûl.

Das erste unserer beiden Bilder zeigt die Brücke mit dem Blicke nach dem nördlichen Galata, dessen Häuser, den bekannten Turm in der Mitte, stufenförmig nach Pera aufsteigen. Das andere zeigt den Blick auf das gegenüberliegende Stambûl: im Mittelgrunde rechts die Jeni Valide-Moschee, dahinter auf der Höhe die Nuri Osmanije, links davon die „verbrannte Säule“, auf der Höhe das langgestreckte Gebäude der Dette publique, weiterhin die Achmedije mit ihren sechs Minareten, und ganz links die Aja Sophia.

Wir machen einen ersten flüchtigen Gang durch die berühmten Basare von Stambûl. Durch überwölbte Gassen, in denen die Händler alle

Digitized by Google



„Neue Brücke" von Karaköj mit Blick auf Stambûl. (Links die Aja Sophia.)

Digitized by Google

Herrlichkeiten der Welt feilbieten, die ein türkisches Auge reizen können, gelangen wir zur Nuri Osmanije-Moschee, und stehen bald vor einer hohen, altertümlichen Säule, der sogenannten verbrannten Säule.

Niemand würde es dem heute so unscheinbar gewordenen Monumente ansehen, daß es eines der wenigen Denkmale ist, die aus den Tagen des ersten christlichen Kaisers übrig geblieben sind. Überhaupt befinden wir uns hier, wenn irgendwo, auf klassischem Boden des alten Konstantinopels. Hier stand das Forum Konstantins, der stolzeste und vornehmste Platz der ganzen Hauptstadt. Der ganze Platz, der jetzt durch Schuttanhäufung um zwei Meter erhöht, durch die Nuri Osmanije, die Ali Pascha-Moschee und mehrere andere öffentliche Gebäude bedeckt ist, war damals mit herrlichen Arkaden umgeben und durchweg mit Marmorplatten bedeckt, die zum Teil noch unter dem Schutte begraben liegen mögen. Hier stand einst diese Säule inmitten des Forums, und von ihrer Höhe schaute das glänzende Bronze-Standbild Konstantins, in der Gestalt des Sonnengottes, das Angesicht nach Osten gerichtet, auf alles herab, was das junge Konstantinopel Großes und Herrliches aufzuweisen hatte.

Ein Blitz schlug im Jahre 1081 in die Säule. Die Statue, das Kapitell, die marmornen Reliefs stürzten herunter, und seither ist das ehemals strahlende Monument für die Bewohner Konstantinopels die „verbrannte Säule" geblieben. Manches ist geschehen, um sie zu reparieren und zu erhalten, und dazu gehört auch die auf unserem Bilde sichtbare geschmacklose Ummauerung am unteren Teile. Aber eine Ruine ist sie doch geblieben, wenn auch ohne Zweifel eine der ehrwürdigsten von ganz Konstantinopel.

* * *

Von der verbrannten Säule gehen wir an der Bajesid-Moschee vorüber nach Westen, um ein anderes Denkmal aus dem ältesten Konstantinopel zu besuchen, den Aquädukt des Valens.

Noch heute versorgt diese bereits vor 1800 Jahren von Hadrian begonnene, aber erst unter Valens (gest. 378) vollendete Wasserleitung den ganzen Osten von Stambûl mit Wasser. Auf mächtigen Bogenreihen wird der Lauf desselben über eine Talsenkung von Hügel zu Hügel geführt. Die Bogen spannen sich in zwei Stockwerken hoch über den Dächern der benachbarten Häuser dahin und bilden, mit Efeu und anderen Schlingpflanzen grün bekleidet, eines der stolzesten und poetischsten Bilder von Konstantinopel.

Digitized by Google

Jahrhundert um Jahrhundert ist das Leben dieser Riesenstadt unter diesen gewaltigen Bogenreihen dahingeflutet. Geschlechter auf Geschlechter sind gekommen, haben ihr Wasser aus diesem Aquädukt der alten Kaiser getrunken und sind wieder gegangen und auf den weiten Friedhöfen im Westen schlafen gelegt worden. Aber das uralte Bauwerk ist, wenn auch

Die verbrannte Säule.

zerfallen, aufrecht geblieben und wird wohl noch manches Jahrhundert für die Stadt den Zweck erfüllen, den ihm einst Hadrian und Valens gegeben haben.

* * *

Der Name Valens erweckt übrigens in uns, die wir von Nicäa kommen, eine Fülle von Erinnerungen.

Was für wechselreiche Wandlungen hat in jenem von Glaubenskämpfen so stürmisch bewegten Jahrhundert das im Jahre 325 so einmütig

Digitized by Google

beschlossene nicänische Glaubensbekenntnis durchgemacht! Die verurteilten Arianer wußten die Gunst der Mächtigen der Erde zu gewinnen und versuchten an ihren Gegnern grimmige Rache zu üben. Und gerade der Kaiser Valens war einer von jenen Fürsten, die sich unter dem Einflusse ihrer Hofbischöfe berufen glaubten, den unter Konstantin feierlich festgestellten nicänischen Glauben für immer vom Erdboden zu vertilgen und seine Anhänger aufs grausamste zu verfolgen.

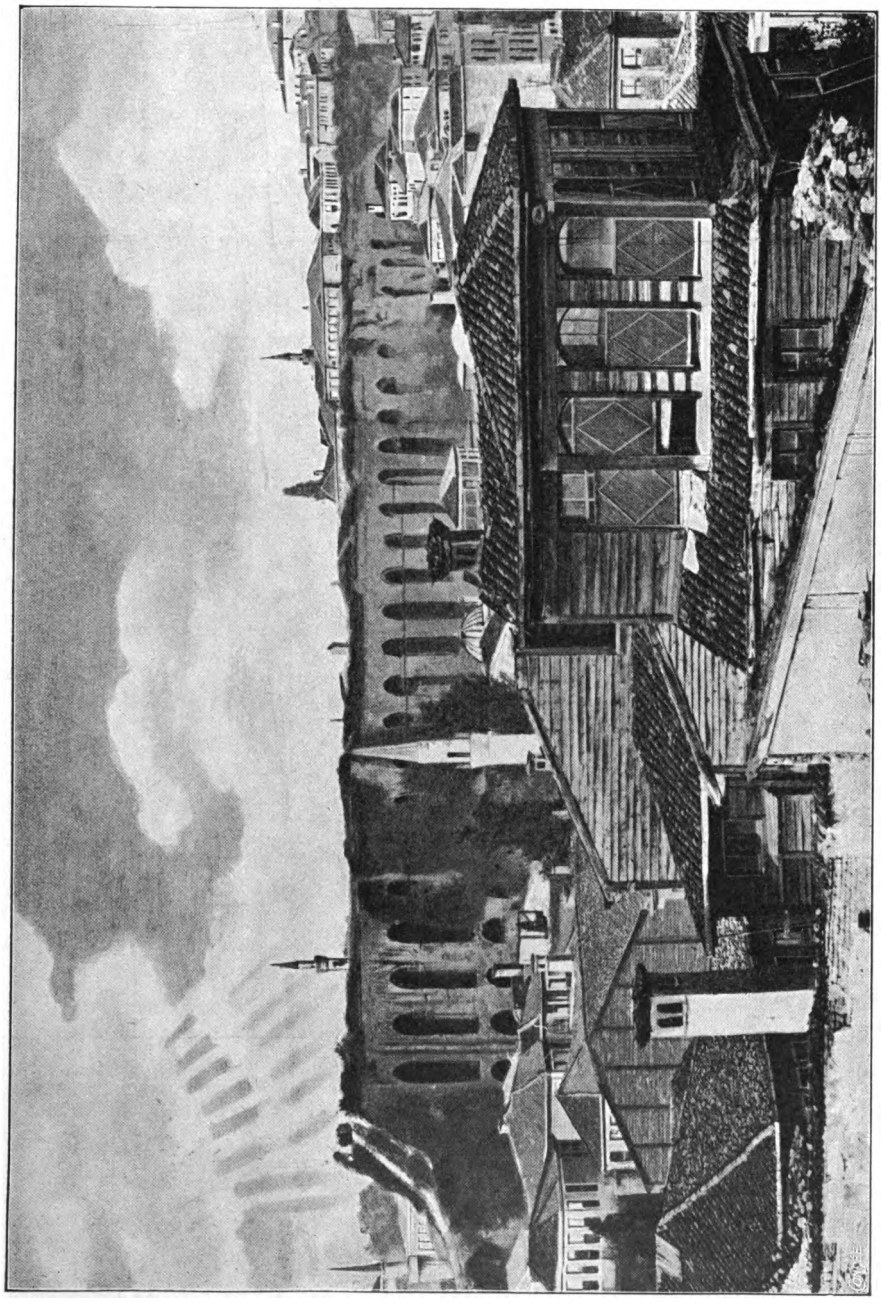
Niemand hat den Wechsel der Zeiten an seinem eigenen Leibe so zu spüren bekommen wie der große Athanasius selbst: ein Vorbild für alle Zeiten auch darin, daß man den wahren Glauben getrost auch einmal unterliegen und untergehen lassen kann; er wird schon von selbst wieder auferstehen, wenn er unsterblich ist. Wie oft hat er die Arianer triumphieren und Siegesfeste feiern sehen! Er blieb ruhig. Dem charakterlosen und geschmeidigen Eusebius von Nikomedien gelang es, selbst den Kaiser Konstantin umzustimmen und nachträglich dem Arius geneigt zu machen. Athanasius wurde der schlimmsten Verbrechen, sogar in allem Ernste der Ermordung eines Bischofs angeklagt und vom Kaiser nach Trier im Rheinlande verbannt. Arius aber wurde in Konstantinopel in festlichem Zuge zur Kirche geführt, um feierlich wiederaufgenommen zu werden. Mitten im Festzuge wurde er plötzlich unwohl. Er ging abseits und starb jählings — zu aller Schrecken.

Athanasius war groß genug, seinen Freunden, die darin offen ein Gottesgericht sehen wollten, dies ernst zu verweisen. Sterben, meinte er, sei das allgemeine Los der Menschen, und keiner wisse, ob es nicht ihn auch noch vor Abend treffen könne.

Die unberechenbaren Schwankungen der kaiserlichen Kirchenpolitik gingen bis gegen Ende des Jahrhunderts weiter. Je nachdem die Fahne der Hofgunst in Konstantinopel flatterte, wurde Athanasius von seinem Patriarchenstuhl in Alexandrien verbannt, verfolgt oder wieder ehrenvoll zurückberufen. Von den 46 Jahren seines Bistums hat er nicht weniger als 20 in der Verbannung zugebracht. Den Wechsel des äußeren Glücks und der Menschengunst hat keiner so gründlich erfahren wie er. Aber unter allem Wandel blieb ihm eines bis an sein Ende unwandelbar: der Glaube, den er einst mit den Vätern von Nicäa bekannt, und die Gewißheit, daß diesem unter allen Umständen die Zukunft gehöre.

* * *

Digitized by Google



Aquädukt des Kaisers Valens.

Digitized by Google

Vom Aquädukte des Valens, von dessen Höhe wir Ausschau über die Stadt und ihre Vergangenheit gehalten haben, gehen wir, um den kirchengeschichtlichen Spuren weiter zu folgen, nach Westen bis zum Atmeidân, dem einst so herrlichen Hippodrom des alten Konstantinopels. Den Obelisken des großen Theodosius, die bronzene Schlangensäule und den gemauerten Obelisken des Kaisers Konstantinos Porphyrogénetos lassen wir vorläufig ebenso zur Seite liegen wie die großartige Achmedije-Moschee und gehen durch ein Gäßchen hinüber zu der zwischen grünen Bäumen fast versteckten Moschee Muhammed Paschas, deren achteckiges Minaret zum Marmarameer hinausschaut, dessen Ufer man von hier aus in wenigen Minuten erreicht.

Die Moschee mit ihrem schönen Brunnenvorhof und ihrer marmornen Vorhalle ist schon als Bauwerk sehr interessant. Was uns aber an ihr besonders fesselt, das sind die historischen Erinnerungen, die aus der Zeit der großen Glaubenskämpfe des vierten Jahrhunderts an ihr haften. Denn sie ist wie so viele Moscheen Konstantinopels eine ehemalige christliche Kirche, die Kirche der heiligen Anastasia.

Hier war lange Zeit die einzige, bescheidene, verborgene Zufluchtsstätte, die der verfehmte nicänische Glaube in der ganzen Reichshauptstadt noch hatte. Nach der jubelnden Aufnahme, die die Beschlüsse von Nicäa fast überall gefunden hatten, war nach Konstantins Tod auf der kaiserlichen Hofburg die Fahne des arianischen Glaubens gehißt worden. Heftige Verfolgungen ergingen wie ein heilsames, prüfendes Feuer der Trübsal über die Bekenner des alten Glaubens der Christenheit, und nur wenige Getreue hielten auch in der Zeit der Not bei der alten Fahne aus. Nirgends schien der apostolische Glaube an den eingeborenen Sohn Gottes so sehr für immer versunken zu sein wie hier am Goldenen Horn. Die Anhänger des Bekenntnisses von Nicäa waren hier wie im ganzen Reiche aller Kirchen beraubt. Auf Konstantius, den Sohn des Konstantin, der während seiner vierundzwanzigjährigen Regierung den Arianern zum Siege verholfen hatte, folgte im Jahre 361 der heidnische Julianus Apostata, der beide Parteien mit Spott und Hohn überschüttete und sie gegen einander ausspielte. Valens, der von 364 bis 378 regierte, nahm wieder leidenschaftlich Partei für die Arianer und verfolgte die Nicäner mit empörender Grausamkeit. Es war fast ein Wunder, daß das kleine Häuflein der Getreuen in der Hauptstadt unter der Glut der Verfolgung nicht vollends ganz zusammenschmolz.

In dieser Zeit der Todesnot gedachten die bedrängten Getreuen in

Digitized by Google

Konstantinopel eines Mannes, der trotz seiner Scheu vor allen kirchlichen Streitigkeiten und trotz seiner Abneigung gegen jedes öffentliche Hervortreten die rechte Persönlichkeit war, um in sturmbewegter Zeit das Steuer des mit dem Untergang bedrohten Schiffleins zu führen. Es war der schon damals berühmte Gregorius von Nazianz, dem die Geschichte den Beinamen des Bekenners gegeben hat.

Um dem Streit und der Unruhe der Zeit zu entgehen, hatte er sich in eine tiefe Einsamkeit in der Nähe seiner Vaterstadt Nazianz zurückgezogen. Aber gerade ihn rief das versprengte und verschüchterte Häuflein derer, die es noch wagten, gegen den allgemeinen Strom zu schwimmen, als seinen Bischof in die brausende Welthauptstadt. Widerstrebend, aber im Gefühle einer unausweichlichen Verantwortung, folgte er dem gefährlichen Rufe.

Zwar die verwöhnten Konstantinopolitaner waren nicht wenig enttäuscht, als statt einer imponierenden Bischofsgestalt ein schon alterndes, von Krankheit gebeugtes Männlein mit niedergeschlagenen Augen, kahlem Haupte, einem Angesichte voll von Spuren innerer Kämpfe und äußerer Entbehrungen vor sie hintrat. Aber bald genug dachten sie anders von ihm. Als er das Füllhorn seiner Beredsamkeit und seines gewaltigen Geistes über sie ausschüttete, als sie sahen, was für eine umfassende wissenschaftliche Bildung hinter seiner Rede stand, mit der er die Geister zu fesseln und zu überzeugen vermochte, da ging ihnen eine Ahnung davon auf, daß ein Großer im Reiche des Geistes in der Hauptstadt eingezogen sei.

Hier, wo sich jetzt die Moschee des Muhammed Pascha vor uns erhebt, stand das Haus der Verwandten Gregors, in dem die Versammlungen des Häufleins der Rechtgläubigen stattfanden. Heimlich, in steter Gefahr vor den Überfällen ihrer Gegner, kamen sie hier zusammen. Die bescheidene Hauskapelle, die, nachmals immer mehr erweitert, allmählich zu einer großen und berühmten Kirche heranwuchs, nannte er bedeutungsvoll „Anastasia“ d. h. Auferstehungskirche. Denn er war innerlich gewiß, daß der wahre Glaube, wenn er auch von der ganzen Welt totgesagt wurde, wie der Herr selbst zur rechten Stunde aus dem Grabe wieder auferstehen werde. Er glaubte auch dann noch, als dieser Glaube fast wie Wahnwitz erscheinen mußte.

Nicht nur der Kaiser und die Gewaltigen, auch das ganze Volk verfolgte den Glauben von Nicäa mit größtem Haß. Eines Nachts, als Gregor in seiner Anastasia weilte, wurde das stille Privatheiligtum vom

Digitized by Google

arianischen Pöbel gestürmt. Mönche gingen voran, und gemeine Weibspersonen, mit Stöcken und Steinen bewaffnet, drangen ein, entweihten den Altar, zertrümmerten die heiligen Geräte, verübten ausgelassene Zügellosigkeiten. Kaum rettete Gregor das nackte Leben.

Aber die Getreuen harrten und harrten. Sie wußten nicht, wann die Prüfung von ihnen genommen werden würde, aber sie zweifelten keinen Augenblick, daß zur rechten Zeit die große Stunde Gottes schlagen würde.

* * *

Bewegt schlagen wir den Rückweg durch die Gassen und Basare von Stambûl ein, um für heute unser Quartier jenseits des Goldenen Horns aufzusuchen.

Am nächsten Morgen kommen wir wieder herüber, um die Spuren der kirchengeschichtlichen Bewegungen und Kämpfe auf dem Boden des alten Konstantinopels weiter zu verfolgen. Im Vorübergehen treten wir in den Hof der Bajesid-Moschee, die zu den schönsten Bauwerken der Stadt gehört.

Ein allerliebster Anblick fesselt uns beim Betreten des inneren Hofes. Eine Unzahl der schönsten Tauben, deren Gefieder perlmutterartig in allen Farben schillert, erfüllt alle Räume des weiten Platzes. Auf den marmornen Spitzbogen-Arkaden, die ringsum laufen, in den Zweigen der mächtigen Cypressen und Platanen, die den Hof beschatten, auf dem von Säulen getragenen Brunnenhause in der Mitte des Platzes, auf den Marmorfliesen des Bodens, zu Füßen der kostbaren Säulen aus Verde antiko und Jaspis — überall sitzen ganze Scharen von Tauben. Wir fordern den Wärter auf, seine Pfleglinge für ein kleines Bakschîsch zu füttern. Da fliegen die Tauben auf seinen Ruf von allen Seiten wie eine Wolke herbei, gehen furchtlos zwischen den Menschen herum, um die Körner aufzupicken, ja sie fressen das Futter, das man ihnen darbietet, zutraulich aus der Hand. Die Moschee, in deren Hof diese Tiere nach einer alten Bestimmung gehalten und gefüttert werden, führt aus diesem Grunde im Volksmunde den Namen Taubenmoschee.

Nur ungern trennen wir uns von diesem anmutigen Anblick, um nebenan den Seraskierturm mit seinen 179 Stufen zu besteigen. Ein großartiger Rundblick über das Häusermeer Konstantinopels und seiner Umgebungen lohnt unsere Mühe. In einem überwältigenden Panorama liegt diese schöne Welt mit ihren Städten und Bergen und Meeren vor

Digitized by Google

unseren Augen ausgebreitet. Europa und Asien reichen sich im goldenen Sonnenschein wie in einem Feste die Hand, und vom fernen Bithynien schaut der asiatische Olymp mit leuchtender Schneekuppel herüber.

* * *

Wir stehen vor der berühmten Moschee Muhammeds des Eroberers. Zwei schöne, schlanke Minarete mit je zwei Altanen geben der riesigen Anlage schon von weitem ihr muhammedanisches Gepräge. Der gewaltige

Moschee Muhammed des Eroberers.

Komplex der nach der Eroberung Konstantinopels von den Türken nach dem Vorbilde der Aja Sophia durch einen christlichen Baumeister errichteten Moschee ist mit ihrem großartigen Kuppelbau, ihren Höfen, Kollegienhäusern, Volksschulen, Armenküchen, Hospital und Pilgerherberge eine der imposantesten Leistungen der Osmanen auf dem Gebiete der Baukunst.

Und doch ist es geweihter christlicher Boden, auf dem wir stehen. Erhebt sich doch die Moschee genau auf der Stelle der ehemaligen „Apostelkirche", die einst im Leben der Hauptstadt nächst der Aja Sophia die bedeutendste Rolle gespielt hat. Hier erschien an den christlichen Festen der

Digitized by Google

Kaiser mit den Großen des Reiches zum Gottesdienst. Hier ruhten im Tode die Kaiser und die Bischöfe von Konstantinopel. Hier stand, bevor Justinian die Kirche in neuer Pracht aufführte, jene andere, ältere „Apostelkirche", die schon im vierten Jahrhundert die Hauptkirche der Stadt war.

Und gerade an diese Kirche knüpft sich aus der Zeit der großen Kämpfe um die Geltung des nicänischen Glaubensbekenntnisses jener folgenschwere Umschwung, der gegen Ende des Jahrhunderts zum Erstaunen der ganzen Welt eintrat. Die einzige Kirche, in der der alte Glaube noch eine Herberge behalten hatte, war die kleine Anastasia des Gregorius von Nazianz. Mit allem Hochdruck weltlicher und kirchlicher Politik wurden seine wenigen Anhänger verfolgt. Geradezu verzweifelt war ihre Lage, als plötzlich im Jahre 378 die Trauerkunde die Hauptstadt durcheilte, daß der arianische Kaiser Valens in der blutigen Schlacht von Adrianopel gegen die Goten sein Leben verloren habe.

An seiner Statt bestieg Theodosius der Große den Kaiserthron. Mit diesem Ereignis trat die große Schicksalswende ein, die den Verfolgungen des alten Glaubens ein Ziel setzte. In seiner spanischen Heimat nach den Grundsätzen des nicänischen Glaubens erzogen, ließ sich der neue Kaiser nach Niederwerfung der Goten von dem rechtgläubigen Bischof in Thessalonich taufen und erließ noch an seinem Tauftage jenes berühmte Edikt, wodurch der nicänische Glaube wieder als der rechte Glaube der Kirche erklärt wurde.

Am 24. Dezember des Jahres 380, an unserem Weihnachtsabend, zog der Kaiser in Konstantinopel ein. Die arianischen Bischöfe, die vierzig Jahre lang Herren aller Kirchen der Stadt gewesen waren und im Besitze der Macht so stolz und rücksichtslos gewaltet hatten, mußten Konstantinopel eiligst verlassen.

Der Kaiser aber ließ den so lange verachteten und verfolgten Gregor holen, begrüßte ihn mit der größten Ehrerbietung und besprach mit ihm die kirchliche Lage. Wie ein Traum war es für den bisher geächteten Vorkämpfer der guten Sache, als ihn der Kaiser, auf diese Apostelkirche deutend, mit den Worten entließ: „Diesen Tempel übergibt dir Gott durch unsere Hand als Lohn für deine Mühen!"

Daß sich der gewaltsame Umschwung nicht ohne große Aufregung der hauptstädtischen Bevölkerung vollzog, läßt sich denken. An dem Tage, wo sämtliche Kirchen der Stadt den Anhängern des nicänischen Glaubens feierlich übergeben werden sollten, waren alle Straßen und öffentlichen Plätze mit Arianern, Menschen jeden Standes, Alters und Geschlechts

Digitized by Google

erfüllt. Sie klagten, weinten, schrien, drohten. Konstantinopel glich, wie Gregor selbst erzählt, einer mit Gewalt eingenommenen Stadt. Aber weitere Folgen hatte die Sache nicht. Die Arianer, Klerus und Volk, waren meist nicht aus dem Holze gewachsen, aus dem Märtyrer geschnitzt werden. In kurzem war — es ist fast beschämend zu sagen — die ganze Welt wieder nicänisch.

Der Kaiser aber führte am Morgen jenes Tages in höchst eigener Person den Gregorius von Nazianz zur Apostelkirche, deren Zugänge mit einem starken Aufgebot von Truppen besetzt waren.

Gregor, gerade damals von Krankheit besonders niedergebeugt, nur schwach atmend, aber gutes Mutes, schritt an der Seite der kriegerischen Heldengestalt, des Kaisers, inmitten einer glänzenden militärischen Eskorte, dem Portal der Kirche zu. Dunkle Wolken bedeckten den Himmel. Schon triumphierten die Arianer über dies sichtliche Zeichen der zürnenden Gottheit. Aber in demselben Augenblicke, als der Kaiser mit dem Bischof die Kirche betrat und der Lobgesang auf den dreieinigen Gott ertönte, brach plötzlich die Sonne siegreich durch das Gewölk und erfüllte die ganze Kirche mit strahlendem Glanze.

Am Schlusse des Gottesdienstes verlangte das Volk stürmisch den Gregor zum Bischof der Hauptstadt. Und nichts wäre dem Kaiser lieber gewesen, als sofort diesen Wunsch zu erfüllen. Aber Gregor weigerte sich bescheiden und standhaft. Auch nachher beharrte er den stürmischen Forderungen gegenüber, die ihn von allen Seiten für den leer gewordenen Patriarchenstuhl verlangten, auf seiner entschiedenen Ablehnung. Er meinte, er sei nach Konstantinopel geeilt in der Zeit der Not. Jetzt, wo die gute Sache gesiegt habe, wünsche er mit seinem von Krankheit gebeugten Körper nicht mehr, ein so hohes Amt zu übernehmen und sich an die Großen dieser Welt zu drängen.

Im folgenden Jahre 381 beschloß Theodosius, den alten nicänischen Glauben, der vierzig Jahre lang von Staats wegen geächtet und verfehmt gewesen war, durch eine neue allgemeine Synode vor aller Welt wiederherzustellen, wie er einst vor 56 Jahren unter Konstantin in Nicäa beschlossen worden war. Freilich lud er vorzugsweise solche Bischöfe ein, von denen eine Zustimmung von vorneherein zu erwarten war. So war es eben im wesentlichen kaiserliche Machtvollkommenheit, die diesmal den Ausschlag gab.

Hundertundfünfzig Bischöfe erschienen in Konstantinopel. Den Vorsitz führte anfangs Gregor von Nazianz. Da stand er, der mutvolle Ver-

Digitized by Google

teidiger des nicänischen Bekenntnisses, dessen Glaube in den schwersten Zeiten nicht gewankt hatte, vom Kaiser hoch geehrt, vom Volke angebetet, von den meisten Geistlichen geachtet. So sehr er sich auch dagegen sträubte, er wurde von der ganzen Synode zum Bischof der Hauptstadt gewählt.

Aber nur kurze Zeit ertrug er die Last dieser Würde. Auf den gefährdeten Bischofsposten in seiner Anastasia, als es galt, einen scheinbar verlorenen Posten mit Glauben und Tapferkeit zu verteidigen, war er ohne Zaudern geeilt. Aber die glanzvolle Würde des ersten Reichsbischofs war ihm zu schwer. Er legte sie nach wenigen Wochen wieder nieder, um sich endlich in die ersehnte Einsamkeit und Stille zurückzuziehen.

Hier in der Apostelkirche, die einst an der Stelle der Moschee Muhammeds des Eroberers stand, hielt er seine berühmt gewordene Abschiedspredigt. Er schildert darin die Stadt, die jetzt unter dem Zeichen des Halbmondes vor uns liegt, als „die Stadt, welche das Auge der Welt, die Beherrscherin des Landes und des Meeres, das vermittelnde Band des Morgen- und Abendlandes ist, zu welcher alles von allen Seiten zusammenströmt, und von wo alles ausgeht wie von einem gemeinsamen Marktplatze des Glaubens". Am Schlusse ruft er aus: „So leb' denn wohl, meine Anastasia, die du einen so frommen Namen trägst! Lebe wohl, du großer und gepriesener Tempel, unser neues Besitztum, der du jetzt erst deine wahre Größe vom ewigen Gotteswort empfangen hast, und ihr Gotteshäuser alle, die ihr diesem an Schönheit nahe kommt, in verschiedene Gegenden der Stadt verteilt, wie eine heilige Kette das Benachbarte verbindend. Lebt wohl, ihr Apostel, die ihr diesen Tempel zu bewohnen würdigt, ihr Vorbilder meines Kampfes! Lebe wohl, mein Bischofsstuhl, du beneideter und gefahrvoller Sitz! Lebe wohl, du große, Christus liebende Stadt! Lebe wohl, Morgenland und Abendland, für welche und von welchen ich bekämpft worden bin! Lebe wohl, heilige Dreiheit, du mein einziger Gedanke und Schmuck — mögest du diesen erhalten werden und mögest du diese erhalten! Lebe wohl, mein Volk — o möchte ich doch vernehmen, daß du stets erhöht und verherrlicht wirst durch Lehre und Leben! Lebt wohl, meine Kinder: bewahret, was ich euch anvertraut, seid eingedenk meiner Verfolgungen! Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus sei mit euch allen! Amen."

So hat er einst hier an dieser Stelle gepredigt, der große Zeuge. Und wenn wir dessen gedenken und im Geiste die ehrwürdigen Hallen der alten Apostelkirche schauen, in welcher die unsterblichen Zeugen gekämpft, gelitten, gesiegt haben, so will es uns wie ein Traum vorkommen,

Digitized by Google

wenn jetzt anstatt der Kette von Kirchen, denen Gregor damals sein Lebewohl zugerufen hat, die Kette von Moscheen und Minareten steht, die sich über das Stadtbild von Konstantinopel dahinzieht.

* * *

Die Synode tagte weiter, nachdem Gregor Konstantinopel für immer verlassen hatte. Und wenn auch diese zweite ökumenische Synode von Konstantinopel viele Menschlichkeiten gehabt hat, wenn auch dem Geiste der Zeit entsprechend der Fehler von Nicäa, die Belegung der von diesem Bekenntnis Abweichenden mit dem Kirchenbann, leider wiederholt wurde, eines ist durch sie doch erreicht worden: das große Glaubensbekenntnis von Nicäa ist aufs neue für alle Zeiten bestätigt worden. Nur einige unbedeutende Zusätze wurden hinzugefügt, so daß das Bekenntnis von nun an folgenden Wortlaut hatte, wie er noch heute neben dem apostolischen Glaubensbekenntnis für unseren kirchlichen Gebrauch vorgeschrieben ist:

„Ich glaube an einen einzigen, allmächtigen Gott, den Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, alles, das sichtbar und unsichtbar ist.

Und an einen alleinigen Herrn, Jesus Christus, Gottes einzigen Sohn, der vom Vater geboren ist vor der ganzen Welt; Gott von Gott; Licht von Licht; wahrhaftiger Gott vom wahrhaftigen Gott; geboren, nicht geschaffen; mit dem Vater in einerlei Wesen; durch welchen alles geschaffen ist; welcher um uns Menschen und um unserer Seligkeit willen vom Himmel gekommen ist, leibhaftig geworden durch den heiligen Geist von der Jungfrau Maria und Mensch geworden; auch für uns gekreuziget unter Pontius Pilatus, gelitten und begraben, und am dritten Tage auferstanden nach der Schrift, und ist aufgefahren gen Himmel, und sitzet zur Rechten des Vaters und wird wiederkommen mit Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Toten, des Reich kein Ende haben wird.

Und an den Herrn, den heiligen Geist, der da lebendig macht; der vom Vater und dem Sohne ausgeht; der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und zugleich geehrt wird; der durch die Propheten geredet hat.

Und die eine heilige, allgemeine, apostolische Kirche.

Ich bekenne auch die eine Taufe zur Vergebung der Sünden, und warte auf die Auferstehung der Toten und ein Leben der zukünftigen Welt."

* * *



Digitized by Google

Noch an einen anderen Großen aus jener Zeit erinnert uns diese auf der Stätte der alten Apostelkirche erbaute Moschee Muhammeds des Eroberers.

Sechzehn Jahre nach der Abreise des Gregor von Nazianz, im Jahre 397, wurde der Metropolit Johannes von Antiochien kraft kaiserlichen Willens fast gewaltsam auf den Metropolitenstuhl von Konstantinopel berufen. Wegen seiner wunderbaren Beredsamkeit Chrysostomus d. h. Goldmund genannt, an Bildung in griechischer Literatur und Philosophie alle seine Zeitgenossen übertreffend, dabei von mönchischer Strenge gegen sich selbst, wurde er gegen seinen Willen auf den ersten Bischofsstuhl des Morgenlandes erhoben.

Aber auch in Konstantinopel, inmitten alles Glanzes und aller Üppigkeit der großen Welt, mit einer Jahreseinnahme von über einer Million, die er an die Armen verteilte, setzte er seine strenge Enthaltsamkeit unverändert fort. Wenn er in bischöflichen Prachtgewändern auf der Kanzel der Apostelkirche stand, ahnten nur wenige, daß er darunter das rauhe, härene Mönchshabit trug. Und wenn er sich daheim zur Mahlzeit niedersetzte, gab es an seinem Tische nie etwas anderes, als was die Einsiedler in ihren Wüsten auch aßen.

Groß war die Wirksamkeit, mächtig der Einfluß, den er in Konstantinopel ausübte. Einen würdigeren, überzeugteren, charaktervolleren Mann hätte man gar nicht finden können, um die Gemeinden der Hauptstadt in dem bis vor kurzem von oben herab so heftig befehdeten nicänischen Glauben vollends zu befestigen.

Aber mit dem prunkvollen Hofe des Kaisers Arkadius kam er bald in scharfen Konflikt. Hier hatte man wohl den beredtesten und begabtesten Mann für diesen hohen Posten gewünscht, nicht aber einen so sittenstrengen und unbeugsamen Charakter. Der auf der Kanzel seiner Apostelkirche vom Beifallklatschen seiner Zuhörer umrauschte Prediger strafte rücksichtslos die Sünden aller Stände. Schon das gefiel der genuß- und herrschsüchtigen Kaiserin Eudoxia sehr schlecht. Als er aber eines Tages gar über die Herrschsucht des weiblichen Geschlechts und gegen die Sittenlosigkeit am Kaiserhofe predigte, auch ihren anderen dunklen Machenschaften furchtlos entgegentrat, da entbrannte ihr Zorn aufs heftigste. Sie beschloß, den unbequemen Kirchenfürsten zu verderben.

Auf ihren Befehl wurde drüben auf der asiatischen Seite des Bosporus auf einem einsamen Landgute „Zur Eiche“ eilig eine Synode von

Digitized by Google

45 Bischöfen zusammengerufen, die den verhaßten Bischof aus allerlei nichtigen Gründen seines Amtes verlustig erklärte.

Mit flammenden Worten verteidigte sich Chrysostomus unter ungeheurem Zulauf von seiner Kanzel. Dann bestieg er in aller Stille ein Schiff und verließ Konstantinopel.

Da erhob sich aber ein Sturm des Unwillens in der ganzen Hauptstadt. Der Aufstand wurde so gefahrdrohend, daß die Regierung, ja sogar die Kaiserin selbst, in einem Entschuldigungsschreiben den vertriebenen Metropoliten inständig um seine Rückkehr bitten mußte.

Es war eine große Stunde im Leben des Chrysostomus, als er in dunkler Nacht, zu Schiff, vom asiatischen Ufer zurückkehrte. Zahllose Gondeln fuhren ihm entgegen. Der ganze Bosporus erstrahlte von der roten Glut der Fackeln wie ein Feuermeer. Tausendstimmige Jubelrufe des Volkes, das den Nachen des geliebten Bischofs umdrängte, stiegen zum sternbesäten Himmel empor. So kehrte er in die Hauptstadt zurück wie ein Triumphator. Am Ufer des Goldenen Horns stieg er an Land. Von hier aus bewegte sich der Fackelzug durch die nächtlichen Straßen, nahe an den Kaiserpaläſten vorüber, zur Aja Sophia, wo der zurückgekehrte Patriarch seine Gemeinde mit bewegten Worten begrüßte und entließ.

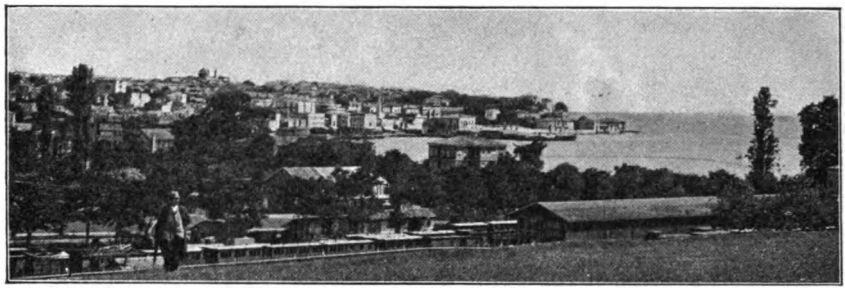
Aber nicht lange war seines Bleibens mehr. Die Kaiserin war nicht gesonnen, dem sittenlosen Leben an ihrem Hofe um eines strengen Priesters willen zu steuern. Ihr Haß gegen den Mann, vor dem sie sich hatte beugen müssen, war unversöhnlich. Aufs neue begann sie ihn zu verfolgen, als er mit seinen sittenstrengen Predigten unbeirrt fortfuhr. Da predigte Chrysostomus eines Sonntags hier in der Apostelkirche über das Evangelium von der Hinrichtung des Täufers Johannes, dessen Namen ja auch er trug. „Wiederum", so rief er, „wütet die Herodias, wiederum läßt sie tanzen, wiederum verlangt sie das Haupt des Johannes auf einer Schüssel zu empfangen!"

Jetzt kannte ihre Wut keine Grenzen mehr. Sie ruhte nicht, bis Chrysostomus abermals abgesetzt und in die Verbannung geschickt wurde, hinüber nach Asien, nach dem an den Grenzen von Cilicien und Armenien gelegenen Kaukasus.

„Gott sei gelobt für alles! Das Gegenwärtige ist nur Wanderschaft, droben ist das Vaterland!" sprach der Verbannte, als er die beschwerliche Reise antrat. Unterwegs hatte er durch Soldaten und fanatische Mönche viel zu leiden. Den Strapazen der Reise, die er krank, vom Fieber ge-



Digitized by Google



Kadiköj.

schüttelt, ohne jede Bequemlichkeit antreten mußte, war sein durch Entbehrungen geschwächter Körper nicht mehr gewachsen.

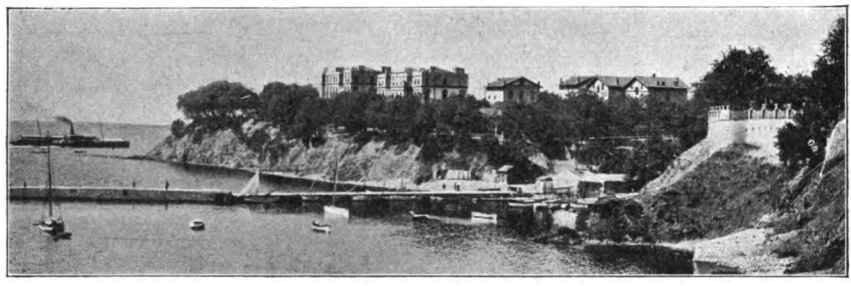
Todesmatt sank er eines Tages nieder. Man brachte ihn in eine am Wege liegende Kirche. Er fühlte, daß die Stunde seines Abscheidens nahe wäre, wo er das bestaubte Pilgerkleid der Erde mit dem himmlischen Feierkleide vertauschen dürfte. Da legte er, wie nachher die beiden Soldaten, die ihn bewachten, bewegt erzählten, seine staubigen Reisekleider ab und kleidete sich in reine Gewänder. Dann legte er sich unter einem in der Kirche befindlichen Kreuze nieder, sprach noch einmal, wie so oft während seines stürmischen Lebens: „Gott sei gelobt für alles!“ und gab kurz darauf seinen Geist auf.

Dreißig Jahre später kehrte Chrysostomus noch einmal mit hohen Ehren zurück nach Konstantinopel, das er als Verbannter verlassen hatte; zwar nicht er selbst, aber doch seine entseelte Leibeshülle. Wiederum war es wie bei jener ersten Rückkehr dunkle Nacht, als das Totenschiff vom nahen asiatischen Ufer abstieß. Wiederum fuhren ihm Tausende auf Gondeln entgegen. Wiederum erglühte der Bosporus in dunkelroter Pracht unter dem Glanze der Fackeln. Am Ufer stand Kaiser Theodosius II., der Enkel jener Eudoxia, beugte sich vor allem Volke demütig über den Sarg und flehte, daß der Heilige seinen verstorbenen Vorfahren vergeben möge, was sie unwissend, durch andere getäuscht, an ihm gesündigt hätten.

Dann bewegte sich der Fackelzug wieder vom Ufer des Goldenen Horns hinauf zur Stadt und machte hier auf dem Platze, auf dem wir stehen, Halt. Dann wurde er in die alte Apostelkirche hineingetragen und feierlich an der Seite der Kaiser und der Bischöfe von Konstantinopel beigesetzt.

Das alles hat sich einst hier auf dem Boden der heutigen Moschee Muhammeds des Eroberers zugetragen. Bewegt denken wir an alles zurück,

Digitized by Google



Moda, südlicher Teil von Kadiköj.

und trotz der islamischen Kuppeln, Halbmonde und Minarete, trotz der uns umflutenden muhammedanischen Menge will es uns scheinen, als ständen wir gar nicht vor einer der mächtigsten Moscheen der Religion von Mekka, sondern auf einer der geweihtesten Erinnerungsstätten aus der ersten Zeit unserer christlichen Kirche.

* * *

In einem türkischen Speisehause machen wir nach den beweglichen Gängen des heutigen Tages späten Mittag. Wir lassen uns heute einmal ganz mit Gerichten der türkischen Speisekarte bewirten. Da sind mancherlei Zusammenstellungen, über die unsere abendländischen Hausfrauen nicht wenig den Kopf schütteln würden. Es ist aber alles sehr reinlich und schmackhaft, und wir bekommen keine geringe Vorstellung von der türkischen Kochkunst.

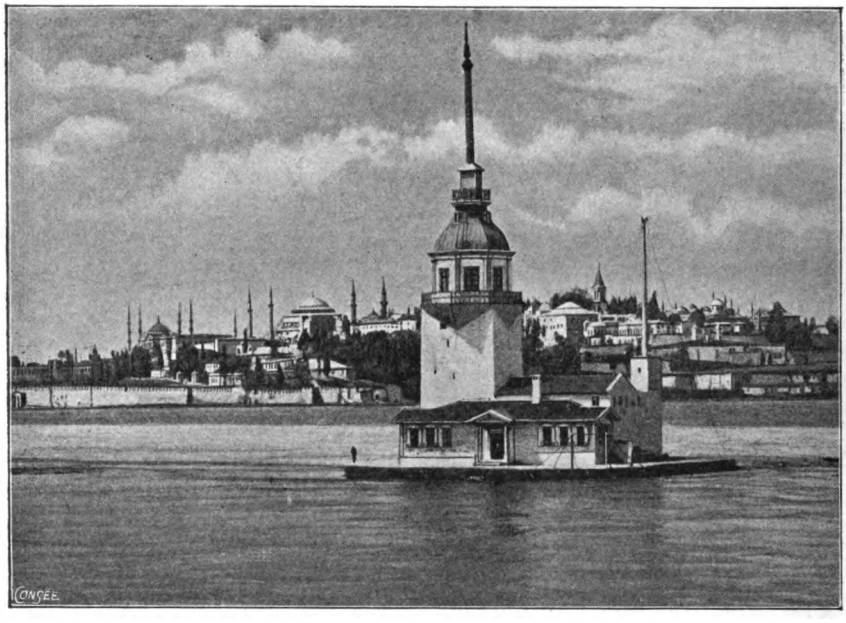
Es ist schon später Nachmittag geworden, wie wir wieder heraustreten, um von der Neuen Brücke aus noch eine Abendfahrt nach der asiatischen Küste hinüber zu unternehmen. Wie in einen Goldrauch eingehüllt liegt die Stadt mit ihren Kuppeln und Minareten hinter uns, wie wir vom Bord unseres Dampfers zurückschauen. Wir fahren nach Haidar Pascha, um von hier aus einen Spaziergang nach Kadiköj, dem alten Chalcédon, zu machen.

Am Kai entlang, durch den Basar und an dem interessanten Fischmarkte vorüber gehend, kommen wir in eine freundliche Vorstadt, wo sich am Rande des Marmarameeres ein schönes Landhaus ans andere reiht. Hier halten die Europäer von Konstantinopel gerne ihre Villegiatur. Schöne Gärten mit seltenen Blumen und Bäumen erfreuen das Auge.

Jetzt treten wir heraus an den Rand des felsigen Ufers, das schroff zum Meere abfällt. Eine unvergleichlich schöne Aussicht eröffnet sich hier

Digitized by Google

über das weite, im Abendsonnenglanze daliegende Marmarameer. Der Himmel steht in feuriger Glut, die sich drunten in der Meeresfläche wiederspiegelt. Drüben steigen die Prinzeninseln in tiefem Violett aus der Flut empor. Im fernen Süden stehen die bithynischen Berge mit dem schneebedeckten Olymp. Im Nordwesten aber dehnt sich von der ins Meer herausspringenden Seraispitze an die Weltstadt mit ihren Kuppeln und Minareten bis an den Horizont, während sich zur Rechten Galata, Pera und die Uferstädte des Bosporus anschließen.



Leanderturm. Dahinter die Seraispitze mit ihren Moscheen.

Vergeblich schauen wir uns hier nach Spuren der Vergangenheit um. Von der Stätte des vierten großen Konzils, durch welches dies Chalcêdon weltberühmt geworden ist, hat sich kaum eine nennenswerte Überlieferung erhalten. Im Jahre 451, also siebzig Jahre nach jenen großen Tagen des Gregor von Nazianz, erhielt hier die kirchliche Dreieinigkeitslehre von Nicäa — mit einem unwesentlichen Zusatze — ihre letzte Bestätigung durch eine allgemeine Reichssynode.

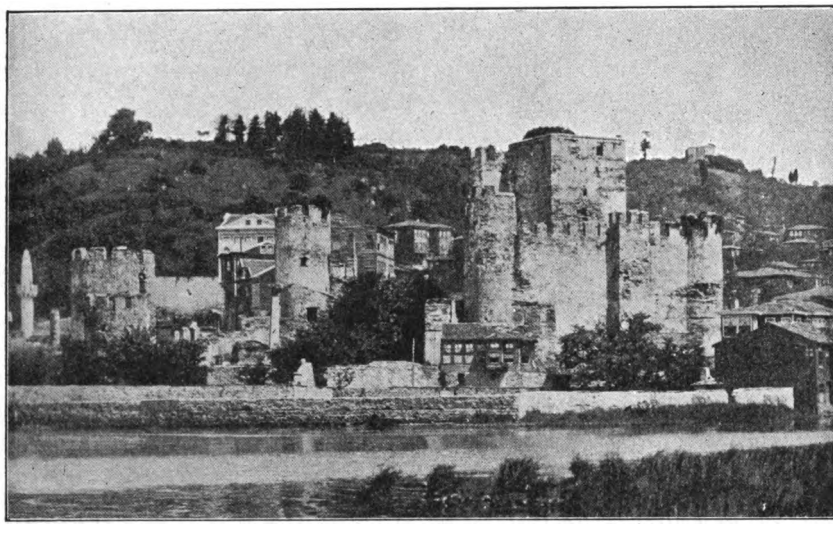
Ganz nahe bei der Hauptstadt, nur durch die breite Meeresstraße von ihr getrennt, tagten damals die Väter der Kirche. Sie konnten die Kaiserpaläste und die Kuppeln der Kirchen von Konstantinopel deutlich

Digitized by Google

erkennen, wenn sie übers Wasser hinübersahen. Aber auch der Kaiser und sein Hof konnte herübersehen und dafür sorgen, daß kein Beschluß gefaßt wurde, der an höchster Stelle nicht genehm gewesen wäre.

* * *

Unser heutiges Programm bildet eine Fahrt durch den Bosporus. Unser Dampfer fährt in vier Stunden zuerst an der europäischen Seite bis nahe zur Einmündung ins Schwarze Meer, dann an der asiatischen Seite zurück bis Konstantinopel. Da haben wir Muße genug, uns die



Anadoli Hissar.

weltberühmte, viel umstrittene Wasserstraße anzusehen, die an der schmalsten Stelle einen halben, an der breitesten drei Kilometer breit ist.

Sage und Geschichte haben sich seit dem grauen Altertum mit dieser Meerenge beschäftigt. Weil nach dem bekannten griechischen Mythus Jo hier auf einer Kuh durchs Meer geschwommen ist, hat sie den Namen Bosporus d. h. Rinderfurt erhalten. Der Leanderturm dagegen, an dem wir in der Nähe von Skutari vorüberfahren, hat seinen Namen mit Unrecht erhalten; denn die Sage von Hero und Leander spielt nicht hier, sondern am Hellespont, den heutigen Dardanellen. Hier fuhren die Argonauten mutig ihrem gefahrvollen Ziele zu. Hier stand in geschichtlicher Zeit auf beiden Ufern, dem europäischen und dem asiatischen, vom Marmarameer bis zum schwarzen Meere Ortschaft an Ortschaft.

Digitized by Google

Und so ist's noch heute. Man kann nicht leicht eine schönere Fahrt machen wie hier auf dem Bosporus: Gärten auf den Höhen, Städte und Dörfer in der Tiefe, Villen an den Hängen, dazu die beiden poetischen Bäume des Morgenlandes, Cypresse und Pinie, manchen entzückenden Hain bildend.

Unser Schiff fährt an den großartigen Sultanspalästen Tschiragân und Dolma Bagtsche vorüber. Weiterhin sehen wir auf der Höhe den gewaltigen Palastbezirk des regierenden Sultans, Yildis Kiöschk. Dann gleitet Ortschaft auf Ortschaft an unseren Augen vorüber, Ortaköi, Arnautköi, das freundliche Bebek im Schatten seiner alten Platanen. Rumili Hissar, das zinnengekrönte „rumelische Schloß", hält an der engsten Stelle des Bosporus Wache, während vom andern Ufer Anadoli Hissar, das anatolische oder östliche Schloß, ebenso trotzig herüberschaut. Jeniköi mit seinem schönen Pinienwäldchen und seinen prächtigen Landhäusern zieht vorüber. Therapia, mit seinen schattigen Alleen, einst der Sommersitz der berühmtesten Fanarioten-Geschlechter, der Ypsilanti, Kallimachi, Mavrokordato, heute die Sommerresidenz der europäischen Botschafter, erregt unser besonderes Interesse. Böjükdere mit seinen großen Hotels und palastartigen Bauten am Fuße einer schönen, bewaldeten Höhe ist der letzte Ort, den wir auf europäischer Seite anlaufen.

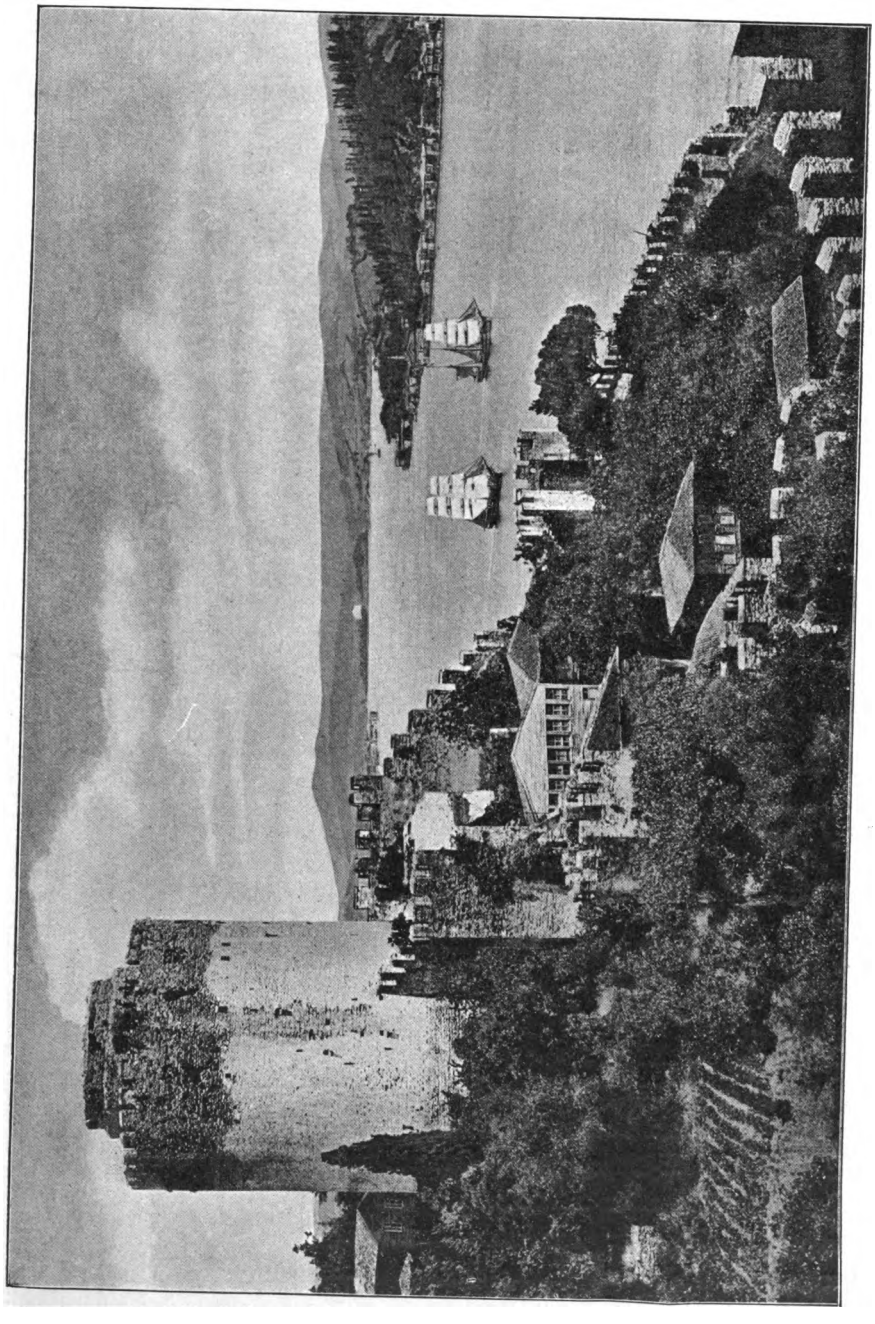
Bei Rumili Kawak, nahe an der Einfahrt ins Schwarze Meer mit dem sagenhaften schrecklichen Felsentore der Symplegaden, wenden wir, um auf der asiatischen Seite zurückzufahren.

Die interessanteste Stelle ist auch diesmal wie auf der Hinfahrt die enge Durchfahrt zwischen Rumili Hissar und Anadoli Hissar. Hier, wo einst der Perserkönig Darius die Brücke von Asien nach Europa schlagen ließ, um seine 700 000 Mann hinüberzuführen, ist die Strömung besonders reißend und der Schiffahrt gefährlich. Die Türken nennen daher diesen Engpaß des brausenden, flutenden Sundes Scheitânakyntysi d. h. Teufelsströmung. Finster schauen die Mauern von Anadoli Hissar zu uns herüber, in dessen festen Verließen einst zur Zeit der Türkenkriege mancher europäische Kriegsgefangene endlose Jahre lang geschmachtet hat.

* * *

Aber auch das gegenüberliegende Rumili Hissar mit seinen trotzigen Mauern weckt traurige Erinnerungen aus jenen Zeiten, wo das Kreuz hier den letzten Verzweiflungskampf gegen den Halbmond gefochten hat.

Digitized by Google



Rumili Hissar mit dem Bosporus.

Digitized by Google

Es war zur Zeit des letzten byzantinischen Kaisers, der ebenso wie der erste den Namen Konstantin trug, der elfte seines Namens. Als der jugendliche Kaiser den Thron bestieg, war das einst so mächtige Reich von Byzanz unter dem Ansturm der Barbaren und namentlich der immer unwiderstehlicher vordringenden Türken zu einem bloßen Stadtgebiete zusammengeschrumpft. Längst waren die Provinzen eine nach der andern in Feindes Händen. Längst erstreckte sich das Türkenreich mit der Hauptstadt Adrianopel bis tief nach Europa hinein und umgab das kleine byzantinische Reich wie ein brandendes Meer ein versinkendes Eiland.

Unglücklicherweise hatte Konstantin XI. den gleichfalls jungen Sultan Muhammed II. verhängnisvoll gereizt, so daß dieser beschloß, dem christlichen Reiche ein Ende zu machen.

Wohl war Muhammed darin ein echter Türke, daß er vor keiner Grausamkeit zurückschreckte, dabei aber nicht nur ein wissenschaftlich hochgebildeter, in jeglicher Literatur seiner Zeit bewanderter Mann, der außer seiner eigenen Sprache griechisch, lateinisch, arabisch, persisch, slavisch fließend sprach, sondern auch ein Fürst, der an schlauer Staatskunst, politischem Scharfblick und eiserner Energie alle seine fürstlichen Zeitgenossen überragte.

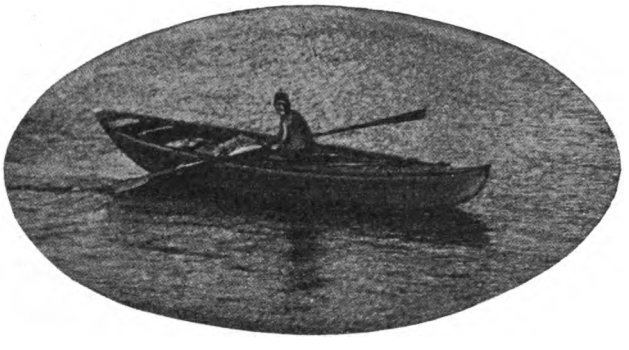
Bald sollten die Byzantiner merken, daß es dem erzürnten Sultan diesmal ernst war, ihrem Reiche den Todesstoß zu versetzen. Hier an der engsten Stelle des Bosporus, am Scheitân akyntyşy, wo die Gewässer in einer Breite von nur 550 Metern den Sund mit reißender Schnelligkeit durchströmen, erbaute Muhammed im Jahre 1451 das gewaltige Sperrfort Rumili Hissar, das, mit sechzig festen Türmen bewehrt, mit Kanonen schwersten Kalibers armiert, alle vorüberfahrenden Schiffe kontrollierte und mit schweren Zöllen belegte. Damit war Konstantinopel die Zufuhr vom Schwarzen Meere abgeschnitten.

Konstantin XI. tat während des folgenden Jahres alles, um die Stadt von der Landseite her mit außerordentlich großen Getreidemengen zu verproviantieren und die Verteidigungswerke in guten Stand zu setzen. Auch an die christlichen Fürsten Europas wandte er sich mit dringender Bitte um Hilfe. Aber das Abendland war viel zu kurzsichtig, um zu begreifen, was für ein Entscheidungskampf sich dort am Goldenen Horn vorbereitete. Niemand rührte sich zu einer wirksamen Hilfeleistung. Muhammed aber, nachdem er hier seinen Bogas kessen d. h. Abschneider des Sundes erbaut, der der bedrohten Stadt jede Verbindung mit dem

Digitized by Google

Norden abschnitt, traf nun die umfassendsten Vorbereitungen zur Belagerung von Konstantinopel.

So lenkt dies Rumili Hissar mit seinen trotzigen Mauern und Türmen unsere Gedanken und Erinnerungen in eine ganz andere Richtung als bisher: auf den ergreifenden Schlußakt der Tragödie, mit der das zwölfhundertjährige christliche Reich am Goldenen Horn zu Grabe getragen worden ist. Und wie Siegessäulen des triumphierenden Muhammedanismus grüßen uns bei unserer Rückkehr von weitem die Kuppeln und Minarete von Konstantinopel, die an Stelle der ehemaligen christlichen Kirchen getreten sind.



Digitized by Google

Eine Stätte großer Erinnerungen, wo uns der Geist der Geschichte mit Gewalt ergreift, haben wir uns für den heutigen Nachmittag vorbehalten: den Gang um die alte Stadtmauer Konstantinopels.

Der Zeitersparnis wegen fahren wir mit der Eisenbahn bis Jedikulé. Dort treten wir unsere Wanderung an dem Punkte an, wo die Stadtmauern mit ihrem südlichsten Teile am Marmarameere beginnen, um dann in nördlicher Richtung die ganze Halbinselstadt wie ein Dreieck einschließend, in einer Ausdehnung von 7 Kilometern über Berg und Tal bis zum Goldenen Horn zu laufen. Schon Theodosius II., den wir aus der Geschichte des Chrysostomus kennen, hat im Jahre 413 diese großartigen Festungswerke so errichtet, wie sie im wesentlichen noch heute vor uns stehen. Nur im Norden hat zweihundert Jahre später Kaiser Heraklius das Blachernenquartier am entgegengesetzten nördlichen Ende hoch über dem Goldenen Horn mit in die Befestigungen hineingezogen.

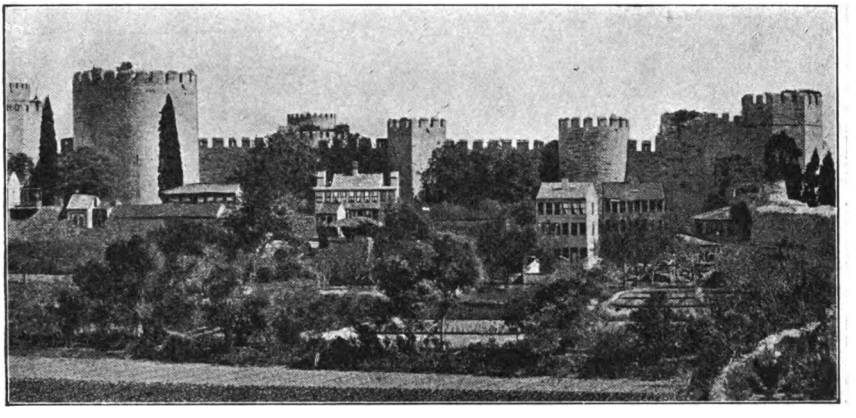
Das türkische Jedikulé ist nur eine Übersetzung des griechischen Heptapýrgion, des „Schlosses der sieben Türme", vor dem wir stehen. Vier Türme stehen noch aufrecht. (Vgl. das Bild S. 93.) Heute bieten sie einen friedlichen, fast idyllischen Anblick dar. Cypressen und Platanen stehen neben ihnen, gewaltiges Efeugeflecht schlingt sich bis auf die Zinnen der Türme, und hoch droben wächst wilder Lorbeer und mancher blühende Strauch.

Aber man braucht diese Türme nur anzusehen, um im Geiste die Bilder verzweiflungsvoller Kämpfe zu schauen, die einst hier stattgefunden haben. Barbaren jeder Art, Ungarn, Bulgaren, Türken haben sich jahrhundertelang an diesen eisernen Mauern die Köpfe eingerannt. Und auch

Digitized by Google

aus türkischer Zeit knüpfen sich dunkle Erinnerungen an diese „Sieben Türme". Mancher türkische Ministerkopf war da droben auf den Zinnen am Spieße aufgepflanzt; mancher entthronte Sultan hat in diesen unterirdischen Kerkern geschmachtet und über seine Schandtaten nachgedacht. Türkische Staatsgefangene wurden hier in Massen hingerichtet und ihre Köpfe dort in den „Blutbrunnen" am Goldenen Tor geworfen.

Wie ein trauernder Zeuge vergangener Herrlichkeit steht das Goldene Tor da. Es war die Triumphpforte, durch die in der Glanzzeit von Byzanz die Kaiser nach siegreich vollendetem Kriege in die Hauptstadt einzogen. Von der Höhe des Tores grüßte die Heimkehrenden die goldene Statue der Viktoria.



Jedikulé, das Schloß der sieben Türme.

In nördlicher Richtung folgen wir nun dem Laufe der dreifachen Stadtmauern, die sich in ihren trotzigen mittelalterlichen Formen bis zum fernen Horizont hinziehen. Es ist eine schwermütige Wanderung, die uns wie kaum etwas anderes in die alten Tage von Konstantinopel zurückversetzt. Zur Rechten haben wir fortwährend diese unabsehbar sich fortsetzenden Mauern, von deren 191 Türmen noch so mancher dasteht, bald verwittert und zerrissen, bald noch fest und stolz dem Lauf der Jahrhunderte trotzend, alle aber mit den Spuren schrecklicher Kämpfe, die einst hier stattgefunden haben; zur Linken der sich gleichfalls scheinbar endlos fortsetzende, von gewaltigen Cypressenhainen überschattete türkische Friedhof, die unermeßliche Totenstadt von Stambûl, wo Millionen von Toten hinabgelegt worden sind, einst die Christen, jetzt die Muslimen. Da liegen

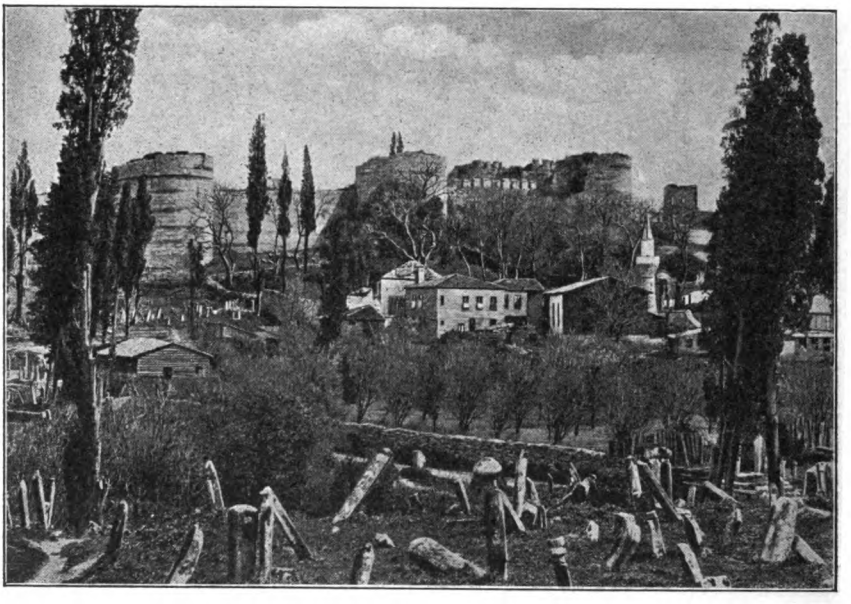
Digitized by Google

sie nebeneinander, übereinander, und haben im langen, langen Schlaf all den bisherigen Hader und Streit vergessen, der sie einst im Leben getrennt hat.

* * *

Eine überraschende Fülle fesselnder Bilder bietet dieser Gang an den alten Stadtmauern.

An manchen besonders guterhaltenen Stellen sieht man deutlich die Anlage der Befestigungen. Innerhalb der hohen Außenmauer befanden sich zwei niedrigere Mauern, die mit der äußeren durch breite Wälle ver-



Stadtmauern am Goldenen Tor.

bunden waren, so daß die Verteidiger von Mauer zu Mauer eilen konnten, je nachdem es der Augenblick erforderte. Vielfach ist auch noch die mit Zinnen versehene, mannshohe Brustwehr erhalten, hinter der die Scharfschützen standen, von den dahinter aufragenden gewaltigen Türmen gedeckt.

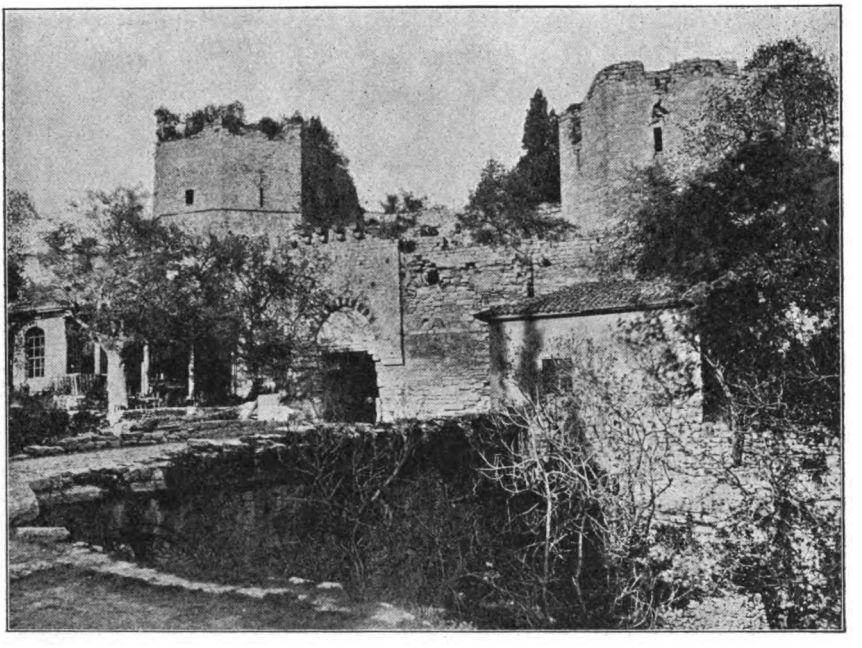
Sehr eindrucksvoll ist die lange Linie dieser zum Teil riesigen Türme, die sich, oft ganz von wildem Efeu umsponnen, über Berg und Tal nach Norden zieht. Sie sind von mannigfaltiger Gestalt, bald kreisrund wie die Tortürme von Nicäa, bald vier-, sechs- oder achteckig; bald noch massiv und fest, als ob sie noch manchem Sturme trotzen wollten, bald

Digitized by Google

nur noch zur Hälfte aufrecht, von breiten Rissen durchzogen, dem Einsturze nahe.

Das Stadttor Silivri Kápusi, an dem wir vorbeikommen, erinnert mit seinem Namen an einen der tapferen Verteidiger Konstantinopels gegen die Türken. Laut Inschrift ist es fünfzehn Jahre vor der Eroberung von dem byzantinischen Stadtkommandanten von Selymbria erbaut worden, der während der Belagerung hier das Kommando führte und den Heldentod fand.

* * *



Selivritor.

Der jetzt folgende Teil der Mauern, der zwischen den Stadttoren Mewlewihâne Kápu und Top Kápu liegt, ist am besten erhalten. Wie unbesiegte Recken stehen hier die prächtigen Türme noch da.

Am Top Kápu (d. h. Kanonentor), dem ehemaligen Tore des heiligen Romanus, machen wir Halt. Hier ist im Jahre 1453 der heißeste Kampf ausgefochten, hier der Fall Konstantinopels entschieden worden.

Wir besteigen einen der hohen Türme, von wo aus wir das Schlachtfeld bequem überblicken können und suchen uns die Situation jener letzten heldenmütigen Verteidiger der byzantinischen Hauptstadt klar zu machen.

Digitized by Google

Nachdem Muhammed II. durch sein Sperrfort Rumili Hissar die unbestrittene Herrschaft über den Bosporus gewonnen hatte, traf er sofort Anstalten, um Konstantinopel von der Landseite her zu erstürmen.

Den furchtbaren Ernst der Lage erkennend, wandte sich Konstantin XI. Paläologus wiederholt um Hilfe flehend an das Abendland. Aber niemand dachte dort im Westen daran, die bedrängten christlichen Brüder zu retten.

Selbst die großen Republiken Venedig und Genua, die einst als die gewaltigsten Schutzherren der Christenheit in der Levante ihre Banner so ruhmreich entfaltet hatten, rührten keine Hand. Nur fünf venetianische Schiffe, die zufällig im Hafen waren, wurden zu Verteidigungszwecken zurückgehalten. Auch eine tapfere Schar von Genuesen aus Chios, an ihrer Spitze namentlich der kriegerische Giustiniani mit zwei Kriegsschiffen und 700 Streitern, sowie der deutsche Artillerie-Offizier Grant schlossen sich den untergehenden Christen Konstantinopels in ihrer Todesnot an.

Noch ein letztes Mittel versuchte der Kaiser in seiner Bedrängnis, um die Hilfe des Abendlandes zu gewinnen. Er erklärte sich bereit, die Spaltung zwischen der Kirche Roms und des Morgenlandes durch große Konzessionen zu beseitigen, indem er in der Aja Sophia den Gottesdienst nach der dem Papste genehmen Unionsliturgie halten ließ. Aber auch dieser Versuch schlug fehl. Der alte unversöhnliche Haß der morgenländischen Christen gegen das herrschsüchtige Rom war noch größer als der Wunsch nach Rettung. Ganz Konstantinopel erhob sich in furchtbarem Zorn, und vom Marmarameer bis zum Goldenen Horn erscholl die Losung: „Lieber türkisch als päpstlich!“

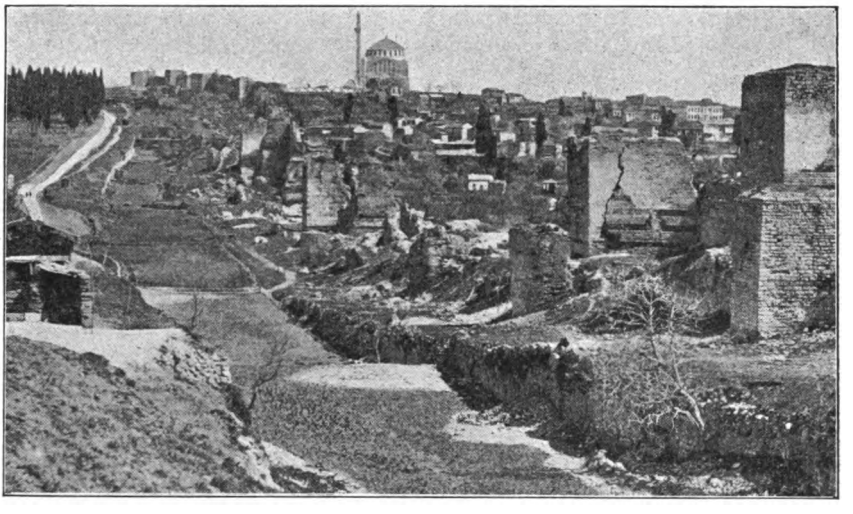
Da erkannte der Kaiser, daß er auf die eigene, im Laufe der letzten Jahrhunderte so gar zusammengeschmolzene Kraft angewiesen sei. Nun entfaltete er, und mit ihm sein ganzes Volk, eine fieberhafte Tätigkeit. Die Festungsmauern wurden allerorten in besten Stand gesetzt. Und gewiß, die Mauern und Türme waren gut, aber ach! die Verteidiger fehlten! Nur 9000 Krieger standen dem einst so mächtigen Byzanz zur Verfügung, und diese sollten eine Mauerlinie von mehr als fünf Stunden Ausdehnung gegen eine Übermacht von 165 000 Osmanen verteidigen, mit denen Muhammed II. am 23. März von Adrianopel her aufbrach.

Sobald die Nachricht hiervon eintraf, wurde das Goldene Horn durch die schwere Kette gesperrt, die an der Stelle der heutigen „Neuen Brücke“ von Galata nach Konstantinopel hinüber gespannt wurde.

Digitized by Google

Am 5. April kam der Sultan nach vierzehntägigem Marsch in der Campagna an, die sich im Westen der Stadtmauern ausdehnt. Dort, jenseits der Cypressen des türkischen Friedhofes, der sich zu unseren Füßen unterhalb des ehemaligen Tores des heiligen Romanus ausdehnt, erhebt sich der die ganze Umgebung beherrschende Hügel Maltepe. Auf ihm schlug der Sultan sein Hauptquartier auf.

An demselben Tage bezog der Kaiser hier, gerade dem Sultan gegenüber, das Tor des heiligen Romanus, um an der gefahrvollsten Stelle, an der Seite des Genuesen Giovanni Giustiniani, das Kommando zu führen. Auch einige klangvolle venetianische Namen wie Nicolo Mocenigo,



Mauern zwischen Selivritor und Lykostal.

Fabruzzi Cornaro, Caterino Contarini leisteten dem untergehenden Kaiser als Unterbefehlshaber treue Dienste.

In der Stadt focht alles mit, was fechten konnte. So vertauschten die Mönche ihr sonst tatenloses Leben in der äußersten Todesnot mit der männlicheren Aufgabe, fürs Vaterland zu fechten und zu sterben. Der größte Teil der Seefront wurde durch Mönche verteidigt: ein herzerfreuender Anblick, diese Streiter Gottes im tapferen Kampf mit dem Feinde der Christenheit! Auch an der Apostelkirche, wo einst Gregor von Nazianz und Chrysostomus gepredigt hatten, stand bei Tag und Nacht ein halbes Tausend von Mönchen als Reserve bereit, um jederzeit an der gefährdetsten Stelle eingreifen zu können.



Digitized by Google

Sechs Tage nach Ankunft des osmanischen Heeres begann eine furchtbare Kanonade. Namentlich die Riesenkanone Orbans und anderes schweres Geschütz setzte mit seinem Donnerhall die Bewohner des unglücklichen Byzanz in Schrecken.

Aber die Verteidiger wehrten sich tapfer und wußten ihre beschädigten Mauern mit bewundernswerter Ausdauer immer wieder auszubessern und zu beschützen. Die Belagerer kamen trotz wütender Angriffe und Stürme keinen Schritt vorwärts.

Da faßte der entschlossene Sultan einen auf den ersten Blick ganz abenteuerlich scheinenden Plan. Er beschloß, seine Flotte, die durch die Sperrkette an der Einfahrt ins Goldene Horn verhindert war, vom Bosporus auf eingefetteten Walzen über den Höhenrücken von Pera ins Goldene Horn hinüberzuschaffen. Mit erstaunlicher Energie und Schnelligkeit wurde der kühne Plan ausgeführt. Sechzehn Tage nach Ankunft des Sultans rollten in der Nacht 72 türkische Galeeren in den inneren Hafen des Goldenen Horns hinein.

Ein furchtbarer Schrecken ergriff die Einwohner Konstantinopels, als sie am Morgen die Masten der türkischen Flotte vor ihren bisher für unangreifbar gehaltenen Nordmauern aufragen sahen.

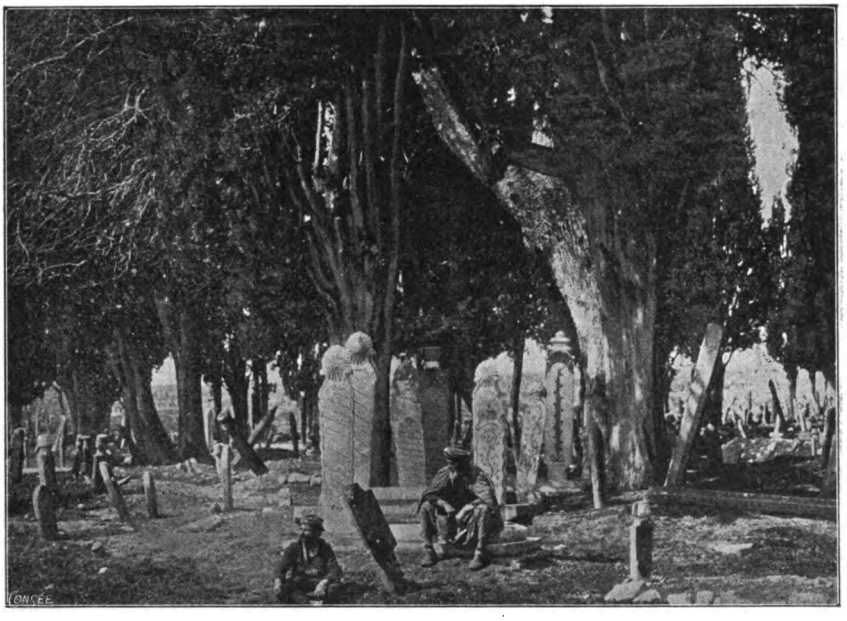
Jetzt ließ Muhammed von ungeheuern Truppenmassen Sturmangriffe auf die Mauern ausführen. Dort von Maltepe aus, gerade dem Standorte des Kaisers gegenüber, donnerten die Geschütze Tag und Nacht. Aber immer noch wußte die tapfere, um ein letztes Kleinod der Christenheit fechtende Besatzung die Feinde trotz ihrer erdrückenden Überzahl jedesmal mit schweren Verlusten zurückzuwerfen. Auch droben im Norden, am Hebdomon und an den Kaiserpalästen des Blachernenquartiers, wo von den Türken ein furchtbarer Minenkrieg geführt wurde, wußte der deutsche Johannes Grant alle Anschläge der Feinde mit Hilfe des griechischen Feuers zu vereiteln.

Zwar hatte das unaufhörliche türkische Geschützfeuer an mehreren Stellen der Mauern bedenkliche Zerstörungen angerichtet, so daß der schließliche Ausgang des ungleichen Kampfes kaum mehr zweifelhaft sein konnte. Aber dennoch erlitten die Türken unausgesetzt die größten Verluste an Mannschaft. Daher machte Muhammed einen letzten Versuch, den heldenmütigen Konstantin, der Tag und Nacht gegenüber dem Hauptquartier des Feindes aushielt, zu freiwilliger Übergabe zu bewegen. Aber der Kaiser, welcher beschlossen hatte, mit der Stadt unterzugehen, wies dies Ansinnen in echter Heldengröße ruhig und bestimmt ab.

Digitized by Google

So beschloß denn der Sultan, zum allgemeinen Sturmangriff gegen die schon so bedenklich geschwächten Mauern überzugehen. Den Truppen wurde eine dreitägige Plünderung mit all ihren Greueln freigegeben, um durch die Begehrlichkeit nach den reichen Schätzen der Kaiserstadt ihren Mut zu entflammen.

Hier an diesem Tore, das jetzt so still auf die alten Friedhofcypressen hinausschaut, und das damals vom heißesten Schlachtgetümmel umtobt war und vom Todesschrei unzähliger Kämpfer widerhallte, versammelte



Friedhof bei Top Kápu.

der Kaiser alle Befehlshaber und ermahnte sie in ergreifender Rede, treu bis in den Tod zu fechten gegen den Feind der Christenheit. Dann ging er noch einmal in seinen Palast, bat jeden um Verzeihung, dem er Unrecht getan haben mochte, und nahm dann drinnen in der Aja Sophia, wo der letzte christliche Gottesdienst gehalten wurde, das heilige Abendmahl — „die Sterbesakramente des alten Reiches der Konstantiner". Dann ging er auf seinen Posten, um als ein Held zu sterben.

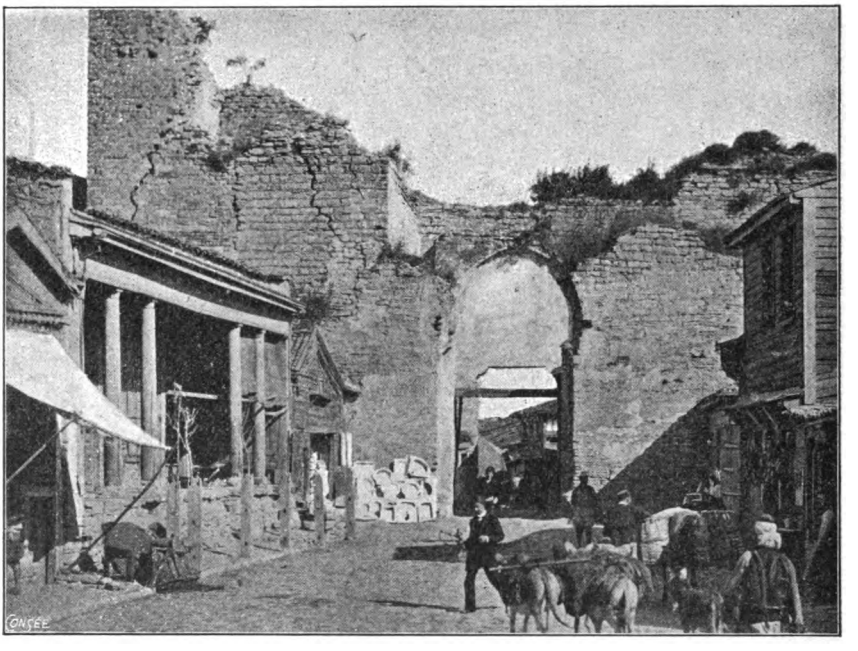
Am 29. Mai nachts um zwei Uhr rückte der Feind von allen Seiten vor. Eine Bangigkeit ohne gleichen lagerte über der nachtumfangenen Stadt. Die Sturmglocke erklang von allen Türmen. Während draußen



Digitized by Google

auf den Wällen die Männer den Todeskampf kämpften, waren alle Kirchen von verzweifelnden Frauen und Kindern angefüllt, die Gott um Hilfe anriefen.

Unter dumpfen Trommelwirbeln und schmetternden Paukentönen richteten sich die wildesten Angriffe gegen das Tor des heiligen Romanus. Der Kaiser führte dort persönlich den Befehl. 70 000 Türken standen im Gefecht. Und doch gelang es der kleinen Heldenschar, den Feind dreimal mit ungeheuern Verlusten zurückzuschlagen.



Top Kápu, das ehemalige Tor des heiligen Romanos.

Da wurde Giustiniani, die Seele der Verteidigung, durch einen Pfeilschuß schwer verwundet. In der dadurch entstandenen Verwirrnng gelang es einer Abteilung der Janitscharen, die Mauern zu ersteigen. Und nicht genug damit, gleichzeitig entdeckte eine türkische Kompanie am Blachernenquartier eine kleine, tags zuvor geöffnete und aus Versehen nicht wieder verschlossene Pforte, die Kerkoporta. Da stürmten sie mit wilden Jubelrufen hinein, drangen eilig an der Innenseite nach Süden zum Tore des Romanus vor und fielen dem Kaiser in den Rücken.

Jetzt war alles verloren. Während die türkischen Geschütze eine furchtbare Bresche in die Mauer rissen, die wir von unserem Standorte

Digitized by Google

aus ganz nahe vor uns sehen, entspann sich hier am Tore selbst ein furchtbares Kämpfen und Morden.

Mitten unter den Kämpfern stand der Kaiser. Das Schwert in der Hand focht er mit den letzten dem Tode Geweihten, bis auch er, zum Tode getroffen, fiel. So schloß er, erst 49 Jahre alt, die Reihe der byzantinischen Kaiser, die so viel gesündigt hatten, durch einen glorreichen Heldentod ab.

Nun war kein Halten mehr. Mit grausigem Triumphgeschrei stürmten die osmanischen Eroberer in die im ersten Morgengrauen vor ihnen liegende Stadt hinein und begannen die Plünderung.

Bewegt schauen wir von unserem Romanustor hinunter auf die Friedhöfe, von wo damals die Feinde hereinstürmten, und in die benachbarten Gassen der Stadt, durch welche sich der wilde Strom der Eroberer

Stadtmauern am Lykostale.

ergoß. „Top Kápu" haben die Türken das Tor genannt, in dessen Nähe ein vielbesuchtes türkisches Kaffeehaus steht. Zwei Kanonenkugeln sind über dem Torbogen eingemauert. Sie sollen das Andenken an den großen Türkensieg für die Nachwelt festhalten und haben dem Tore seinen Namen „Kanonentor" gegeben.

* * *

Zwischen einsamen, schweigenden Mauern und düsteren Cypressen gehen wir weiter nach Norden, und verfolgen die Spuren jener letzten schrecklichen Kämpfe.

Jetzt durchschreiten wir die Taleinsenkung, durch welche der Lykos in die Stadt eintritt. Hier war der schwächste Punkt der ganzen Verteidigungslinie. Noch heute sieht man, wie furchtbar der Kampf hier getobt haben muß. Bresche an Bresche klafft in den Mauern — das Werk der Kanonen Muhammeds von Maltepe aus.

Digitized by Google

Vom Lykostale gehen wir weiter bis zu dem fast ganz zerstörten Tor von Adrianopel und gelangen dann zum Tekfur Serai, dem fälschlich so genannten Palaste des Belisar. Tekfur Serai heißt Prinzenpalast und war einst ein Teil des Kaiserpalastes der Blachernen, in dem die byzantinischen Kaiser in den letzten Jahrhunderten wohnten, und dessen Pracht und Herrlichkeit die Kreuzfahrer in begeisterten Worten schildern. Das mehrstöckige Gebäude mit seinen öden Fensterhöhlen ist nur noch ein trauriger Rest der großen Vergangenheit.

Von Tekfur Serai wendet sich die Mauer in scharfem Winkel zum Egri Kápu, dem ehemaligen Tore des Charsias. Hier spielten die unheimlichen Künste des Artillerie-Ingenieurs Grant, der mit seinem griechischen Feuer Tod und Verderben in die anstürmenden Scharen der Osmanen entsandte, und damit das hinter ihm liegende Blachernenquartier mit seinen Kirchen und Palästen bis zum letzten Tage beschützte.

Von hier senkt sich die Mauer über den steilen Hang vollends hinunter zum Goldenen Horn. Hier stehen die schönsten und gewaltigsten Türme und schließen hoch über dem blauen Wasserspiegel die Reihe dieser einzigartigen Festungswerke in stolzer Größe ab. Was für Riesen sind doch dieser Turm des Isaak Angelos, in dessen tiefem Verließ einst mancher Gefangene geblendet Jahr um Jahr schmachtete, dieser Turm des Anemas und diese fünf Türme des Pentapyrgions, die bis an die Fluten des Goldenen Horns herausgebaut sind!

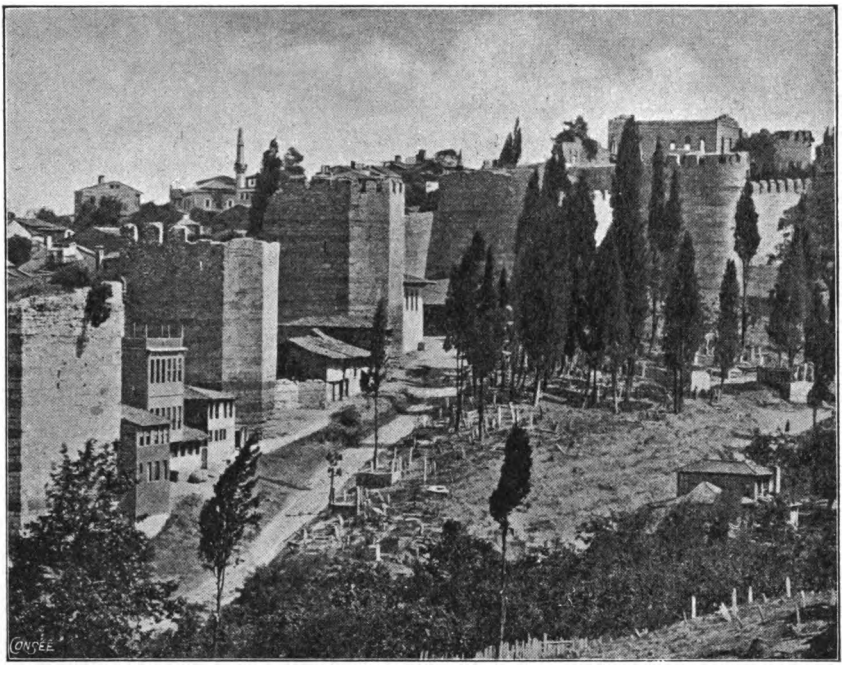
Das letzte Tor, vor dem wir Halt machen, ist das Aiwan Serai Kápu. Hierher schritt an jenem verhängnisvollen Morgen, an dem Konstantinopel fiel, der siegreiche Sultan Muhammed II. Der Kampf hatte auf der ganzen Linie aufgehört. Seine wilden Scharen stürmten wie hungrige Wölfe in die unglückliche Stadt hinein. Er aber kam von dieser Seite, um zuvörderst dem verödeten Kaiserpalast der Blachernen, von dessen märchenhafter Pracht man in der ganzen Welt redete, einen Besuch abzustatten. Der Sultan war ergriffen, als er durch diese erlauchten Gemächer schritt. Eine Stimmung kam über ihn, die seiner Tigernatur sonst fremd war. Ähnlich wie Scipio Afrikanus im Anblicke des brennenden Karthagos an jenen Vers Homers von der heiligen Ilios erinnerte, so zitierte Muhammed angesichts des Untergangs tausendjähriger Größe das Wort des persischen Dichters:

Die Spinne verrichtet Türsteherdienst in des Kaisers Hallen,
Die Eule stimmt das Feldgeschrei an in Afrasiabs Palästen!

Digitized by Google

Dann ging er zum rauschenden Siegesmahl, wo er Trunk und Wein und Siegesluſt mit ſchauerlichen Blutbefehlen würzte.

Das war das Ende der mehr als tauſendjährigen Geſchichte, die einſt Konſtantin der Große hier im herrlichen Byzanz begonnen hatte. Keine chriſtliche Macht hatte ſich gefunden, die jetzt, wo es nötiger war als zur Zeit der unnötigen Kreuzzüge, dem gefährdetſten Bollwerke chriſtlichen Glaubens und chriſtlicher Geſittung im äußerſten Oſten rechtzeitig zu Hilfe geeilt wäre, um den ſterbenden Bruder zu retten.



Mauertürme am ehemaligen Blachernenquartier.
Das viereckige Gebäude rechts oben iſt das Tekfur Serai.

In dumpfem Schrecken hörte die zu ſpät kommende chriſtliche Hilfsflotte die Trauerbotſchaft vom Fall Konſtantinopels. In dumpfem Schrecken vernahm ſie das ganze Abendland. Manches Gewiſſen wurde unruhig an den glücklichen Sitzen abendländiſcher Macht und Herrlichkeit. Und wenn dies tatenloſe Europa in den nächſten Jahrhunderten unter den beſtändigen Angriffen einer glänzenden Reihe genialer Sultane von ſeltener ſtaatsmänniſcher Klugheit und mitreißendem kriegeriſchem Mute zahlloſe Söhne in den Türkenkriegen opfern mußte, wenn die Türkenglocke noch

Digitized by Google

im 17. Jahrhundert allabendlich durchs deutsche Reich hin ertönte, wenn selbst in der abendländischen Kaiserstadt der Schreckensruf erschallen konnte: „Die Türken vor Wien!“, ja wenn sich noch heute der Osten Europas nicht von den inneren und äußeren Verwüstungen der Türkenherrschaft erholen kann, so ist das nichts anderes als die Sünde der Väter, die an den Kindern heimgesucht wird bis ins dritte und vierte Glied.

* * *

Noch einen kleinen Umweg machen wir, ehe wir nach Hause gehen, um einen Platz zu suchen, den nur wenige Besucher Konstantinopels aufsuchen, den aber nicht zu übergehen uns heute wie eine Pflicht der Pietät erscheint: das Grab des tapferen letzten Kaisers von Byzanz.

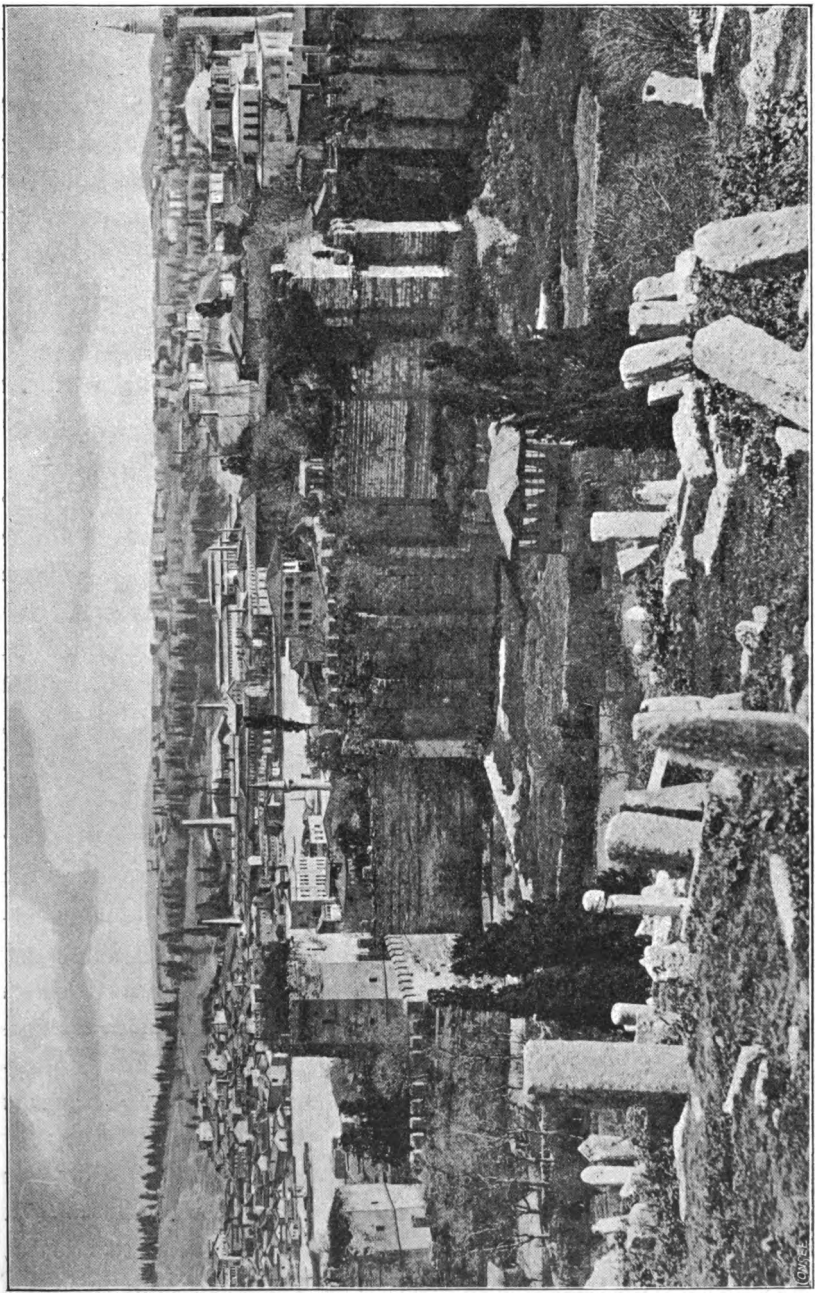
Eine Droschke bringt uns von den stolzen Türmen des Isaak Angelos und Anemas am Goldenen Horn entlang rasch nach der „Alten Brücke“. Hier steigen wir aus und gehen durch die Straße Un Kapan in der Richtung des Aquäduktes des Valens gegen Süden. In der Nähe des Wefâplatzes lassen wir uns durch ein enges Gäßchen in einen durch einen Holzverschlag abgeschlossenen Hof eines Hinterhauses führen.

Der Hof, von elenden Bretterbuden umgeben, mit Schmutz und Kehricht bedeckt, bietet zwar keinen würdigen Anblick. Aber hier ist nach alter Überlieferung Kaiser Konstantin XI. Paläologus begraben worden. An der anderen Seite des Hofes ist das Grab des Janitscharen Solafer, der dem Sultan das abgeschlagene Haupt Konstantins gebracht hat.

Das Grab des Türken ist durch ein eisernes, nach oben käfigartig geschlossenes Gitter geschützt, und allabendlich brennt darüber im Andenken an seine Tat ein Licht.

Anders das Grab des unglücklichen Kaisers. An der gegenüberliegenden Ecke des Hofes liegt es. Unter den zahllosen Toten am Tore des Romanus hatte man seine Leiche nur an den Schuhen erkannt, auf die der kaiserliche Adler gestickt war. Als Solafer den Kopf Konstantins daherbrachte, ließ ihn Muhammed an einem Spieße auf der Säule Justinians vor der Aja Sophia aufstecken. Dem Leichnam aber ließ er hier ein ehrenvolles Begräbnis zuteil werden. Lange Zeit zündeten auch hier die griechischen Christen Konstantinopels jeden Abend in treuem Andenken an ihren letzten Kaiser eine Lampe an. Aber dieser Kultus der Erinnerung an die ehemaligen Herren der Stadt war den späteren Türken nicht erwünscht. Das Grab wurde daher zerstört, und auch die kleine Lampe, die in ihrer bescheidenen Sprache von niemals erlöschender Dank-

Digitized by Google



Abschluß der Westmauern am Goldenen Horn, mit den Türmen des Isaak Angelos und Anemas.

Digitized by Google

barkeit reden sollte, durfte nicht mehr angezündet werden. Wie weit die Mitteilung unseres Führers begründet ist, daß der Sarg heimlich nach Rußland hinübergerettet sei, wo man sich als Erben der alten byzantinischen Kaiser fühlt, vermögen wir nicht zu beurteilen.

Ein etwas tröstlicher Gedanke wäre es ja. Denn das Grab befindet sich in einem über alle Beschreibung unwürdigen Zustande. Eine kleine Vertiefung in dem grauen Schutt bezeichnet seine Stelle. Die Senkgrube eines dicht daranstoßenden Abortes vollendet den Hohn der unedlen Sieger über dem Grabe des letzten Kaisers und über der gefallenen Größe des alten Byzanz.

* * *

Auf dem Rückwege treten wir mit unserem Führer in das kleine Häuschen einer christlichen, griechischen Familie. Aufs freundlichste werden wir eingeladen, Platz zu nehmen und ein Täßchen Kaffee zu trinken.

Dann werden wir auf unseren Wunsch in den bescheidenen Räumen des Hauses herumgeführt. Auch hier findet sich wie dort in Gemlek in einer Ecke jenes kleine Zimmerchen, in dem kaum zwei bis drei Personen stehen können, das das Heiligtum des Hauses bildet. Auf dem altarartigen Tischchen stehen Heiligenbilder, darüber brennt die ewige Lampe. Natürlich fehlt unter den Bildern nicht die Panagia, die Mutter des Heilandes. Merkwürdig ist aber das Hauptbild, das in der Mitte steht, und dessen Bedeutung uns ein Rätsel ist. Man sieht darauf einen Priester, eine Frau und eine Menge von Fischen.

Gerne erklärt es uns die Wirtin, indem sie uns sehr lebhaft die in Konstantinopel und ganz Anatolien bekannte Sage von den gebratenen Fischen erzählt, etwas anders, sagt unser Führer, als man sie sonst hört.

Als Konstantinopel, so sagt sie, von den Türken erobert und Kaiser Konstantin, dessen Seele Gott gnädig sein möge, am Tore des heiligen Romanos gefallen war, da ging ein Schrei des Jammers und Schreckens durch die ganze Stadt. Alles flüchtete entsetzt in Häuser und Schlupfwinkel, denn schon stürmten die Janitscharen mit bluttriefenden Schwertern durch die Straßen.

Da war ein Mütterchen, das in seinem Hause gerade Fische gebraten hatte, nicht ahnend, daß das Verderben so nahe wäre. Als nun die gellenden Jammerrufe von den Mauern her durch die Straßen ertönten, trat sie in die Tür hinaus, um zu erfahren, warum die Leute so schrien. Da sah sie Menschen mit entsetzten Gesichtern, die ihr schon von weitem

Digitized by Google

zuriefen: „Der Kaiser ist tot, die Türken sind in der Stadt!“ Da ging sie wieder hinein ins Haus und setzte sich auf die Erde und fing an herzbrechend zu weinen und zu wehklagen.

Unterdes geht plötzlich die Tür auf, und ein griechischer Priester tritt herein, um sich vor den nahenden Türken zu verstecken. Er sieht die Frau an der Erde sitzen und hört ihren verzweifelten Jammer.

„Warum weinst du?“ fragt er.

‹O weh, o weh!› erwidert sie, ‹alles, alles ist nun verloren! Nicht nur wir, auch der christliche Glaube, die ganze christliche Kirche ist nun für immer, immer für unsere Stadt verloren!›

„Wie kannst du glauben, daß Gott das zulassen könnte!“ antwortet der Priester ernst. „Wahrlich, so gewiß diese deine gebratenen Fische wieder lebendig werden, so gewiß wird Konstantinopel einmal wieder christlich werden!“

Und siehe da, kaum hatte er ausgeredet, da fingen alle Fische wieder an zu zappeln, die Kiemen bewegten sich wieder, und lebendig sprangen sie in den danebenstehenden Wasserbrunnen.

Dies Wunder, die munter ins Wasser springenden gebratenen Fische, das sprachlose Erstaunen der Frau, der Priester mit der weissagend ausgestreckten Hand, war auf dem Bilde anschaulich dargestellt.

Wir lächeln wohl beim Anhören dieser Legende. Aber ist sie nicht ein rührender Ausdruck der allen eingeborenen Christen Konstantinopels und Anatoliens gemeinsamen glühenden Hoffnung, daß der große Tag noch kommen werde, an dem wieder das Kreuz von der Kuppel der Aja Sophia auf ein christliches Konstantinopel herniederschauen wird?

Darum erfreut sich auch diese Sage, selbst wo man sie nicht für buchstäblich wahr hält, bei allen hiesigen Christen der größten Popularität. Jedes Jahr wird in der Osterwoche überall ein Volksfest gefeiert, bei dem Tausende zusammenströmen, das der Erinnerung an das Wunder mit den gebratenen Fischen gewidmet ist.

* * *

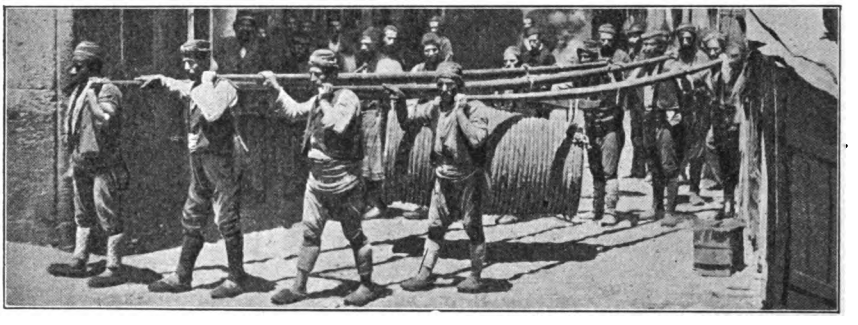
Der heutige Tag soll wieder ganz den Sehenswürdigkeiten des alten Stambûl gelten.

In Pera gehen wir durch die schmutzigen Gassen, da und dort über herumlungernde Straßenhunde wegsteigend. Die Menschheit, die uns in den mannigfaltigsten Trachten begegnet, ist wie ein Auszug aller Nationen des Morgen- und Abendlandes: geschäftige Griechen, behäbige Türken, elende Bettlergestalten, dazwischen glänzende Equipagen, aber auch Lastwagen, vor denen Büffel mit gewaltigen Hörnern langsam dahinschreiten.

Digitized by Google

Fast belustigend ist ein Aufgebot von Türken, das in den dem Wagenverkehr schwer zugänglichen Gassen ein mächtiges volles Faß mittels Stangen auf ihren Schultern tragen.

Das belebteste Volksbild bietet sich uns wie immer auf der „Neuen Brücke", auf der der Hauptverkehr über die Meeresstraße von Stambûl und Pera hinüber- und herüberflutet. Etwa anderthalb Meter tiefer als der Boden dieser eisernen Schiffsbrücke befinden sich auf der dem Bosporus zugekehrten Seite noch ausgedehnte Teile der alten Brücke, auf denen sich ein eigenartiges Stück konstantinopolitanischen Lebens eingenistet hat: eine ganze Straße aus Holzbaracken und kleinen Kaufbuden mit Früchten, Süßigkeiten, Cafés, Billetausgaben der hier abgehenden Lokaldampfer u. dgl.



Lastträger transportieren ein Faß.

Jenseits der Brücke steht, das ganze Ufer beherrschend, der imposante Bau der Sultan Wâlide-Moschee. Zwei zierlich kannelierte Minarete überragen mit ihren je drei Altanen und dem Filigran ihrer kunstvollen Steinmetzarbeiten den mächtigen Kuppelbau der Moschee.

Durch ein Gewirr von Läden kleiner Kaufleute, Handwerker und Kaffeewirte biegen wir in eine der nach Süden führenden Gassen ein und gehen zu der berühmten Hohen Pforte, Pascha Kâpusi. Es ist ein langer, mit einer Säulenfassade versehener Bau, in dem die Minister, insbesondere der Großwesier, ihre Amtsräume haben. Das Gebäude, nach dem die türkische Regierung in der ganzen Welt den Namen „Hohe Pforte" erhalten hat, macht einen recht unbedeutenden Eindruck.

Wir halten uns in dem Regierungsgebäude, das übrigens jedermann ohne weiteres zugänglich ist, nur kurze Zeit auf, denn es zieht uns heute zu dem ehrwürdigsten Bau, den Konstantinopel aufzuweisen hat, zur alten

Digitized by Google

Aja Sophia. Schon der bloße Name dieser Kirche wirkt mit zündender Kraft auf unsere Seele. Ist es doch die einst gefeiertste Stätte christlichen Gottesdienstes am Goldenen Horn, die einst die glänzendsten Versammlungen christlicher Kaiser, Machthaber, Patriarchen gesehen hat und nun, nachdem die Kreuze heruntergeschlagen sind, längst zur Hauptmoschee der türkischen Weltstadt geworden ist!

* * *

Sultan Wâlide-Moschee.

Im Jahre 532 war bei dem furchtbaren Nika-Aufstande die alte, schon von Konstantin ein Jahr nach dem nicänischen Konzil erbaute Aja Sophia, d. h. Kirche der göttlichen Weisheit, ein Raub der Flammen geworden.

Da faßte Kaiser Justinian den Gedanken, hier auf dieser denkwürdigen Stätte, in der nächsten Nachbarschaft seines Palastes, auf einem der schönsten Plätze der Welt, im Angesichte von Europa und Asien, eine Kirche zu bauen, die zwar den alten Namen tragen, aber an Glanz und Herrlichkeit alles in Schatten stellen sollte, was die Erde bisher an Bau-

Digitized by Google

werken gesehen hatte. Er hatte auch das Glück, einen der genialsten Baumeister aller Zeiten zu finden, der den kühnen Plan in wenigen Tagen hinwarf und schon sechs Wochen nach dem Brande der alten Kirche den Grundstein legte.

Aus aller Welt wurden nun die kostbarsten Steine herbeigeholt. Nicht erst die Türken, wie man oft meint, haben jenes traurige Plünderungssystem erfunden, durch welches die herrlichsten Tempel der alten Welt ihrer kostbaren Steine und Säulen beraubt wurden, sondern in diesem Vandalentum sind schon die Byzantiner ihre Lehrmeister gewesen. Von allen Seiten kamen die Lastschiffe zum Marmarameer gefahren. Sie trugen die prächtigsten Stücke des Dianatempels in Ephesus, eines der sieben Wunderwerke der alten Welt, der Tempel von Athen, Delos, Cyzikus, ja selbst von den Ufern des Nil und aus Baalbek in Cölesyrien herbei. Mit größtem Eifer wurde gebaut, und in wenigen Jahren stieg die stolzeste Kuppelhalle der ganzen Welt zum blauen Himmel empor. Am Weihnachtsfeste, am 26. Dezember des Jahres 537, wurde die neue Aja Sophia mit großer Prachtentfaltung eingeweiht. Staunend sah das Volk von Konstantinopel die fast märchenhafte Herrlichkeit des Gotteshauses. Namentlich der Hauptaltar muß ein Wunderwerk von noch nie dagewesener Pracht und Kostbarkeit gewesen sein. Er funkelte von oben bis unten von Gold, Perlen und Diamanten.

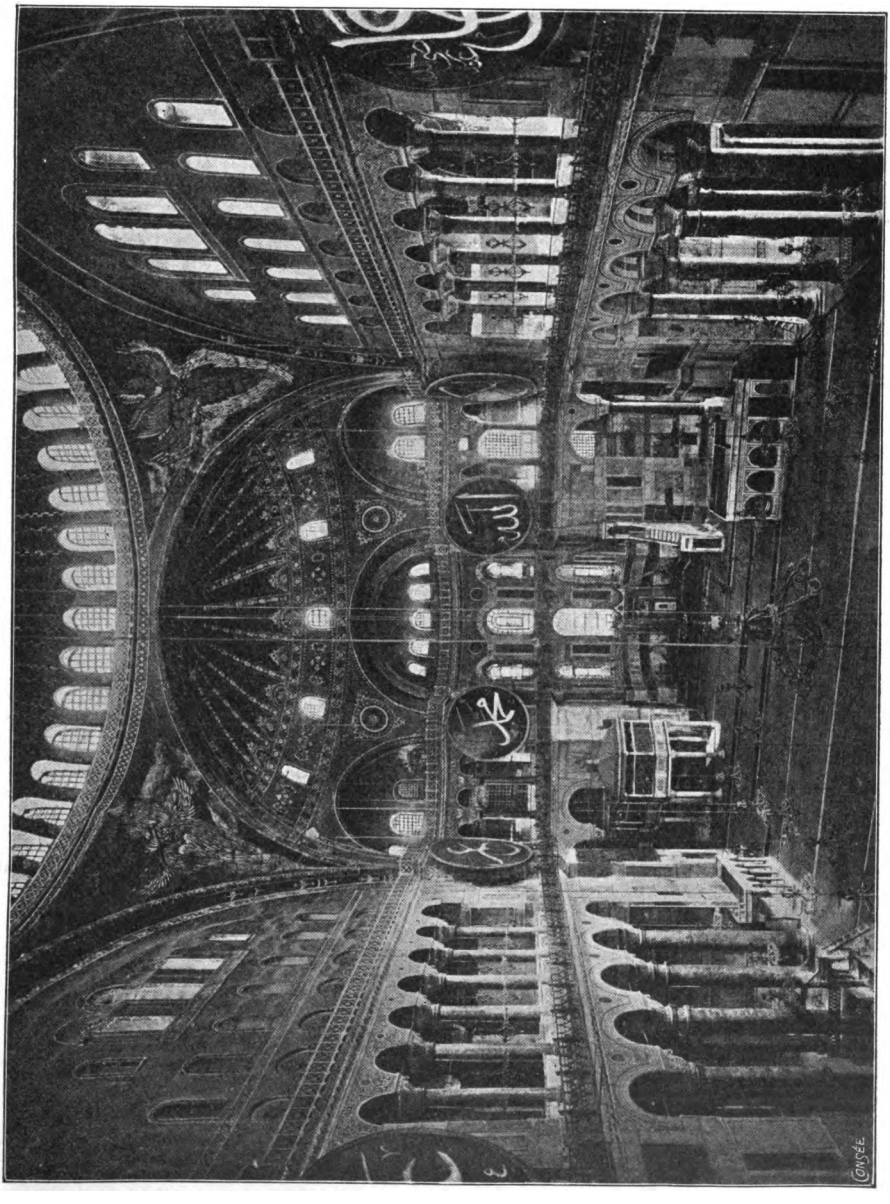
In diese weltberühmte Schöpfung des Meisters Anthemios von Tralles treten wir ein. Wir durchschreiten den Vorhof, halten uns nur kurz in der doppelten Vorhalle, dem prächtigen äußeren und inneren Narthex auf, und betreten nun das Hauptschiff.

Erstaunt eilt das Auge an diesen kühnen Bogenlinien und Galerien hinauf bis zu der majestätischen Kuppel, die, 65 Meter hoch, aus 40 gewölbten Fenstern das Tageslicht in vollen Fluten hereinströmen läßt.

Man vergleicht als Abendländer unwillkürlich mit unseren Kirchen, diesen meist langgestreckten, schmalbrüstigen Kirchenschiffen, in denen so viele Winkel sind, die den Blick auf das Ganze, auf den Mittelpunkt, auf Altar und Kanzel, unmöglich machen. Wie ganz anders ist es hier! Hier ist ein einheitlicher großer Gedanke, den das Auge mit einem einzigen Blick erfaßt. Es ist ein Symbol des ganzen Weltalls, das zusammengefaßt werden soll im Lobpreise des allmächtigen Schöpfers. Von den untersten Säulenreihen bis hinauf zum Mittelpunkte der Kuppel scheint sich alles emporzurecken zur Anbetung Gottes, zu einem Hallelujah, das von allen Seiten hinaufeilt zu der lichten, den Himmelsdom abbildenden Wölbung.

* * *

Digitized by Google



Aja Sophia.

Digitized by Google

Freilich ist der Wunderbau im Innern durch seine jetzigen muhammedanischen Herren arg verunstaltet. Von der ehemaligen Pracht des Hauptaltars ist nichts mehr zu sehen.

Gerade an diesem Altarraum haften traurige Erinnerungen. Dort fand jene letzte Abendmahlsfeier statt, als am späten Abend des 29. Mai ein sterbendes Volk mit seinem Kaiser unter jene Chorwölbung trat, um Abschied zu nehmen. Schreckliche Szenen haben sich am folgenden Tage in diesen heiteren, himmelanstrebenden Hallen abgespielt.

In der frühen Morgendämmerung, als draußen am Tore des heiligen Romanos die Sturmkolonnen der Janitscharen unter heftigstem Kanonendonner Angriff auf Angriff gegen die alten Mauern richteten, und als endlich die Schreckensnachricht die Stadt durcheilte, daß die Mauern genommen und der Kaiser tot sei, da flüchteten zwischen sechs und sieben Uhr die unglücklichen Einwohner, Greise, Frauen, Männer, Kinder wie Schafe einer gescheuchten Herde, Schreckliches ahnend, zu Tausenden in die Aja Sophia. Hier, an heiliger Stätte, glaubten sie noch Schutz zu finden und klammerten sich in ihrer Todesangst an alte Weissagungen, die den Christen im letzten Augenblicke noch durch ein Wunder Gottes den Sieg verhießen.

Aber es kam anders. Die Sieger, denen ja eine dreitägige Plünderung zugesagt war, erschienen nur zu bald. Donnernde Schläge, die mit Äxten und Hämmern gegen die verschlossenen Kirchentüren geführt wurden, waren das erste dröhnende Signal von ihrer Ankunft. Bald brachen die alten Türen zusammen, und herein brachen wie losgelassene Höllenhunde die wilden Scharen des Islam. Entsetzliche Greuel haben damals diese im tiefen Mosaikglanze kunstfroher Zeiten noch heute schimmernden Hallen gesehen. Mit dem Gebrüll der siegreichen Osmanen mischte sich das gräßliche Geschrei und Stöhnen der Sterbenden. Ein Strom von Blut floß durch die Kirche und färbte die polierten Marmorplatten rot. Dreitausend Tote lagen nachher in der Kirche. Knaben und Jungfrauen wurden massenhaft geschändet, die Überlebenden als lebendige Beute einem nicht minder schrecklichen Lose zugeführt. Altäre und Bilder wurden zerschlagen, die Kostbarkeiten geraubt, die Pferde hereingeführt und in der alten Aja Sophia gefüttert.

Mittags um zwölf Uhr zog der siegreiche Muhammed II., dem sich endlich der Traum seines Lebens erfüllt hatte, hoch zu Roß, umgeben von seinen Ministern und Generalen, stolze Freude auf dem Angesichte,

Digitized by Google

durch das Tor von Adrianopel in die Stadt ein, in welcher nach mehr als tausendjähriger Herrschaft das Kreuz vor dem Halbmonde in den Staub gesunken war.

Der Sultan ritt geraden Weges zur Aja Sophia. Einen stolzeren Hintergrund für seine Siegesfeier hätte er in der ganzen Welt nicht finden können. Donnernde Heilrufe seiner Janitscharen begrüßten ihn, als er durch das Portal einzog. Auf dem blutbedeckten Boden durchschritt er die weiten Hallen des Mittelschiffs und stieg auf die Kanzel. Ein Mollah mußte mit ihm heraufkommen. Dieser ließ von der Kanzel, von der seit neunhundert Jahren das Wort vom Kreuz gepredigt worden war, zum ersten Male den Kriegs- und Siegesruf des Islam durch die prächtige Kirche ertönen: „La ilâha ill allah U'Mhammad rasûl allah!" Mit brausendem Jubel stimmte das Heer ein.

Dann sprang der Sultan persönlich auf den Altar und weihte die Kirche durch Verrichtung des Gebets der ersten Koransûre zur Hauptmoschee des türkischen Reiches.

Von diesem Tage an verstummten am Goldenen Horn alle christlichen Glocken. Die schönsten Kirchen wurden gleich der Aja Sophia in Moscheen verwandelt. Die überlebenden Christen aber traf das harte Los eines besiegten, unterdrückten und rechtlos gemachten Volkes.

* * *

In hohen, melodischen Tönen läßt der Muêsin vom Altan des Minarets das Lob Allahs über die Stadt und das Goldene Horn ertönen, während wir uns anschicken, die Aja Sophia zu betreten. Das sagt uns, daß soeben die Gebetszeit beginnt. Wir dürfen, um die Beter nicht zu stören, das Hauptschiff zunächst noch nicht betreten. Wir steigen daher auf breiten Treppengängen zur Galerie hinauf.

Hier droben, wo einst in christlichen Zeiten hauptsächlich die Frauen zu sitzen pflegten, funkeln noch von allen Seiten edelsteinartige Reste des alten Mosaikenschmuckes hernieder, der einst diese Fürstin unter den Kirchen in ein feenhaftes Zaubergewand gekleidet hat. Von hier übersehen wir am besten die Veränderungen, die die Türken für nötig befunden haben, um das Gotteshaus seines christlichen Charakters zu entkleiden. Geradezu wehetuend für das Auge ist die Störung der gesamten Linienführung, die dadurch entstanden ist, daß man die in zahllosen Reihen gelegten Gebetsteppiche nicht nach dem architektonischen Mittelpunkte, dem Altarraume, orientiert hat, sondern nach dem Michrâb, der die Richtung von Mekka



Digitized by Google

angibt. In dem ungeheuern Raum des Mittelschiffes, in dem weder Bänke noch Stühle stehen, schneiden daher die Linien der Teppiche die Wände der Kirche durchweg in stumpfen oder spitzen Winkeln, wodurch eine schreiende Disharmonie entsteht.

Der Michrâb selbst, der so im Widerspruche mit der ganzen architektonischen Anlage die ganze Moschee beherrschen soll, ist rechts und links von zwei riesigen Kerzen flankiert, die von weitem wie mächtige Marmorsäulen aussehen, aber nur während des festlichen Ramadân-Monats angezündet werden.

Die Mosaiken der Aja Sophia, die einst, der Ruhm und Stolz Konstantinopels, von allen Seiten auf die Kirchgänger herniederfunkelten, sind überall, wo die im islamitischen Kultus verbotenen Menschenfiguren zu sehen waren, erbarmungslos übertüncht worden. Unter dem Kalküberzuge führen sie an vielen Stellen ihr stilles, aller Welt verborgenes Dasein fort — auf bessere Zeiten.

In der Höhe der Galerien sind an den Wänden riesige Schilder angebracht, auf denen statt der christlichen Bilder auf grünem Grunde in arabischer Schrift die Namen Allahs oder muhammedanischer Größen stehen. Die Riesengröße dieser kalligraphisch ausgeführten Namen ergibt sich daraus, daß einzelne Buchstaben fast zehn Meter messen, die Höhe von zwei Stockwerken eines stattlichen Wohnhauses. Rechts vom Altar steht der Name Allah, links Muhammed, dann Ali, Osmân u. a. In den vier Zwickeln der Hauptkuppel sieht man in scheußlicher Übermalung etwas wie fliegende Ungetüme. Es sind Reste der Cherubimgestalten, die einst in byzantinischer Zeit von dort herabschauten, die aber dem muhammedanischen Bilderverbote zum Opfer fallen mußten. In San Marco in Venedig, wo so viele Züge byzantinischer Kunst unverfälscht auf uns gekommen sind, kann man heute noch sehen, wie diese Engelsgestalten ursprünglich ausgesehen haben.

Auf unserem Bilde (S. 111), das den Blick von der mittleren Galerie aus darstellt, kann sich der Leser am besten orientieren. Hier sind die verstümmelten Engelsfiguren, die Schilder mit den arabischen Namen, die prachtvollen Säulen deutlich zu sehen. Rechts vom Altarraum ist die Kanzel, der sogenannte Mimbar mit der Treppe und der kirchturmartigen Spitze; weiter rechts die auf Arkaden ruhende Tribüne der Muêsins, die Mâstaba; links, von Säulen getragen und durch vergoldete Gitter abgeschlossen, die Loge des Sultans.

* * *

Digitized by Google

Da wir gerade zur Gebetszeit gekommen sind, können wir die Muhammedaner, die sich da drunten versammelt haben, von unserer Galerie aus in ihren gottesdienstlichen Verrichtungen bequem beobachten. Vielleicht interessiert es auch die Leser, einen Augenblick zuzusehen, was hier an die Stelle des einstigen christlichen Gottesdienstes getreten ist.

Drunten im mächtigen Schiff der Kirche stehen sechs lange Reihen schwarzgekleideter Türken, das Haupt teils mit dem Turban, teils mit dem roten Fes bedeckt. Sie knien gerade auf den Teppichen und machen die vorgeschriebenen Verbeugungen. Die ganze Gemeinde besteht nur aus Männern, denn die Religion ist nach muhammedanischen Begriffen Männersache. Frauen sieht man nur höchst selten in der Moschee. Das Hauptschiff ist ihnen nicht zugänglich. Sie sind auch zum Beten nicht verpflichtet, dürfen es aber in einem Winkel tun, falls sie doch darnach Verlangen haben. Nur ganz vereinzelt sehen wir nachher eine verschleierte Frau im violetten Mantel nahe dem Ausgang durchs Seitenschiff huschen.

Auf dem breiten, tribünenartigen Aufbau, den unser Bild rechts vom Altarraume zeigt, stehen etwa zwölf Muêsins, deren einer in einem wundervollen hohen Tenor psalmodiert. Melodisch schwebt die Stimme durch die Kirche und verhallt am Schlusse echoartig in den ungeheuern Räumen.

Jetzt tritt der Vorbeter vor den Michrâb, die Hauptnische, die die Richtung nach Mekka angibt. Sein Angesicht der fernen heiligen Stadt, der Sehnsucht jedes Muselmanns, zugewendet, ruft er mit lauter Stimme: „Allah!“.

„Allah!“ tönt das Echo wieder, während alle Türken von den Knien aufstehen und nun im Takte, wie auf Kommando, die vorgeschriebenen Beugungen ausführen. Jetzt beugen sie den Rumpf, jetzt knien sie, jetzt liegt alles Volk minutenlang mit dem Angesicht auf der Erde, schweigend vor Allah niedergestreckt. Jetzt stehen sie wieder auf. Aber ein neuer Ruf vom Michrâb streckt wieder alles nieder. Ein folgender Ruf hebt sie wie mit einem Schlage wieder auf, so daß sie nun in Reih und Glied stehen bis hin zum Altar. Während der ganzen Handlung verharren alle in tiefem Schweigen. Nur ab und zu ertönt ein neuer Ruf, worauf eine neue Beugung erfolgt. Und jedesmal antwortet auf den Ruf „Allah“, der aus dem Munde des Vorbeters am Michrâb ertönt, der Muêsin auf der Tribüne mit hohen psalmodierenden Tönen.

Bei dem letzten „Allah!“ drehen sie alle plötzlich wie auf Befehl ihre Köpfe zuerst rechts, dann links, worauf jeder ohne weitere Formalität seinen Platz verläßt, um nach Hause zu gehen. Nur einige wenige, die ihr Gebet noch nicht vollendet haben, setzen die Übungen auf eigene Faust noch eine Weile fort.



Digitized by Google

Aber die Muêsins auf der Tribüne setzen sich jetzt in einen Kreis, um ihren Gottesdienst singend fortzusetzen. Zuerst singt einer mit schöner, hoher Stimme ganz allein. Silberglockenhell schwebt sein Psalm durch die mächtigen Räume, nur zuweilen von einem kunstvollen Trillern unterbrochen. Dann antiphonieren die Übrigen im Chor. Wie der letzte Ton ihres unmelodischen Gesanges in den hohen Gewölben verschwebt ist, fängt einer an zu predigen. Ich kann ihn leider nicht verstehen, da er türkisch spricht. Es sind, sagt unser Führer, Erklärungen aus dem Koran, Vorschriften für die Muhammedaner besonders über ihre häuslichen Zeremonial-Verrichtungen.

Während des ganzen Gottesdienstes fliegen zahlreiche Tauben girrend durch den weiten Tempel und unter den Wölbungen der Galerien dahin. Auch Sperlinge sind häufig zu sehen. Sie tragen zwar nicht gerade zur Sauberkeit der Galerien bei, die sie als ihre besondere Domäne ansehen. Aber in ihrer Art und Sprache stimmen sie friedlicher als die Menschen, die sich da drunten so oft „zur Ehre Gottes" totgeschlagen haben, das Lob Gottes an in der Melodie des 104. Psalms: „Lobet den Herrn, alle seine Werke, an allen Orten seiner Herrschaft! Lobe den Herrn, meine Seele!"

* * *

Während wir einen Rundgang durch die breiten gewölbten Galerien machen, lesen wir an der Wand einen Namen, der einst zur Zeit der Kreuzzüge eine große Rolle gespielt hat. Mit ihm tritt uns plötzlich, während unsere Gedanken in ganz anderen Zeiten weilten, die große Völkerwanderung der Kreuzzüge vor Augen, die zum Schrecken der byzantinischen Kaiser so oft ihre zuchtlosen Scharen über Konstantinopel gewälzt haben.

Henricus Dandolo steht an der Wand. Für die alte Kaiserstadt ist Dandolo verhängnisvoll geworden, und sie für ihn. In seiner Jugend war er als Gesandter Venedigs hierhergekommen. Im Audienzsaale des Kaisers stehend wurde er durch auf ihn gerichtete Hohl- und Brennspiegel geblendet. Da trug er grimmen Haß in seiner Brust, lange, lange, bis die Stunde der Rache kam. Als die Christenheit zum vierten Kreuzzuge rüstete, wußte er es als Doge der stolzen Lagunenrepublik so einzurichten, daß die Kreuzfahrer nicht nach Jerusalem, sondern nach Byzanz fuhren. Der Kaiser wurde vertrieben, die Stadt erobert, das lateinische Kaisertum am Goldenen Horn eingerichtet. Nach ihrem Einzuge aber verübten die frommen Kreuzfahrer eine Plünderung der herrlichen Stadt, so wild und barbarisch, wie keine andere gewesen ist. Zahllose christliche Männer wurden von den venetianisch-französischen Gottesstreitern niedergemetzelt, in der

Digitized by Google

ganzen Stadt Frauen entehrt, Kinder in die Sklaverei geschleppt, die Priester verhöhnt und in den heiligen Hallen dieser Sophienkirche mit einer zuchtlosen Bande frecher Dirnen schmachvolle Orgien verübt. Nicht die Türken, sondern die lateinischen Christen haben die empörendsten Zerstörungen an den unvergleichlichen Kunstschätzen Konstantinopels und besonders der Aja Sophia ausgeführt. Jene Greuelszenen, die den unauslöschlichen Haß der Griechen gegen die Lateiner und ihren Papst begreiflich machen, stehen plötzlich vor uns, wie wir zwischen den Mosaiken der Empore auf einer Marmortafel den Namen Dandolo erblicken.

Immer neue Durchblicke auf das wundervolle Bauwerk entzücken unser Auge, während wir unseren Rundgang durch die Galerien machen, die einst in glücklicheren Zeiten so oft von einer andächtigen Gemeinde besetzt waren, während von der Kanzel das Evangelium von Christus gepredigt wurde. Oder ist es vielleicht so, daß gerade das der Fluch Konstantinopels war, daß diese Predigt in den Tagen äußeren Glanzes und Wohlstandes mehr und mehr verstummte? Ist vielleicht das der tiefere Grund des tragischen Geschickes Konstantinopels, daß man sich hier schon im siebenten und achten Jahrhundert nur noch um Bilder stritt und zankte, während die großen Glaubensfragen, die einst das vierte Jahrhundert erschüttert hatten, die ganze Menge der Gebildeten und Ungebildeten kalt und gleichgültig ließen? Ist vielleicht dies ganze furchtbare Gericht, das durch den Muhammedanismus an der geistlos gewordenen morgenländischen Kirche vollzogen wurde, nur das Gottesurteil über jene vollständige Veräußerlichung des Christentums, die alles nur noch in Prachtentfaltung, Mosaiken, Bildern, Bilderdienst und jahrhundertelanger Zänkerei über die Bilder gesucht hat, während die Predigt vom Kreuz, von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit in diesen Räumen ganz verschwunden war?

* * *

Ehe wir die Galerie verlassen, werden wir an eine vermauerte Tür geführt, an die sich eine bekannte Volkssage knüpft, die unter den Christen Konstantinopels geht.

An jenem schrecklichen Morgen nämlich, an dem die Scharen Muhammeds des Eroberers mit ihren Äxten donnernd an die Türen der Aja Sophia schlugen, stand gerade ein Priester am Altar, den Kelch des heiligen Abendmahls in der Hand. Als sich die Flügeltüren unter den Hieben der Feinde endlich öffneten, da nahm er den heiligen Kelch in

Digitized by Google

beide Hände und verschwand durch diese Tür. Kaum war er hindurchgegangen, so schloß sie sich für immer, und kein Mensch wußte mehr, wo sie gewesen war.

Die geheimnisvolle Tür wurde zwar bei späteren Reparaturarbeiten von Fossati wiedergefunden, und nachdem er die durch sie vor den Augen der Welt verborgene kleine Taufkapelle betreten, wieder zugemauert. Aber immer noch erzählen sich die Christen Konstantinopels die Sage vom verschwundenen Kelch. Wenn der große Tag kommt, wo die Christen wieder siegreich in Konstantinopel einziehen und das Kreuz nach langer Nacht über den bleichen Halbmond triumphieren wird, da, beim ersten christlichen Gottesdienste in der Aja Sophia, wird sich diese Pforte wieder öffnen. Der Priester des Herrn wird hervorkommen, denselben goldenen Kelch, den er an jenem unseligen Morgen vor den Händen der Ungläubigen rettete, wieder auf den Altar der Aja Sophia niedersetzen und die unterbrochene Abendmahlsfeier unter dem Frohlocken des christlichen Volkes zu Ende führen. Da wird diese so lange entweihte Kirche ein Siegesfest sehen, wie es noch nie gefeiert worden ist, und die Christenheit wird den Herrn preisen, der wohl straft und züchtigt, aber auch wieder heilt und tröstet, wenn seine Stunde gekommen ist.

* * *

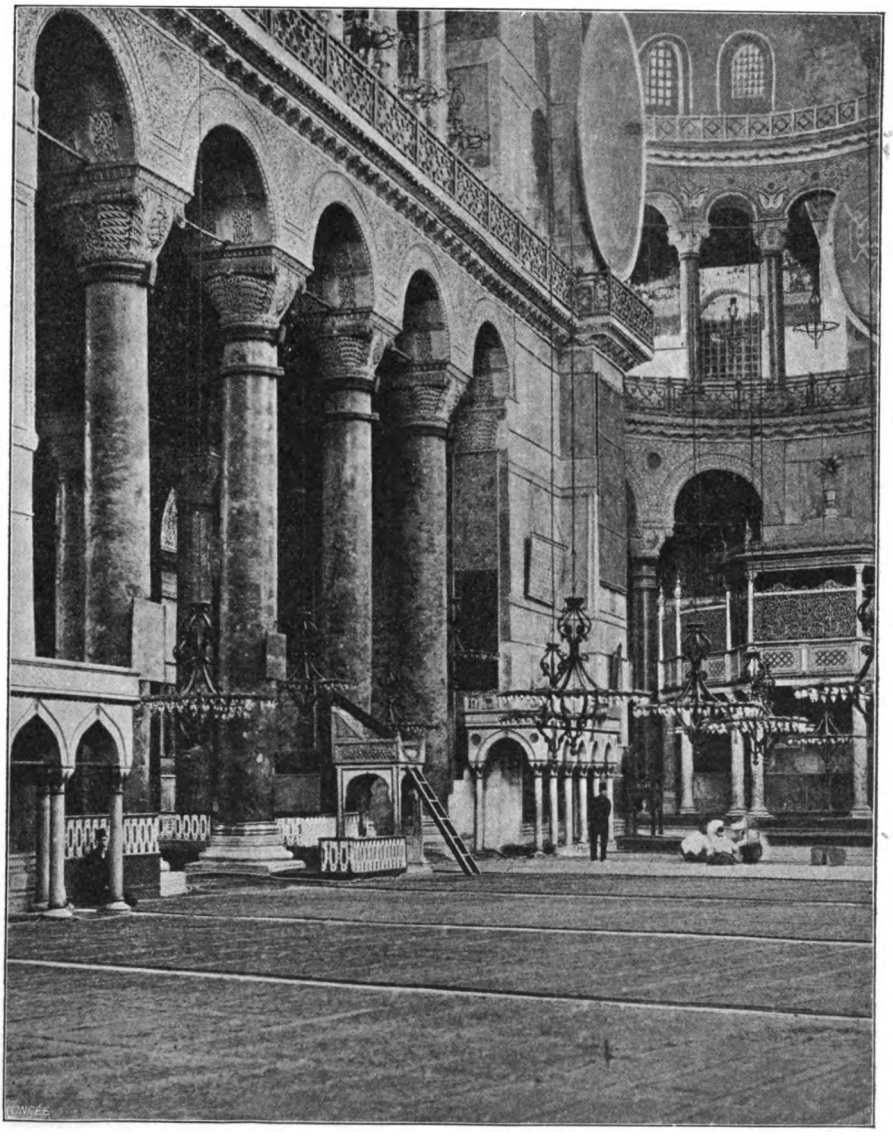
Das Gebet im Hauptschiff ist vorüber, wir können also hinuntergehen.

Bewundernd stehen wir einen Augenblick im Narthex, der Vorhalle, still. Sie allein mit ihren prachtvollen, mosaikgeschmückten Wänden und ihrer hohen Wölbung würde genügen, um eine schöne Kirche daraus zu machen. Dann treten wir durch die Königstür in den „Tempel der göttlichen Weisheit" ein.

Welch ein Blick, der sich uns drinnen darbietet! Das Auge schweift über Säulen und Bogen und Arkaden hinweg bis hinauf zu der von vier mächtigen Bogen getragenen, in ferner Höhe schwebenden Kuppel. An jeder Säule möchte man stille stehen, um die immer wieder neuen Perspektiven und Durchblicke durch die verschiedenen Schiffe auf sich wirken zu lassen.

In wohltuender Harmonie steigt der Riesenbau empor. Noch jetzt erweckt der Reichtum an edelstem Material auf Schritt und Tritt Bewunderung. Was muß es aber erst damals gewesen sein, als die zahlreichen blitzenden Edelsteine und goldenen Geräte, in denen die Lichter mächtiger Kandelaber und zahlloser goldener Hängelampen funkelten, den Raum erfüllten, wenn an hohen Festtagen Kaiser und Patriarchen hier aus und ein gingen!

Digitized by Google



Im Hauptschiffe der Aja Sophia.

Digitized by Google

Besonders auffallend ist die Pracht der 107 Säulen, die hier von aller Welt Enden zusammengetragen sind. Von manchen weiß man noch, wo sie in ihrer Jugend gestanden haben. Jene grandiosen Schäfte aus dunkelgrünem Marmor, Verde antico, stammen aus dem Dianatempel in Ephesus. Jene majestätischen Säulen aus dunkelrotem thebaischem Porphyr stammen aus dem aurelianischen Sonnentempel in Rom. Andere haben die Glanzzeiten Athens gesehen, wieder andere die grüne Ebene von Heliopolis in Cölesyrien. Sie alle stehen jetzt hier in kunstvollen Reihen, einen einheitlichen Gedanken ausdrückend, die Erhebung aus den Tiefen der Erde zum hohen Himmelszelt.

Unser Bild zeigt die linke Seite des Hauptschiffes. Durch die mächtigen Säulen, die bei ihrer Aufstellung einheitliche Kapitelle erhalten haben, sieht man hinein ins Seitenschiff. Ganz links ist eben noch ein Stück einer der Tribünen, einer „Máštaba", zu sehen, während rechts über den Kronleuchtern ein Teil der Loge des Sultans sichtbar ist, der jedes Jahr einmal die Aja Sophia besucht.

Auf eine Merkwürdigkeit werden wir im Vorbeigehen aufmerksam gemacht: die „schwitzende Säule". Die Bronzebekleidung einer Säule hat ein Loch, das sich, wenn man den Finger hineinsteckt, feucht anfühlt. Der Stein weint, sagen die Griechen, seit der Eroberung Konstantinopels und der schrecklichen Entweihung der Kirche. Seine Tränen werden nicht eher getrocknet werden, als bis der Tag der Freiheit wieder anbricht.

Christen und Muhammedaner stecken beim Vorübergehen den Finger in dies Loch. Sie halten die Kälte des Steins irrtümlich für Feuchtigkeit und fahren mit dem Finger über die Augen — das soll eine heilsame Augenarznei sein.

Im gegenüberliegenden südlichen Seitenschiffe zeigt man uns den Abklatsch einer Menschenhand auf einem Steine — eine Erinnerung an die Eroberung Konstantinopels. Ein riesiger Janitschare namens Ussun Hassan soll am Morgen jenes 29. Mai hoch zu Roß über die aufgehäuften Leichenhügel in die Kirche hereingesprengt sein. An diesem Steine drückte er seine bluttriefende Hand ab, zum ewigen Zeichen des glorreichen Sieges. Gewiß der häßlichste Flecken an der ehrwürdigen Kirche.

* * *

In den weiten Räumen fast verschwindend sitzt da und dort in den Nebenschiffen ein muhammedanischer Lehrer, umringt von zehn bis zwanzig, oft auch nur drei bis vier erwachsenen Schülern. Die Lehrer mit weißem

Digitized by Google

Turban haben eine niedrigere, die mit grünem eine höhere Würde. Die Schuhe sind natürlich, wie immer im heiligen Raume, ausgezogen und stehen neben dem Meister auf der Erde.

Er selbst sitzt mit übergeschlagenen Beinen, während ihn die Schüler sitzend oder knieend umringen. Bei einem Mollah mit weißem Turban und rabenschwarzem Bart bleibe ich stehen und bewundere die Geduld, mit der er seinem des Arabischen unkundigen Schüler papageienartig die erste Sure des Korans beibringt. Der Koran darf ja nie in eine andere Sprache übersetzt werden. Langsam, langsam, vielfach anstoßend wiederholt der junge Türke mit immer neuen Fehlern: „bism illâhir-rachmânir-rahîmi".

* * *

Wir gehen zum Altarraum, wo einst im Allerheiligsten die ersten Patriarchen und Bischöfe des Reiches den christlichen Gottesdienst feierten. Er sieht ganz verwahrlost aus. An der Wand hängen einige zusammengeflochtene Weizenähren, links davon ein Büschel Reisstroh, dazwischen eine kleine Porzellanflasche — lauter wertloser, mit dickem Staub überzogener Plunder. Ich frage einen dastehenden Mollah auf arabisch, was diese seltsamen Dinge bedeuten sollen. Er zuckt die Achseln: „Eine Antika, zum Schmuck der Moschee!"

Es ist doch ein wehmütiger Gang, der die Seele mit Trauer erfüllt, zumal wenn man hier an der Stelle des ehemaligen Hauptaltars steht, von wo einst das Trishágion (das dreimal heilig) durch die gewaltigen Räume hallte, und diesen öden, kalten muhammedanischen Gottesdienst soeben hat auf sich wirken lassen. Kein Lob der heiligen Dreieinigkeit ertönt mehr, kein Anrufen des Namens Christi steigt mehr auf, kein Orgelton schallt mehr durch die prächtigen Hallen, nicht mehr die schönen christlichen Gesänge, die einst brausend durch diese Säulenpracht dahinströmten.

Aber die Spuren der ehemaligen christlichen Bestimmung treten trotz aller muhammedanischen Bemühung auf Schritt und Tritt zu Tage. Von den Emporen schimmern aus den übertünchten Mosaiken die Kreuze herunter. Auch die in die Steine eingemeißelten Kreuze konnten nicht entfernt werden. Das sind die Malzeichen des Kreuzes Christi an der alten Aja Sophia.

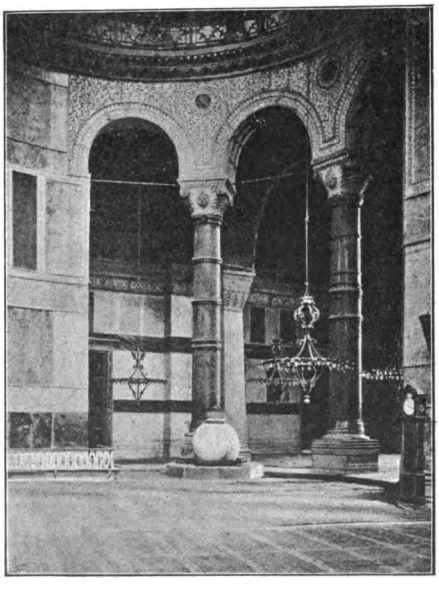
Am ergreifendsten schimmert der ursprüngliche christliche Charakter der Moschee durch an der Wölbung der Apsis über dem ehemaligen Hochaltar. Wohl ist auch dort die funkelnde Pracht der alten Mosaiken unbarmherzig mit Kalk überstrichen. Aber durch den Kalk hindurch

Digitized by Google

schimmert in verschleierten Konturen, wie in verhüllter Majestät, gleichsam ein unsichtbar Gegenwärtiger, ein großer Christus hindurch, die Arme ausbreitend zum Segen über die versammelte Gemeinde.

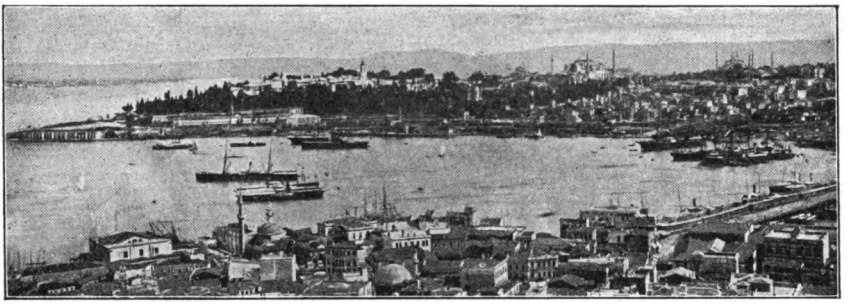
Die griechischen Christen versichern, daß die Türken trotz immer wiederholter Versuche den Christus nicht wegbringen können. So oft sie ihn auch übertünchen, er bleibt und tritt nach kurzem Verschwinden immer wieder hervor mit dem wehmütig verschleierten Blick und mit den ausgebreiteten Segenshänden.

Auch wir wollen uns gerne diesem Gedanken hingeben, der im Grunde jedes Christenherzens in Konstantinopel schläft, und der in diesem merkwürdigen Bilde einen so sinnigen Ausdruck findet. Es ist doch schön, daß nach allem Plündern, Zerstören, Wegschlagen gerade die Heilandsgestalt der altehrwürdigen Kirche, ob auch verhüllt, unauslöschlich eingeprägt ist. Ist's wirklich eine Weissagung, wie die griechischen Christen meinen, daß er einmal wieder seinen Einzug halten werde in der Aja Sophia? Dürfen wir es hoffen, daß auf diesem gefährlichen Sumpfboden am Goldenen Horn, auf dem bisher jedes Volk und jede Dynastie trotz allen Glanzes der Lage und trotz großer Anfänge innerlich zu Grunde gegangen ist, einmal ein neuer, goldener, größerer Tag heraufsteigen wird?



Alabasterurne in der Aja Sophia.

Digitized by Google



Seraispitze.

Wir bleiben heute auf jenem östlichen Teil der Halbinsel Stambûls, deren Ende, die Seraispitze, sich in den Bosporus hineinstreckt, während sie nördlich die Wasser des Goldenen Horns, südlich die des Marmarameeres umspülen. Hier erhebt sich die königlichste Reihe von Minareten über erhabene Moscheekuppeln. Eine kirchturmartige Spitze überragt den von dunklen Baumgruppen eingefaßten Bezirk der alten Sultanspaläste. Von hier aus ist ein großes Stück Weltgeschichte gemacht worden. Fast an jedem Fußbreit dieses Bodens haften historische Erinnerungen.

Auf dieser Halbinsel stand so manchmal Konstantin, der Herrscher der Welt, und schaute von den Fenstern seines Palastes stolz hinaus auf seine herrliche, meerumschlungene Schöpfung. Auf diesem Boden, den die Prachtbauten byzantinischer Baukunst bedeckten, spielten sich die herrlichsten und fröhlichsten Szenen der oströmischen Geschichte ab. Aber auch viel Schreckliches und Grausiges hat dieses jetzt von den Herrschern der Neuzeit verlassene Stück Erde erlebt. Je mehr die fürstlichen Damen und die Eunuchen Einfluß auf die Geschichte des Reiches gewannen, desto häufiger waren blutige Palastrevolutionen, in denen schließlich der Dolch entschied, wer das Szepter des byzantinischen Reiches führen sollte. „Zu den Erinnerungen der im Hofdienste ergrauten Diener der Hofburg am Bosporus", sagt Herzberg, „gehörte nur allzuhäufig die Szene, wo sie eines Morgens kaiserliches Blut vom Marmorfußboden hatten ab-

Digitized by Google

waschen müssen, wenn Usurpatoren nach dem Perlendiadem gegriffen hatten."

Es erfordert ein ganzes Studium, um sich über die Lage der ehemaligen Kaiserpaläste, Rennbahnen, Plätze zu orientieren, da sie durch die Straßen und Bauten, auch den Schutt späterer Jahrhunderte, oft bis zur Unkenntlichkeit überbaut und zugedeckt worden sind.

Von der Aja Sophia aus gehen wir an dem prächtigen Tore Bab-i-Humajûn vorbei, durch das der Sultan jährlich einmal ins Serai einzieht, um unter großem Gepränge des ganzen Hofstaates den Mantel des Propheten zu küssen. Dort droben über diesem Torbogen, erzählt unser Führer, wurden früher die Köpfe der hingerichteten Paschas aufgesteckt, um die unzufriedenen Janitscharen zu beruhigen, und um die anderen Großwürdenträger nachdrücklich zum Gehorsam gegen den Großherrn zu ermahnen. Wir lassen dies Tor zunächst rechts liegen und betreten den Seraibezirk durch das weiter nördlich gelegene Tor Suk Tscheschme Kâpu.

Die dem Fremden unzugänglichen alten Sultanspaläste haben ihren Glanz und ihre Bedeutung verloren, seitdem Abdul Medschîd, der Vater des regierenden Sultans, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine Residenz in das herrliche Schloß Dolma Bagtsche verlegt hat, das er sich über den blauen Fluten des Bosporus hatte errichten lassen. Jetzt dienen die Bauten des Serais, das bei den Türken den Namen Top Kâpu Serai führt, nur noch als Wohnungen der alten Sultaninnen und der Palastdiener.

Aber auch verschiedene öffentliche Gebäude befinden sich in den alten Palastbezirken, die dem Fremden ihre Tore täglich öffnen. Da ist zunächst die Kunstschule, deren bloßes Vorhandensein in einem muhammedanischen Staate eine große Neuerung bedeutet. Denn da im Altertum die Kunst vorzugsweise zur Darstellung von Göttern dienen mußte, steht der Islam heute noch aller bildenden Kunst grundsätzlich ablehnend gegenüber. Etwa 200 türkische Studenten werden hier in der Malerei und Bildhauerei unterrichtet. Der Mann, der diese Reform in der muhammedanischen Hauptstadt zuwege gebracht hat, ist der Türke Hamdi Bey, dessen Energie und hohem Kunstverständnis auch die beiden benachbarten Museen, das alte und das neue, ihre Entstehung und Bedeutung verdanken.

Namentlich das neue Museum enthält Kunstschätze allerersten Ranges, wie sie kein anderes Museum der Welt besitzt. Die Sarkophage, die

Digitized by Google

Hamdi Bey im Jahre 1887 in Sidon in Palästina ausgegraben hat, sind die wertvollsten Stücke der Sammlung. Bewundernd stehen wir vor einem Marmorsarge still, der die Gestalt eines von Säulen getragenen jonischen Tempels hat, und an dessen Wänden achtzehn trauernde Frauengestalten in Hochrelief zu sehen sind. Es ist wohl jedesmal dieselbe Frau, die dargestellt ist; aber mit großer künstlerischer Kraft hat der Bildner ihren Schmerz vom ersten jähen Aufschrei bis zur stillen Ergebung in den Rat der Götter in achtzehnfacher Weise ausgedrückt. Außerdem sehen wir auf den Marmorflächen den Leichenzug dahinschreiten: den Leichenwagen, von Pferden gezogen, die klagenden Frauen, das Gefolge, das Schlachtroß des gefallenen Helden.

Noch großartiger ist der sogenannte Alexander-Sarkophag. Pracht und Kunstvollendung, die in die letzte Zeit der Diadochen weisen, sind so einzigartig, daß man es wohl verstehen kann, daß manche mit Rücksicht auf das darauf befindliche Wappen Alexanders des Großen und die Inschrift „Ihm allein!“ in diesem Kunstwerke den Sarg des großen Macedonierkönigs haben sehen wollen. Da aber Alexander zweifellos nicht in Sidon, sondern in Alexandria beigesetzt worden ist, muß diese Vermutung abgewiesen werden. Wahrscheinlich haben wir den Sarg eines der großen Feldherren Alexanders vor uns. Die Reliefs auf den Wandungen versetzen uns mit ihren farbenreichen Darstellungen mitten hinein in die heftigste Bewegung der Alexanderschlacht. Prachtvoll ist die Heldengestalt des kühnen Welteroberers. Den Löwenhelm auf dem Haupte, den wallenden Purpurmantel auf den Schultern, stürmt er mit seinen berittenen Lanzenträgern dahin und streckt soeben den Feldherrn der Perser zu Boden. Die mit höchster Kunst dargestellten Einzelfiguren sind um so wertvoller, als wir darin wahrscheinlich getreue Porträts der Krieger vor uns haben. Auf der anderen Seite des Sarges sehen wir Alexander auf der Löwenjagd. Alles an diesen Jägern und ihren stolzen Rossen ist Bewegung, Mut, Kampfeslust. Wie sich der Löwe auf Alexander stürzt, wie er seine gewaltigen Pranken und sein furchtbares Gebiß in die Brust des königlichen Pferdes einhaut, wie ihm Alexander mit hoch erhobener Rechten den Todesstoß versetzt: das alles ist mit bewundernswerter Kraft und dramatischer Lebendigkeit dargestellt.

Im benachbarten Alten Museum, dem Tschinili Kiosk, interessieren uns außer dem berühmten cyprischen Herkules, der mit gewaltiger Kraft einen Löwen an den Hinterbeinen hoch in der Luft hält, namentlich einige merkwürdige Steine, die für die alttestamentliche Geschichtsforschung von

Digitized by Google

Bedeutung sind. Der eine ist die in Jerusalem aufgefundene Siloah-Inschrift, die über den Bau eines mehr als tausend Ellen langen Tunnels Auskunft gibt, der vom Gihon bis zum Brunnen Siloah durch den Felsen gemeißelt war. Der andere ist eine im Jahre 1871 gleichfalls in Jerusalem auf dem alten Tempelplatze aufgefundene Stele, auf der in griechischer Sprache allen Nicht-Israeliten der Zutritt zum herodianischen Tempel bei Todesstrafe verboten wird. Ein Stein, an dem Jesus manchmal vorübergegangen sein mag.

* * *

Aus dem Alten Museum heraustretend wenden wir uns zu der südlich gelegenen Terrasse des Janitscharenhofes, von welchem das oben genannte Tor Bab-i-Humajûn zur Aja Sophia hinüberführt.

Eine uralte Platane von gewaltigem Umfang, deren Stamm die Jahrhunderte ausgehöhlt haben, so daß man sich bequem darin niederlassen kann, zieht unsere Blicke auf sich. Sie hat ihren Namen davon, daß die Janitscharen sich bei Aufständen hier zusammenzurotten pflegten. Von hier aus richteten sie ihre Forderungen an den Sultan und drohten mit offener Empörung, wenn nicht die ihnen mißliebigen Paschas oder Minister beseitigt wurden. Erst wenn der Kopf des Betreffenden droben auf dem Bab-i-Humajûn aufgesteckt wurde, gaben sie sich zufrieden und gingen wieder in ihre Kasernen.

Die alte Platane erinnert an den bedeutsamen Einfluß, den die Janitscharen lange Zeit auf die Geschicke des türkischen Reiches ausgeübt haben. Namentlich für die christlichen Untertanen des Sultans war das Janitscharenkorps eine schreckliche Einrichtung. Die Christen selbst wurden ja von jeher der Ehre des Militärdienstes nicht für würdig erachtet. Und doch mußten sie dank einer geradezu teuflisch ersonnenen Maßregel dem Heere des Islam fort und fort ihre besten Kräfte zuführen. Alle fünf Jahre erschien in jeder christlichen Ortschaft ein Aga mit einer Abteilung bewaffneter Askaris. Sämtliche Knaben des Ortes vom fünften bis zum zwölften Jahre wurden aus den Häusern geholt und mußten antreten. Der Aga hielt Musterung unter ihnen. Die schönsten, kräftigsten und begabtesten Knaben, gewöhnlich der fünfte Teil, wurden ausgehoben, um als lebendiger Menschenzins der christlichen Untertanen in die Kasernen des Großherrn zu wandern. Da standen die armen Kinder, und die Augen der Mütter und Väter folgten mit Todesangst jeder Bewegung des Aga. Denn wenn dieser Gewaltige den Finger ausstreckte und auf

Digitized by Google

ihr Kind wies, dann wurde es ergriffen und fortgeschleift — auf Nimmerwiedersehen. Als Sklaven des Sultans wurden sie aus allen Provinzen des Reiches nach Stambûl gebracht. Auch Kinder, die nicht von türkischen Untertanen abstammten, erfuhren dasselbe Schicksal. Von ihren Kriegszügen nach Europa brachten die osmanischen Feldherren jedesmal ganze Scharen ungarischer, polnischer, deutscher, russischer, italienischer Kinder mit, die gleichfalls ins Janitscharenkorps gesteckt wurden.

Janitscharen-Platane.

Hier in Stambûl wurden diese Kinder so verschiedenartiger christlicher Eltern sorgfältig erzogen. Zwischen ihnen und ihrem Volke und Vaterhause war jede Brücke abgebrochen. Sie kannten nicht einmal ihre Heimat und Abstammung. Dagegen wurde ihnen eine glühende Begeisterung für den Islam, ein brennender Haß gegen das Christentum eingeflößt, dem sie doch von Hause aus angehörten. So wurden aus dieser jedes Jahr wachsenden Zahl von Christenkindern die immer bereite Schar der fanatischsten Feinde und Bedrücker der Christen gebildet. Die begabtesten von ihnen genossen einen vorzüglichen Unterricht, stiegen später zu hohen Würden und lieferten dem türkischen Staate seine bedeutendsten Staatsmänner und

Digitized by Google

Feldherren. Die meisten aber kamen in die Garderegimenter des Padischah, die Janitscharen, die, mit fast mönchischer Strenge diszipliniert, die schlagfertigste und gefürchtetste Kerntruppe der Türken bildete. Oft mögen sie sengend und brennend durch die alte Heimat ihrer Kindheit gezogen sein, ohne zu ahnen, daß sie ihre eigenen nächsten Verwandten zu Tode ängsteten oder töteten.

Diese niederträchtige Einrichtung des Knabenzinses sog den armen christlichen Untertanen der Türkei vampyrartig ihr physisches und geistiges Blut aus, während ihre Söhne gleichzeitig dazu dienen mußten, dem osmanischen Volkskörper immer wieder frisches Blut zuzuführen und ihre eigenen Volksgenossen zu knebeln und zu unterdrücken.

Aber gerade diese alte Platane gemahnt uns daran, daß die gerechte Nemesis auch diese satanische Staatsklugheit in ihren eigenen Schlingen gefangen hat. Hier unter diesem Baume rotteten sich diese ihrem mütterlichen Boden so grausam entrissenen Janitscharen so manchmal zusammen und zwangen ihrem grausamen Räuber immer häufiger ihren Willen auf. So wurden diese türkischen Prätorianer mehr und mehr zur Zuchtrute, vor der der selbstherrliche Sultan zitterte, vor denen er sich beugen mußte, und die nicht wenig dazu beigetragen hat, den Niedergang des osmanischen Reiches zu beschleunigen.

* * *

Durch das Tor Bab-i-Humajûn verlassen wir den Bezirk des alten Serai und kommen, die Aja Sophia links liegen lassend, in wenigen Minuten auf den Atmeidân, den Platz des ehemaligen Hippodroms.

Dieser Platz war in der Blütezeit des byzantinischen Reiches sehr viel größer als heute, wo er von allerlei Gebäuden, namentlich der großen Achmedije-Moschee überbaut ist. Nur wenige Zeugen der alten Herrlichkeit stehen auf dem weiten Platze wie in einer fremden Welt.

Aber in der alten Zeit muß dieser Platz, den Konstantin der Große schon im Jahre 330 einweihte, einen wundervollen Anblick gewährt haben. Hier war der glanzvolle Mittelpunkt des gesamten öffentlichen Lebens Konstantinopels. In der mit Kunstschätzen der antiken Zeit allerorten überreich ausgestatteten Metropole ragte doch dieser Hippodrom durch einen wahrhaft blendenden Reichtum herrlichster Kunstwerke hervor.

Dort an der Nordseite des Platzes war die kaiserliche Loge, von wo aus der Kaiser, umgeben von den Großwürdenträgern des Reiches, den öffentlichen Spielen des Hippodroms zuzusehen pflegte. Sie befand sich

Digitized by Google

gerade über dem Hauptportale, durch welches die Rennwagen und wilden Tiere in die Arena hereinkamen, etwa da, wo jetzt der Monumentalbrunnen Wilhelms II. steht. Die Loge stand mit den ringsum laufenden Sitzreihen nicht in Verbindung, sondern war eine aus dem Kaiserpalast heraustretende tribünenartige Halle, zu der der Kaiser aus seinen Gemächern gelangen konnte, ohne die Straße zu berühren. Die Kaiserin mit ihren Damen pflegte von ihrer Loge an der benachbarten Hofkirche des heiligen Stefanus zuzusehen.

Der kaiserlichen Loge gegenüber, an der südlichen Schmalseite des damals 400 Meter langen und 100 Meter breiten Platzes, war die Meta, die Säule, die die Rennwagen im Halbkreise umfahren mußten. Eine etwas erhöhte marmorne Terrasse in der Längsachse, die Spina, teilte den Hippodrom in zwei Hälften. Diese Terrasse war mit den herrlichsten Erzeugnissen der antiken bildenden Kunst, Säulen, Obelisken, Statuen und Gruppen aus Marmor und Erz in fürstlicher Pracht ausgestattet und muß einen entzückenden Anblick gewährt haben.

An den beiden Langseiten und der südlichen Schmalseite lief ein mit Wasser gefüllter Graben, der das Publikum von der Rennbahn trennte, es auch vor der Nähe der wilden Tiere schützte. Auf vierzig stufenmäßig ansteigenden Sitzreihen saßen an den Spieltagen gegen 100 000 Menschen. Über der obersten Sitzreihe liefen ringsum prächtige Säulenhallen, von deren Höhe eine Fülle von Marmorbildern, zum Teil aus klassischer Zeit, auf den Zirkus, die Stadt und das nahe Meer herabschauten. Über den ganzen Riesenraum aber spannte sich an solchen Tagen zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen das Velarium, eine ungeheure Purpurdecke, während drunten das farbenprächtige, blendende Schauspiel vor sich ging, wo die Blauen und die Grünen, die beiden Zirkusparteien, vor dem versammelten Kaiserhofe und der gewaltigen, festlich gekleideten Menge um die Palme des Sieges kämpften.

Hoch über der kaiserlichen Loge standen damals, die Reihe der rundum laufenden Kunstwerke krönend, die berühmten, weitgereisten Bronzepferde des Lysippus, die einst in vorchristlicher Zeit der Stolz Korinths waren, dann nach Rom geschafft, von Konstantin hierher gebracht wurden, und jetzt, die Siegesbeute des Dogen Dandolo, die Markuskirche in Venedig schmücken.

So war es ein über alle Beschreibung glänzendes Bild, das sich einst an Spieltagen auf diesem Platze bot. Und doch sind es mit anderen Ursachen gerade diese Spiele, an denen Byzanz innerlich zu Grunde gegangen ist. Das Volk wurde immer mehr daran gewöhnt, anstatt seinen Ruhm in ernster Arbeit und tüchtigen Leistungen zu suchen, seine Zeit im Theater



Digitized by Google

zu vergeuden und sich der Leidenschaft der Spiele hinzugeben. Das Volk verlangte immer neue Spiele, wiewohl eine einzige Aufführung mehrere Millionen kostete. Die Wettfahrer unterschieden sich voneinander durch blaue und grüne Farben, die sie an Kleidern und Fahnen und Wagen trugen, und die Massen nahmen in berauschender Leidenschaft Partei für die eine oder die andere. Bald übertrug sich diese Parteinahme auf alle Lebensverhältnisse, so daß sich die aus allen Teilen des Reiches zusammengelaufene hauptstädtische Bevölkerung auch außerhalb des Zirkus in die beiden Heerlager der Blauen und der Grünen teilte, die sich gegenseitig wütend bekämpften.

Alles höhere Streben ging in dieser dummen und stumpfsinnig machenden Spielleidenschaft unter. Um die wichtigsten Angelegenheiten des Staates und der Religion kümmerte man sich kaum mehr, alles wurde durch die Spielwut überwuchert, bei der weder geistige noch materielle Interessen in Frage kamen. Mochten sich die Heere an den Grenzen in noch so großer Gefahr mit den Reichsfeinden herumschlagen: in Konstantinopel kümmerte man sich wenig darum, hier wurde gespielt.

Die Parteien bekämpften sich so wild, daß es oft genug zu Mord und Totschlag kam. Der grauenhafteste Kampf der Zirkusparteien war jener blutige Nika-Aufruhr unter Justinian im Jahre 532. Wie ein tobender Vulkan brach damals die Wut der Blauen und Grünen gegeneinander los. Nur mit Mühe gelang es dem Kaiser, den Aufruhr in Blut zu ersticken. Aber am Abend jenes Tages lagen nicht weniger als 30 000 Tote auf diesem Platze, wie auf einem ungeheuern Schlachtfelde, auf dem zwei gewaltige feindliche Armeen gekämpft hatten.

* * *

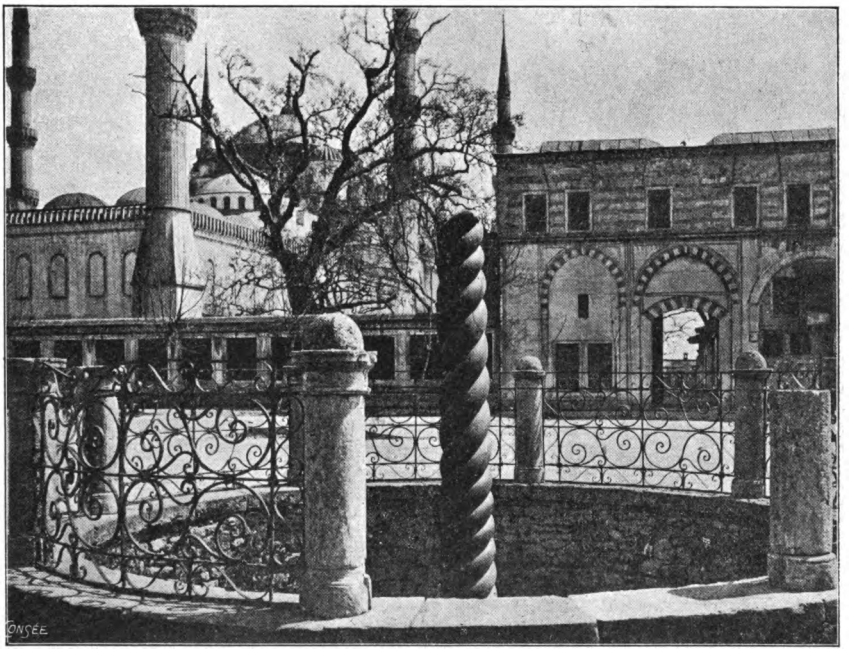
Die meisten Kunstschätze des Hippodroms sind von den lateinischen Kreuzfahrern im Jahre 1103 vernichtet worden. Die kostbarsten Standbilder, die seit vielen Jahrhunderten die Welt geschmückt hatten, wurden von den französischen und venetianischen Eroberern eingeschmolzen. Seit jener Barbarei, die nicht muhammedanische, sondern christliche Hände verübt haben, ist der einst glänzendste Platz der ganzen Welt zu der öden Wüstenei geworden, als die er heute vor uns steht.

Von der ganzen damaligen Herrlichkeit sind heute nur noch drei Stücke übrig geblieben: der delphische Dreifuß oder die Schlangensäule, der Obelisk Konstantins und der des großen Theodosius. Noch stehen sie wie damals in einer geraden Linie, so daß man in ihnen die Richtung

Digitized by Google

jener Marmorterrasse, der Spina, deutlich erkennen kann. Einsam stehen sie auf dem weiten Platze, wie wenn der Tod sie vergessen hätte, als er unter ihren andern Genossen so gründliche Ernte hielt.

Das merkwürdigste Denkmal ist wohl die bronzene Schlangensäule, eine eherne historische Urkunde aus der ruhmvollsten Zeit der griechischen Geschichte. Nach den Schlachten von Platää und Salamis mit ihren glänzenden Siegen über die Perser, stifteten die griechischen Stämme, die an den Kämpfen teilgenommen hatten, nach dem Berichte



Schlangensäule.

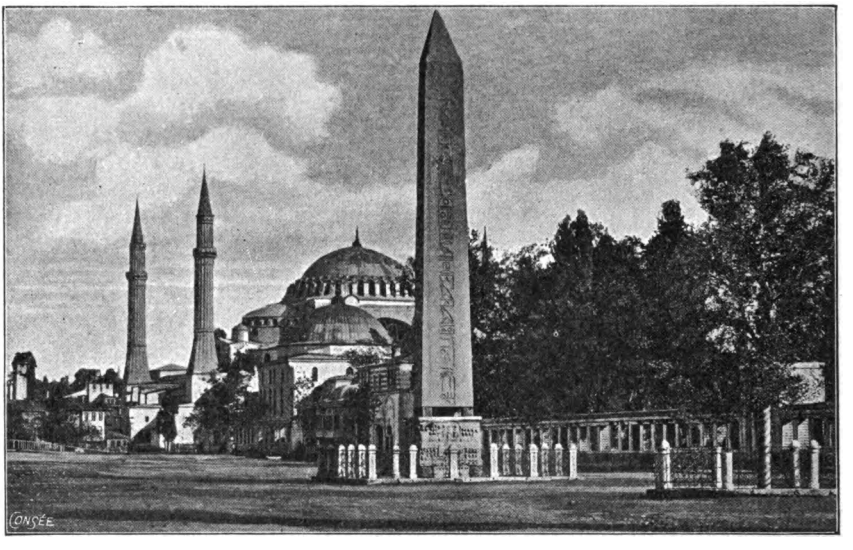
des Herodot und anderer griechischer Geschichtsschreiber, einen kostbaren, monumentalen Dreifuß, einen drei Meter weiten Kessel aus massivem Golde, der als nationales Weihegeschenk im Tempel des Apollo in Delphi aufgestellt wurde. Getragen war das Kunstwerk von einer Säule, die aus drei ineinander verschlungenen Schlangen bestand, auf deren drei Köpfen die goldenen Füße ruhten. Konstantin brachte dieses Siegesdenkmal in seine neue Hauptstadt und ließ es, wie so manche andere Kunstschätze, hier auf der Spina des Hippodroms aufstellen. Das Gold ist natürlich längst verschwunden. Auch von den Schlangenköpfen ist nur



Digitized by Google

noch einer wenigstens teilweise im Antiquitäten-Museum des alten Serai aufbewahrt. Die Säule selbst aber, ein schönes Denkmal althellenischer Kunst, auf ein ehrwürdiges Alter von fast 2400 Jahren zurückblickend, steht noch auf dem Platze, den ihr einst Konstantin der Große zugewiesen hat. Auf den Schlangenleibern liest man noch in altgriechischen Buchstaben die Namen der siegreichen griechischen Stämme, genau so wie sie uns von den alten Schriftstellern überliefert sind.

Minder bedeutend ist das zweite Denkmal, der gemauerte Obelisk des Kaisers Konstantin Porphyrogenetos. Das mächtige, 25 Meter hohe



Hippodromplatz und Obelisk des Theodosius. Dahinter die Aja Sophia.

Monument, einst mit vergoldeten Reliefplatten aus Bronze bedeckt, die aber die venetianisch-französischen Helden des lateinischen Kreuzzuges eingeschmolzen haben, wurde etwa zur Zeit Karls des Großen errichtet und sollte den Ruhm dieses ruhmlosen Kaisers der Nachwelt verkündigen.

Das älteste der noch vorhandenen Denkmale der ehemaligen Spina des Hippodroms ist der Obelisk Theodosius des Großen. Zum Andenken an seinen Sieg über Maximus ließ Theodosius diesen 30 Meter hohen Syenitriesen im Jahre 390 aus Heliopolis in Ägypten hierherbringen, was, schon hinsichtlich des Transportes, für die damalige Zeit eine großartige Leistung war. Die Hieroglyphen sind, wie unser obiges Bild zeigt, auf allen vier Seiten noch gut erhalten und besagen, daß

Digitized by Google

der Obelisk einst in seiner ersten Heimat am Nil ums Jahr 1600 v. Chr. vom Pharao Thutmes III. errichtet worden ist. Dreiundeinhalbes Jahrtausend hat also dieser granitene Koloß in zwei Weltteilen an seinen Füßen vorübergehen sehen.

Das großartigste Bauwerk aus späterer Zeit, das auf dem alten Hippodromplatze steht, ist die kurz vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges erbaute Achmedije-Moschee. Sie ist die einzige Moschee der muhammedanischen Welt, die sechs Minarete besitzt. Die islamitischen

Hippodromplatz und Achmedije-Moschee.

Autoritäten sprachen bei deren Erbauung die Sorge aus, daß sie um dieses Vorzuges willen das Zentralheiligtum des Islam, die Kaaba in Mekka, in Schatten stellen könnte, die bis dahin allein dies Vorrecht genossen hatte. Ihr Erbauer, Sultan Achmed I., mußte sich daher dazu verstehen, in Mekka ein siebentes Minaret zu errichten, um dadurch den Vorrang der Kaaba vor allen Moscheen der Welt außer Frage zu stellen. Das großartig angelegte, von hohen Bäumen beschattete Heiligtum ist einer der imposantesten Bauten Stambûls und nimmt in mancher Hinsicht die erste Stelle unter den Moscheen der Hauptstadt ein. Die großen muhammedanischen Feste, bei denen der Sultan mit seinem Hofstaat

Digitized by Google

erscheint, das Beiramfest, der Geburtstag des Propheten, der Aufbruch der nach Mekka ziehenden Pilgerkarawane, werden immer hier in der Achmedije gefeiert.

Außer den ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit steht auch ein Denkmal aus jüngster Zeit auf dem Platze des alten Hippodroms, der Brunnen Kaiser Wilhelms II. Zum Andenken an seine beiden Besuche in Stambûl ließ der deutsche Kaiser diesen prächtigen, im arabisch-byzantinischen Stil gehaltenen, mit Mosaiken reich verzierten Monumentalbrunnen im Jahre 1900 hier aufstellen. Die Errichtung eines Brunnens, aus welchem das segenspendende Wasser allem Volke zum Heile hervorströmt, gilt ja seit alter Zeit dem Morgenländer als Vorrecht weiser Herrscher, die als Volkswohltäter und Friedensfürsten im Andenken der dankbaren Nachwelt fortleben sollen.

Es ist das erste Denkmal, das seit langer, langer Zeit wieder ein christlicher Kaiser in dem muhammedanisch gewordenen Konstantinopel hat errichten lassen. Und schön ist es, daß es auf diesem blutgedüngten, weltgeschichtlichen Boden ein Denkmal des Friedens ist, das der christliche Kaiser dem muhammedanischen Volke, das täglich daran vorübergeht, vor Augen gestellt hat. Möge es an seinem Teile mit dazu beitragen, den Muhammedanern mit ihrer Religion des Schwertes eine Ahnung davon zu geben, daß die Religion Jesu Christi eine Botschaft des Friedens und der Versöhnung für alle Völker ist!

Brunnen Kaiser Wilhelms II.

Digitized by Google

Vom Atmeidân-Platze gelangen wir in einer Viertelstunde, den großen Basar durchquerend, zuletzt über den weiten Platz des Kriegsministeriums, des Seraskierats, gehend, zu der prächtigsten Moschee, die die Türken gebaut haben, der Suleimanije.

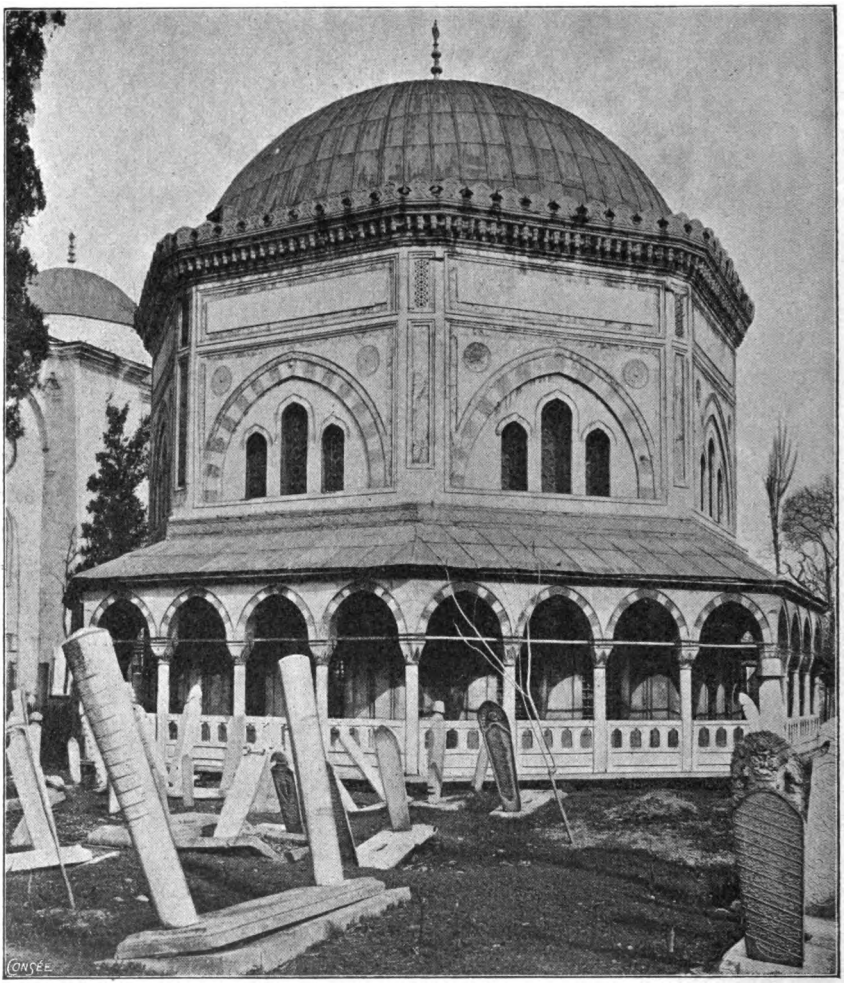
An ihrer östlichen Rückseite, zu der wir zuerst gelangen, befindet sich ein Begräbnisplatz, ähnlich wie bei uns die Friedhöfe früher immer im Schatten der Kirche lagen. Große Tote liegen hier begraben, auf die die ganze muhammedanische Welt stolz ist. Das zeigt schon die vornehme, zum Teil großartige Ausstattung der Grabstätten. Vor allen andern ragen zwei mächtige, kuppelgekrönte Mausoleen hervor, während die anderen Gräber im Schatten friedlicher Bäume nur durch die bekannten hohen türkischen Grabsteine bezeichnet sind. Die beiden Mausoleen, die die Türken „Türben" nennen, stehen über dem Grabe des Sultans Suleimân und seiner stolzen Lieblingsgemahlin Roxolane. (Vgl. das Bild Seite 144.)

Am imposantesten ist die „Türbe" Suleimâns selbst. Sechsundvierzig Marmorsäulen laufen um das prächtige Gebäude, unter dessen von Porphyrsäulen getragener Kuppel der gewaltige Herrscher liegt, der seine Zeit mit Bewunderung und Schrecken erfüllte. Im Inneren sehen wir drei mächtige Kenotaphien, sargartige Aufbauten, die mit kostbaren seidenen, golddurchwirkten Geweben bedeckt und äußerst stimmungsvoll beleuchtet, den Eindruck feierlichen Ernstes mit ruhiger, vornehmer Pracht verbinden. Das größte und prächtigste Kenotaph, zu Häupten von einem mit mächtigem, weißem Turban umwickelten und mit Reiherfedern geschmückten Aufsatze überragt, ist das des gewaltigen Suleimân.

Auf die Geschicke des Abendlandes hat dieser osmanische Herrscher, der von der Zeit des Reichstags in Worms bis lange nach Luthers Tod regierte, einen großen Einfluß ausgeübt. Zwar ertönte damals noch nicht

Digitized by Google

der Schreckensruf: „Die Türken vor Wien!“, aber die Türkenglocke schallte durchs Reich, und im Verein mit dem von Algier und Tunis her den Kaiser Karl V. bedrängenden muhammedanischen Seeräuber Cheireddîn Barbarossa mußte auch der im Osten drohende Sultan Suleimân nach



Mausoleum Sultan Suleimâns.

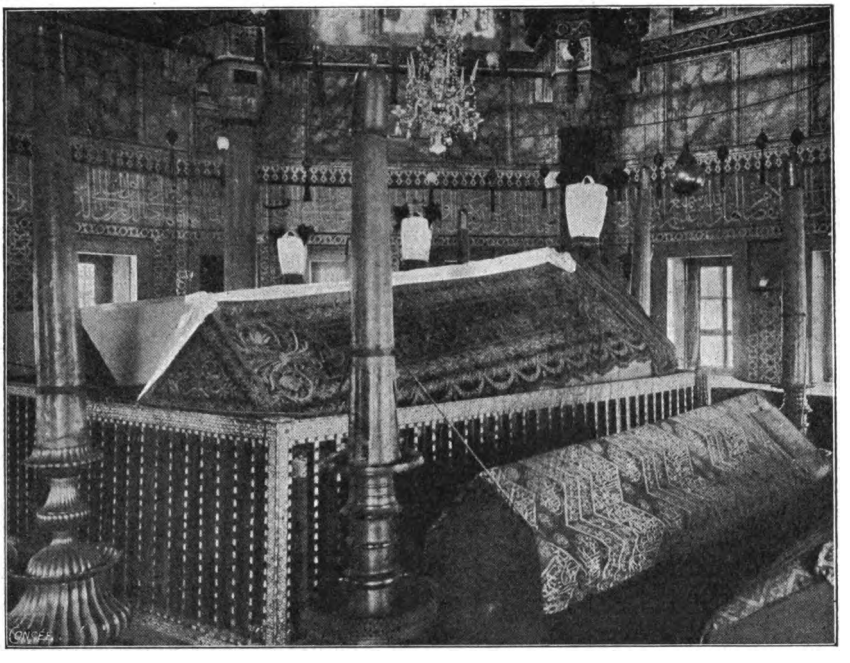
Gottes Vorsehung mit dazu helfen, der aufstrebenden Reformation in deutschen Landen trotz Kaiser und Papst freien Spielraum zu verschaffen.

Draußen auf dem Friedhofe, der sich zwischen Moschee und Mausoleen hinzieht, stehen, wie unser Bild zeigt, zahlreiche Grabsteine, wie sie für

Digitized by Google

muhammedanische Gräber charakteristisch sind: längliche, aufrechtstehende, brust- oder mannshohe Steine, die bei Männern mit einem Turban, bei Frauen mit ausgemeißelten Blumen oder Muscheln geziert sind. Daß hier lauter vornehme Tote liegen, sieht man an der Kostbarkeit der Marmorsteine und an der häufigen Vergoldung.

Es ist aber hier wie auf jedem Friedhofe: Freund und Feind liegen friedlich neben einander und haben des alten Haders vergessen. So führt uns unser Dragoman an das Grab des ehemaligen Kriegsministers des



Grab Sultan Suleimâns.

Sultans Abdul Asîs, Hussein Pascha. Abdul Asîs ist bekanntlich im Jahre 1876 abgesetzt und in seinem Palaste Dolma Bagtsche ermordet worden. Er hatte eine Reise nach Europa gemacht und zeigte eine verdächtige Vorliebe für abendländische Kultur. Ein Sultan soll aber nicht nach Europa gehen, es sei denn mit dem Schwert in der Hand. Darum bildete sich eine Verschwörung gegen ihn. An ihrer Spitze stand die Geistlichkeit des Islam mit ihrem mächtigen Oberhaupte, dem Schêch-ul-islâm, der hier neben der Suleimanije in der Bab-i-Fetwa seinen Sitz hat. Der mißliebige Herrscher wurde beseitigt.

Digitized by Google

Die ganze Familie des ermordeten Sultans mußte ins Exil gehen. Zu ihr gehörte auch ein Tscherkesse namens Hassan, der als Bruder einer Sultanin im Harem des Großherrn eine hohe Stufe am Hofe erstiegen hatte. Er bat um die Erlaubnis, vor seiner Abreise in die Verbannung noch einige Einkäufe zu machen. Das wurde ihm nicht versagt. Da ging er nach Hause, zog seine prächtige Uniform an, die ihm als kaiserlichem Flügel-Adjutanten zustand, kam in das der Suleimanije benachbarte Seraskierat, wo er mit dem mitverschworenen Kriegsminister noch ein Wörtchen zu sprechen wünschte. Die Wachen präsentierten wie in alter Zeit und ließen ihn durch. Als er aber dem Minister gegenüberstand, zog er ruhig seinen Revolver hervor und tötete ihn durch mehrere Schüsse. Erst jetzt fielen die herbeigeeilten Beamten und Offiziere mit Säbeln und Stöcken über ihn her und schlugen ihn tot. Dann wurden noch an demselben Tage die beiden Feinde hier auf dem Friedhofe der Suleimanije fast nebeneinander beerdigt.

* * *

Wir besichtigen, rund umher gehend, die prächtige Suleimanije von außen. Herrlich liegt sie da, mit ihren vier Minareten den ganzen Stadtteil und das nahe Goldene Horn beherrschend. Ihr Anblick übertrifft die Aja Sophia an imposanter Größe und harmonischer Einheitlichkeit ganz bedeutend, weil die ursprüngliche Schönheit der letzteren durch die vielen geschmacklosen Um- und Anbauten sehr beeinträchtigt ist. Auch hier, wie bei der großen Achmedije auf dem Hippodromplatze, gehören zu der Moschee zahlreiche öffentliche Anlagen, Kollegien, Schulen, Herbergen, Volksküchen, Bibliotheken.

Jetzt kommen wir über den von Platanen und Cypressen überschatteten Vorplatz in den prächtigen Vorhof. Rings um denselben laufen Arkaden, deren Bogen auf kostbaren Säulen aus Marmor, Porphyr und Granit ruhen, und in deren Schattengängen marmorne Bänke zur beschaulichen Ruhe einladen.

Durch ein hohes persisches Portal treten wir ein in die Moschee, die unverkennbar der Aja Sophia nachgeahmt ist, sie aber hinsichtlich der Kühnheit der Komposition fast übertrifft. Majestätisch ist der Anblick dieser wundervollen Hallen. Mit einem Blicke umfaßt das Auge die Riesenanlage von den herrlichen Säulenreihen bis hinauf zur Kuppel, die noch höher ist als die der Aja Sophia. Wohl haben hier niemals jene geheimnisvoll funkelnden Mosaiken von den Wänden herabgeschaut, die einst

Digitized by Google

die Aja Sophia in ein Zaubergewand blitzender Farben gekleidet haben. Aber alle Innenflächen sind mit edelstem, farbigem Marmor getäfelt. Herrliche Säulen, die einst in ihrer Jugend sämtlich andere Gebäude geziert und andere Geschlechter entzückt haben, tragen den Aufbau des Kuppeldoms. Besonders vier Granitsäulen fallen durch ihre gewaltige Größe auf. Nur mit Mühe können sie zwei Männer mit ausgestreckten Armen umklaftern. Sie haben einst in christlicher Zeit Kaiserpaläste und Foren von Byzanz geschmückt und tragen nun auf ihren Schultern die Seitenschiffe der großartigsten Moschee des Muhammedanismus.

Einen großen Eindruck macht die Partie des marmornen Michrâb, der Gebetsnische, die etwa unserem Altarraume entspricht. Die ganze Wand über derselben ist mit kostbaren persischen Fayencen bekleidet. Über

Suleimanije-Moschee.

dem Michrâb fällt das Tageslicht durch entzückende Glasmalereien gedämpft herunter, die der ganzen Moschee eine feierlich schöne Farbenstimmung geben. Sie sind das Werk des berühmten Glasmalers Serchosch (d. h. der betrunkene) Ibrahim. Die Ornamente des Mittelfensters zeigen, wahrscheinlich unbeabsichtigt, deutlich die Form eines Kreuzes, die sich ja in der Ornamentik überhaupt nur schwer ganz vermeiden läßt. Ein muhammedanischer Imâm, mit dem wir darüber sprechen, erzählt aber, daß dies Stückchen dem „betrunkenen Ibrahim“ teuer zu stehen gekommen sei. Als der Sultan das Kreuz entdeckte, ließ er dem Verwegenen sofort die Augen ausstechen und kurz darauf das Haupt abschlagen.

Zwei riesige vergoldete Erzkandelaber stehen rechts und links vom Michrâb, und von der ungeheuern Höhe hängen zahlreiche schmiedeeiserne, hölzerne oder auch nur aus einfachem Draht geflochtene Kronleuchter herab. Dazwischen hängen da und dort jene fast kindlichen Zierraten, wie wir

Digitized by Google

sie schon in der Aja Sophia gefunden haben: geflochtene Ährenbündel, Kokosnüsse, Strohflechtereien, Elefantenzähne, Straußeneier u. dgl. Unserem abendländischen Geschmack könnten diese Sachen fast wie Spielereien erscheinen. Aber hier im Orient stören sie uns nicht. Sie scheinen zum Ganzen zu gehören und erhöhen in ihrer Art die Schönheit des Gesamteindruckes.

* * *

Während wir durch die mächtigen Hallen der Suleimanije gehen, sehen wir, wie schon früher in der Aja Sophia, da und dort in den Seitenschiffen und unter den Säulen größere und kleinere Gruppen von Menschen sitzen. Es sind muhammedanische Studenten, die einer Vorlesung über die Geheimnisse ihres Glaubens zuhören. Man kann zwar diese Erscheinung in jeder Moschee sehen. Aber hier, in der unmittelbaren Nähe des Hauptquartiers des Schêch-ul-islâm, des Zentrums der geistlichen Macht des Muhammedanismus, sind die Studenten naturgemäß viel zahlreicher als anderswo.

Es ist ein interessanter, fast anheimelnder Anblick, wie sie da in Gruppen um ihre Lehrer herum sitzen, buchstäblich zu ihren Füßen, ihnen zuhören, dazwischen auch Fragen an sie richten. Man wird an das Evangelium erinnert, wo es von dem zwölfjährigen Jesus auch heißt: „Sie fanden ihn im Tempel sitzen mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörte und sie fragte". So ungefähr wie hier muß es auch damals im Tempel in Jerusalem gewesen sein: Lehrer mit Gruppen von Zuhörern, denen sich jedermann nach Belieben zugesellen konnte.

Augenblicklich sehen wir außer einigen ganz kleinen, in der Halle der Moschee da und dort zerstreuten Gruppen zwei große Abteilungen von Softas d. h. Studenten, die dem Vortrage ihres Lehrers zuhören. Bei einer von ihnen bleibe ich stehen, da der Lehrer arabisch, also in der heiligen Sprache des Korans, unterrichtet, während die anderen durchweg das mir unverständliche türkisch sprechen.

Der Lehrer sitzt mit übergeschlagenen Beinen auf einem etwas erhöhten Platze auf einem Polster. Auf einem Lesepult liegt vor ihm der aufgeschlagene Koran. Um ihn her die Softas. Er scheint seine Vorlesung soeben begonnen zu haben, denn er repetiert, was er in der letzten Stunde besprochen hat. Der Gegenstand, den er behandelt, ist fast seltsam, denn er hat mit Religion gar nichts zu tun. Es handelt sich um Anlage von Teichen und Wasserreservoirs. Es ist eben hier wie in den fünf Büchern

Digitized by Google

Mosis, wo auch nicht nur religiöse, sondern überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten besprochen werden. Wasseranlagen gehören aber bei den Muhammedanern ganz besonders zu den Moscheen. Die Geistlichkeit hat dabei durchaus ein Wort mitzusprechen. Also gehören sie auch in den Bereich der muhammedanischen Theologie. Der Professor stellt Fragen und hält, wenn die Antwort nicht befriedigt, mit seinem Tadel nicht zurück. Mit dem Lobe dagegen ist er sparsam.

Jetzt geht er zu einem neuen Gegenstande über. Er behandelt eine Geschichte von Mose, wie sie in der achtzehnten Sure des Korans berichtet wird. Mose macht eine Wanderung bis zum Zusammenflusse der beiden Meere und findet daselbst einen großen Propheten Allahs. Er verneigt sich vor ihm und bittet ihn um Belehrung in der Weisheit. Aber der Prophet spricht: „Du kannst doch nicht bei mir ausharren, denn du wirst mich und meine Rede nicht begreifen!"

«Habe nur Geduld mit mir,» erwidert Mose. «Allah wird mir helfen, dir gehorsam zu sein.»

„Wohlan denn, so folge mir! Aber du darfst mich über nichts fragen, es sei denn, daß ich dir von selbst die Erklärung gebe."

So gehen die beiden am Meere entlang, bis sie zu einem Schiffe kommen. Der Prophet geht hin und bohrt dasselbe, ohne ein Wort zu sagen, an, so daß das Wasser hineindringt.

«Halt», ruft Mose, «wie kannst du das tun? Da muß ja die Schiffsmannschaft elend ertrinken!»

„Habe ich dir nicht vorausgesagt, daß du nicht still und geduldig bei mir ausharren wirst?"

Mose bittet betroffen um Verzeihung und um weitere Geduld, verspricht auch, ein anderes Mal nicht mehr zu fragen. Da gehen sie beide schweigend weiter, bis ihnen ein Jüngling begegnet. Den greift der Prophet unversehens an und tötet ihn.

«O weh», ruft Mose entsetzt, «du hast ja einen unschuldigen Menschen erschlagen. Was hat er dir getan, du Ungerechter?»

„Habe ich dir nicht vorausgesagt", erwidert der Prophet, „du würdest es nicht fertig bringen, still und geduldig bei mir auszuharren?"

Mose bittet abermals um Geduld, und sie gehen weiter. Jetzt kommen sie in eine Stadt, werden aber sehr unfreundlich aufgenommen. Gastfreundschaft und Speise wird ihnen verweigert. Der Prophet aber sieht dort eine Mauer, die dem Einsturze nahe ist. Da unterzieht er sich, wie zum Lohn für ihre Ungerechtigkeit, selbst der Arbeit, sie wieder aufzubauen.

Digitized by Google

Erstaunt sieht ihm Mose zu. Aber der Prophet sagt zu ihm: „Hier scheiden sich unsere Wege. Ich will dir aber vorher die Dinge erklären, die du nicht verstanden hast. Jenes Schiff gehörte armen Leuten. Ein Seeräuber war hinter ihnen her und hätte ihnen ihr ganzes Eigentum geraubt, wenn ich es nicht angebohrt hätte. So konnte er es nicht von der Stelle bringen. Der Jüngling war ungläubig und von Gott abgeirrt, und seine Eltern standen in Gefahr, von dem Unglauben und der Gottlosigkeit ihres Sohnes angesteckt zu werden. Darum war es ihnen besser, diesen Sohn zu verlieren. Aber Allah wird ihnen einen besseren, frömmeren und liebevolleren Sohn schenken. Jene Mauer aber gehört zwei Waisen, die in Armut leben. Unter ihr liegt ein großer Schatz verborgen. Hätte man sie jetzt weggeräumt, so hätten andere Leute den Schatz an sich genommen. So bleibt er noch verborgen, bis sie groß geworden sind. Da werden sie ihn selbst finden und reich und glücklich werden zum Lohne dafür, daß ihr Vater ein so frommer und rechtschaffener Mann gewesen ist. Du siehst also, daß alles, was Allah tut, seinen guten Grund hat, wenn es auch die Menschen noch nicht gleich verstehen."

Der Professor redet weiter von Mose und rühmt namentlich, daß er den Israeliten vorgeschrieben habe, alle Ungläubigen im Lande Kanaan auszurotten. Dasselbe sei heute noch die Pflicht des Muslim, wenn es in den heiligen Krieg gehe. Der Koran sage in der Sure vom Kriege: „Wenn ihr mit den Ungläubigen zusammentrefft, dann schlaget ihnen die Köpfe ab, bis ihr eine große Niederlage unter ihnen angerichtet habt. Die übrigen legt in Ketten und gebet sie nach Schluß des Krieges wieder frei, umsonst oder um Lösegeld." An dieser letzten Bestimmung sehe man, daß Muhammed als der größere Prophet auch der barmherzigere gewesen sei, denn er habe nicht die Ausrottung aller Ungläubigen geboten.

Die aber, die im heiligen Kriege treu die Gebote des Korans befolgt haben, erwartet das Paradies mit seinen unbeschreiblichen Freuden. Ströme von Wasser, das niemals verdirbt, gibt es dort, Ströme von Milch, deren Geschmack sich nie ändert, Ströme von geläutertem Honig. Daselbst werden die getreuen Muslims ruhen auf Kissen, die mit Gold und Edelsteinen geschmückt sind. Jünglinge in ewiger Jugendblüte werden sie bedienen und ihnen in kostbaren Pokalen Wein kredenzen, der kein Kopfweh macht und den Verstand nicht trübt. Früchte und Fleisch von Geflügel werden sie ihnen ganz nach Wahl vorlegen. Jungfrauen mit großen, schwarzen Augen wie die noch in ihren Muscheln verborgenen Perlen, ebenso wenig alternd wie ihre Männer, ewig schön und ewig heiter, nie

Digitized by Google

mehr Kinder gebärend, werden ihnen dort gehören. Keine Anklage über irgend eine Sünde wird sie mehr beunruhigen, aber fortwährend wird durch ihr Land der Ruf erklingen: Salâm! Salâm! Friede! Friede!

* * *

Diese Softas, die im weiten Kreise auf dem Boden sitzen, ihre ernsten, leuchtenden Augen unverwandt auf ihren Lehrer gerichtet, sind im Verein mit der sie leitenden Geistlichkeit eine Großmacht im türkischen Reiche. Mit Interesse beobachten wir während des Vortrages diese Gestalten, die in ihren langen, meist schwarzen, zuweilen gelben Überziehern, in Strümpfen dasitzen, während ihre ausgezogenen Schuhe an einer benachbarten Säule stehen. Sie unterscheiden sich vorteilhaft von dem geistlosen Gesichtsausdruck der Türken, denen man sonst in Straßen und Basaren begegnet. In diesen scharf geschnittenen, bleichen Gesichtern, diesen glänzenden Augen scheint eine heimliche Glut von Begeisterung und Fanatismus zu lodern, die im gegebenen Augenblicke zu kühnen Taten des Kampfes und der Selbstaufopferung aufzuflammen fähig ist.

Schon äußerlich durch ihre Zahl und Organisatión bedeuten sie eine Macht, die, von einem zielbewußten Willen gelenkt, ein entscheidendes Schwergewicht in die Wagschale zu legen imstande ist. Es sind wohl 10 000 Softas, die, aus allen Teilen der muhammedanischen Welt hierher gekommen, an den beiden Hauptmoscheen Konstantinopels ihre theologischen Studien treiben. Sie sind durchweg militärpflichtig. Nicht weniger als sechs Jahre müssen sie in der Linie dienen. Muhammedanische Theologen sollen nicht Bücherwürmer sein, sondern im heiligen Krieg sollen sie als Helden ihr Volk zum todesverachtenden Kampf entflammen können. Ihr Papst, dem sie unbedingt gehorchen, ist der Schêch-ul-islâm, der hier in der nächsten Nachbarschaft der Suleimanije residiert. Seit Sultan Suleimân, dem Erbauer dieser Moschee, ist er der erste aller Muftis, der als Heeresrichter fungierenden Gottes- und Rechtsgelehrten. Ihm als dem obersten Reichsmufti sind alle Ulemas (Gelehrten) untergeordnet, ihm untersteht die Verwaltung des gesamten großen Moscheengutes, ihm steht die letzte Entscheidung in den wichtigsten und schwierigsten Fragen der Religion, des Staates und der auswärtigen Politik zu. Der Sultan wird es nicht leicht wagen, gegen den ausgesprochenen Willen dieses mächtigen Mannes und der Kerntruppe seiner Ulemas und seiner jugendlich begeisterten Softas wichtige Entscheidungen zu treffen. Ihre Macht könnte ihm sonst ebenso verhängnisvoll werden wie seinem Vor-

Digitized by Google

gänger Abdul Asîs. Gerade der regierende Sultan, der in vielen Stücken europäischem Wesen nicht abgeneigt sein soll, muß diese Neigung in sehr vorsichtigen Grenzen halten und läßt es sich sehr angelegen sein, die Geistlichkeit durch Begünstigungen und reiche Stiftungen an Klöster und Moscheen bei guter Laune zu erhalten.

Angesichts dieser militärisch disziplinierten, für ihr muhammedanisches Ideal begeisterten Softascharen kommt es uns zum Bewußtsein, daß das türkische Reich trotz der vielgerühmten absoluten Herrschaft des Sultans doch ein Kirchenstaat ist, in dem sich weltliche und geistliche Mächte die Wage halten. Nur so lange der Sultan mit diesem mächtigen Stande der Ulemas und Softas, die in ihrer eigentümlichen Tracht ernst und würdig durch die Gassen Stambûls wandeln und vom Volke als unverletzlich angesehen werden, Hand in Hand geht, steht sein Thron fest. Denn seine Autorität in der ganzen muhammedanischen Welt ruht viel weniger auf seiner politischen Macht, als auf dem geheimnisvollen Nimbus, der ihn als den Kalifen umgibt. Und insofern befinden wir uns hier in der Suleimanije, am Sitze des Schêch-ul-islâm, an einem der wichtigsten Zentren des ganzen Muhammedanismus.

Mausoleen der Suleimanije.

Digitized by Google

Wir sind mit unseren letzten Gängen so ganz in die muhammedanische Welt hineingeführt worden, daß es die Leser gewiß interessieren wird, eine Erscheinung kennen zu lernen, die als eine Blüte muhammedanischer Frömmigkeit in hohem Ansehen steht. Es sind die ekstatischen Gebetsübungen des muhammedanischen Mönchtums, der Derwische. Wir besuchen die Derwische des religiösen Ordens der Rufâ'i, der im Zeitalter der Kreuzzüge von dem Asketen Achmed Rufâ'i begründet worden ist.

Wir begeben uns zum Tekke, d. h. zum Kloster des Ordens, dessen Jünger bei den Europäern unter dem Namen der „heulenden Derwische" bekannt sind. Die Halle, in die wir geführt werden, ist etwa so groß wie eine Dorfkirche. Durch Gitterschranken ist der Innenraum, in dem die Übung stattfindet, von dem erschienenen Publikum geschieden. Außer den für je etwa eine Mark Trinkgeld zugelassenen Europäern sieht man im Zuschauerraume auch zahlreiche Türken, die sich nach Belieben an den Übungen beteiligen dürfen.

Im Hintergrunde des Innenraums sieht man den Michrâb, der etwa unserem Altarraume entspricht. Er ist, was für diese kriegerische Religion bezeichnend ist, mit heiligen Waffen geschmückt. Zu beiden Seiten stehen mächtige Kandelaber mit Riesenkerzen, und hoch darüber prangt eine Tafel mit einer goldenen Koran-Inschrift.

Vor dem Michrâb sitzt auf farbigem Schafsfell der Vorsteher und Leiter der Zeremonie. Schwarz ist der Turban, der sich um seine weiße Mütze windet, schwarz sein Mantel, weiß der Bart, der ein hageres, gelbbraunes Asketengesicht umrahmt. Rechts und links von ihm sitzt eine Gruppe andächtiger Muhammedaner, die dem Orden nicht angehören, das Haupt mit roten Türkenmützen oder grünem Turban bedeckt. Sie ver-



Digitized by Google

halten sich anfangs ziemlich passiv, bis sie mehr und mehr in die heilige Raserei hineingerissen werden.

Die Derwische selbst stehen in zwei Reihen im Innenraume hart an den Schranken, das Angesicht zum Michrâb gewendet. Wilde, struppige Erscheinungen mit langen Haaren, die nie ein Schermesser, aber anscheinend auch kein Kamm entweiht, mit fahlen, unheimlich aussehenden Gesichtern und verkümmerten, dünnen Bärten von einer unaussprechlichen, halb rötlichen, halb grauen Farbe. Auf dem Kopfe tragen sie den Turban oder hohe Filzmützen.

Derwisch.

Sie haben bei unserem Eintritt soeben angefangen, die erste Sûre des Korans zu beten:

Bism illâhir-ruchmânir-rachîmi!
Lhamdu lillâhi rabb el alamîn!

d. h. Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen! Gepriesen sei Allah, der Herr der Welten! Jetzt stehen sie auf und stimmen in gemessenem Tempo und in einer monotonen Melodie, bald in hohen, bald in tiefen Tönen, das muhammedanische Glaubensbekenntnis an, wie es von Marokko bis Sumatra jeden Tag millionenmal gebetet wird:

La ilâha ill allah
U mhammad rasûl allah!

d. h. Kein Gott außer Allah, und Muhammed der Gesandte Allahs! Bei diesem unzählig oft wiederholten Bekenntnis, das regellos durch Ausrufe wie ja rachmân! oder ja allah! (O Barmherziger! O Allah!) unterbrochen wird, beugen sie den Oberkörper im Takte nach vorn und nach hinten, bald langsamer, bald schneller. Dazwischen wird der Name Allah oft zehn bis zwanzigmal hintereinander in den seltsamsten Tonfolgen gesungen.

Der Alte am Michrâb beginnt nun, während die Derwische schweigen, mit leiser Stimme ein Lobgedicht auf den Stifter des Ordens, Achmed er-rufâ'i, an dessen Schluß der ganze Chor ruft: „Amin!“

Digitized by Google

Auf jedes der nun folgenden kurzen Gebete ertönt jedesmal aus aller Mund ein lautes „Amin", wobei die Rufer die beiden flachen Hände ausstrecken, wie um eine Gabe zu empfangen. So ruft er: „Allah, gib uns Frieden!" «Amin!» „Allah, erbarme dich!" «Amin!» „Allah, führe uns den rechten Pfad!" «Amin!»

Hierauf fangen zwei abseits sitzende Sänger an, in hohen, melodischen Tönen zu psalmodieren, während der Derwischchor in zwei geschlossenen Reihen vorwärts und rückwärts gehend das muhammedanische Glaubensbekenntnis wiederholt. Immer erregter werden die Heiligen. Ihr Gang wird stürmischer, ihre Stimme leidenschaftlicher. Die Worte werden so schnell und unartikuliert hervorgestoßen, daß man nur noch die immer wiederholten zwei ersten Worte des Glaubensbekenntnisses unterscheiden kann: „La ilâha! La ilâha! La ilâha!" Dazwischen klingt durch den wogenden Sturm der drohenden Stimmen der sanfte Gesang der beiden Solisten wie ferne Musik.

Derwisch.

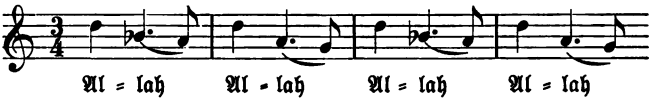
Jetzt naht sich ein Diener mit weißen Mützen, takije genannt, die er den Derwischen anbietet. Sie werfen die Turbane und die roten Kopfbedeckungen ab und setzen die weißen auf, die wie Schlafmützen aussehen.

Damit scheint der zweite Akt zu beginnen. Zuerst trägt wieder der Alte am Michrâb einen Abschnitt aus dem Koran vor und schließt mit einem lauten, lang gezogenen „Allah!" Dieser Ruf ist das Signal zu einem ersten ekstatischen Anlauf. Die zwanzig Derwische scheinen zur Attacke vorzugehen. Stürmisch laufen sie in zwei geschlossenen Mauern vorwärts, stürmisch eilen sie rücklings zurück. In dem unheimlichen Stimmengewirre sind artikulierte Sätze überhaupt nicht mehr zu unterscheiden. Nur der Name Allah klingt in allen nur denkbaren Tonarten



Digitized by Google

hindurch. Die Rufe klingen immer wilder und drohender. Auch aus dem Publikum werden einzelne angesteckt und stürzen sich in den allgemeinen Reigen. Zeitweise vereinigt sich das sinnverwirrende Durcheinander zu einer einheitlichen Anrufung, bei der alles in immer heftigerem Tempo den Namen Allah unaufhörlich in folgender Melodie wiederholt:




Zwischen hinein ertönt der Name Allahs in so unglaublich hohen Tönen, daß man gar nicht glauben sollte, daß sie aus einer männlichen Kehle kommen.

Unter diesen fortwährenden Allahrufen steigt die physische und seelische Aufregung der Derwische immer höher. Sie fangen an zu zittern und zu beben. Aus ihren Kehlen kommen gurgelnde, keuchende, schnarchende, hustende Töne. Mit rauhen Stimmen stoßen sie ein beängstigendes Stöhnen und Seufzen hervor, in dem sie in immer fieberhafterer Geschwindigkeit ihren Rumpf im Takte nach vorne, nach hinten, nach rechts, nach links werfen. Durch den Sturm des wüsten Orchesters mit seinen dumpfen Trommelwirbeln tönen die hohen psalmodierenden Töne der beiden Solosänger wie ein fernes, tröstliches Lied.

Ein besonders wohlgediehener Derwisch, den ein zuschauender Europäer um seines höchst erfreulichen Umfanges willen im Scherz den Bierbrauer nennt, erregt unsere besondere Teilnahme, weil er es trotz dieses erschwerenden Umstandes an Eifer allen anderen zuvorzutun bemüht ist. Dicke Schweißtropfen perlen ihm von der Stirn, während er seine Rumpfbeugen nach allen vier Himmelsrichtungen mit unglaublicher Geschwindigkeit ausführt, daß man fast fürchten muß, er möchte sich einen Schaden tun. Anderseits mag ihm ja diese Gymnastik gerade bei seinem beträchtlichen Umfang sehr nützlich und heilsam sein.

Plötzlich steht ein alter Mann aus dem Publikum auf. Schneeweiß ist sein Bart, schneeweiß sein Turban, gelb sein Kaftan. Bisher hat er dagesessen, scheinbar gebeugt von der Last der Jahre, ein Bild des müden, bedächtigen Alters. Aber jetzt hat ihn die allgemeine Raserei gepackt. Wie wild geworden springt er auf. Blitze sprühen aus seinen Augen. Wie wahnsinnig schwingt er seinen Oberkörper nach allen Seiten, indem er mit hohler Grabesstimme leidenschaftliche Rufe ausstößt. Sein Beispiel steigert die Ekstase der Derwische bis zur Siedehitze.

Digitized by Google

In diesem Augenblicke werden einige kranke Kinder herbeigebracht, damit sie der Heilige, der Abt des Ordens der Rufâ'i, heile. Die Berührung eines so heiligen Mannes, und wäre es auch nur die Berührung seiner Fußsohlen, muß ja Qualen und Krankheiten vertreiben. Die Kinder werden über die Schranken in den Innenraum gereicht und, das Angesicht nach unten, auf die Erde gelegt. Der Heilige, der natürlich wie alle anderen keine Schuhe anhat, steht auf und schreitet über sie hinweg, indem er mit seinem Fuße auf jedes von ihnen tritt.

„Hu! Hu! Hu!" brüllen während dessen die Derwische mit unheimlicher Stimme.

Der alte Mann tobt noch immer wie ein Wahnsinniger. Man begreift nicht, woher der welke Leib die Kräfte nimmt. Es ist, als ob er von einem Dämon besessen wäre, der ihn wider Willen zu den rasendsten Bewegungen treibt.

„Hu! Hu! Hu!" dröhnt es dabei fortwährend aus den Kehlen der Derwische.

Jetzt hüpfen sie im Takt von einem Fuße auf den anderen. Wie ein Donnerschlag dröhnt es jedesmal durchs Gewölbe, wenn die Füße gleichzeitig auf die Erde fallen. Selbst einige Knaben stehen aus dem Publikum auf, springen mit ihren gelben Mäntelchen und roten Mützen unter den Derwischen herum und mischen ihre kindlichen Stimmen unter die drohenden Töne der Alten.

Alle sind wie in Schweiß gebadet. Wie eine Schar von Verrückten toben sie umher. Der Dicke, der „Bierbrauer", der längst ganz naß ist, wird noch wilder. Einem Tobsüchtigen gleich wirft er seinen Körper herum. Er stößt seinen harten Schädel zu Ehren Allahs wiederholt mit aller Macht an eine hinter ihm stehende Säule, daß es dumpf durch den ganzen Raum dröhnt. Man meint, er müsse davon ohnmächtig umfallen. Aber er bleibt aufrecht. Schaum tritt ihm vor den Mund — —

Man hat uns erzählt, daß dieser Zustand schließlich bei allen eintrete, daß sie zuletzt, Schaum vor Mund und Nase, bewußtlos am Boden liegen. Aber diesen abstoßenden Anblick wollen wir nicht mehr abwarten. „Laß, Vater, genug sein des grausamen Spiels!" Wir haben genug und übergenug von dieser wüsten Orgie, die einen halb stumpfsinnigen, halb bestialischen Eindruck macht. Und doch gehört sie mit zu dem Gesamteindruck, den wir von der Religion empfangen, die sich hier in dieser weltgeschichtlichen Stadt, der Perle des Morgen- und Abendlandes, an

Digitized by Google

Stelle des Christentums gesetzt hat. Das also ist der Muhammedanismus im Zustande der höchsten „Begeisterung“!

O ihr guten Geister von Konstantinopolis, ihr Heiligen der alten Zeit, Athanasius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, ihr würdet euch im Grabe herumdrehen, wüßtet ihr, was für eine geistlose Religion sich in eurer einstigen Heimat breit macht, was für untergeordnete Geister an eurer Stelle hier an dem wundervollen Goldenen Horn ihr Wesen treiben, auf das einst die Augen der ganzen Christenheit voll Bewunderung gerichtet waren!

* * *

Da, wo einst das Forum des Theodosius mit dem weithin glänzenden silbernen Reiterstandbilde dieses Kaisers das alte Konstantinopel schmückte, dehnt sich heute jener interessante, genau begrenzte, nur durch elf des Nachts verschlossene Tore zugängliche Stadtteil aus, dessen labyrinthartige Gänge und Gassen man unter dem Namen des Großen Basars zusammenfaßt.

Wie oft sind wir schon auf unseren Gängen zum Serai, zur Aja Sophia, zur Suleimanije durch diesen Basar gewandert! Und immer war es dasselbe fesselnde, an Überraschungen und bizarren Erscheinungen reiche Bild, das sich unseren Blicken darbot. Heute aber haben wir den Basar besonders auf unser Programm gesetzt.

Ich will nicht beschreiben, was schon oft beschrieben worden ist, und was doch nicht beschrieben werden kann. Um dieses Tausenderlei von orientalischen Szenen darzustellen, diese Kleinmalerei türkischen Basarlebens mit seinen bunten, ewig wechselnden, vielfach auch gemütlichen und belustigenden, oft phantastischen Erscheinungen wiederzugeben, müßte man einen Kinematographen haben, um Bild auf Bild lebendig an den Augen des Lesers vorüberziehen zu lassen.

Die Straßen des Basars sind wie in Damaskus überwölbt. Das Tageslicht fällt also nur gedämpft hinein, was dem Ganzen etwas Gemütliches und Trauliches gibt. Rechts und links sieht man in die offenen Kaufbuden hinein, deren der Basar mehr als 3000 hat. Drinnen sitzen behäbige Türken mit langen Bärten und breiten Turbanen phlegmatisch da und warten ruhig, bis ihnen Allah einen Käufer sendet.

Den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Waren, die im Basar feilgehalten werden, kann man beim Eintritt in diese Gasse schon mit dem Geruchssinn ahnen. Eine ganze Ambrawolke von Düften strömt einem

Digitized by Google

fast betäubend entgegen, gemischt aus allen Wohlgerüchen, die es unter der Sonne gibt. Da riechst du den Duft aller Gewürze, Nelken, Pfeffer, Zimmt, Lederwaren, Felle, Drogen, Eßwaren — alle zu einer unbeschreiblichen Einheit verschmolzen.

Keine der Tausende von Buden hat ein Firmenschild. Die meisten Käufer können ja nicht lesen, also würde ein solches auch gar nichts nützen. Aber hoch über dem Eingang hängt gewöhnlich ein Symbol in die Straße herein, an dem der Käufer schon von weitem den gesuchten Laden erkennen kann: ein Schiff, eine Moschee, eine Schere, ein Schuh, ein Rad, eine ausgestopfte Rieseneidechse, ein Straußenei, ein Haus u. dgl.

Im Inneren der Buden, hinter denen sich oft weite Verkaufs- und Lagerräume öffnen, kann man alles finden, was das Herz begehrt, die Erzeugnisse des Morgen- und Abendlandes. Da sind in zahlloser Menge die Bedürfnisse türkischer Toilette: die Pulver, mit denen man Haare, Fingernägel und Augenbrauen färbt. Rosenöl und andere duftige Essenzen, Eß- und Zuckerbäckerwaren, bunte Kaftane, prächtige gold- und silbergestickte seidene Tischdecken aus Damaskus, goldene und silberne Schmucksachen, Kattunwaren, bunte Kopf- und Taschentücher, Pelze, Bettdecken, Waffen, Sättel, Trödlerkram, Glas- und Porzellanwaren aus Europa — und noch vieles andere findet sich hier in buntem Durcheinander. Daneben sind auch manche Zünfte in besonderen Gassen vereinigt.

Alle türkischen Handwerke kann man hier im Betriebe sehen, die Kupferschmiede, die Zeltmacher, die Sattler, die Schuster mit ihren niedlichen goldgestickten Schuhen und Pantoffeln, die Gold- und Silberschmiede mit ihren Spangen und Filigranarbeiten, die zahlreichen Steinschneider bei Anfertigung der so beliebten Siegelringe, und die Klempner, bei denen auch hier das Sprichwort gilt: Das Klimpern gehört zum Handwerk.

Wir wandern von Gasse zu Gasse, bis Füße und Augen gleich müde sind. Darum begrüßen wir mit Befriedigung die Ankunft vor einer türkischen Garküche, die man uns heute früh in Pera als auch für den Europäer empfehlenswert genannt. Dort strecken wir mit großem Behagen die müden Beine wieder unter einen Tisch, und ein Mittagessen mit allen Finessen des türkischen Geschmacks, Spießbraten, Pilav, Tomaten, Beklâwe, Helwa und einem köstlich duftenden Täßchen Mokka bildet den krönenden Abschluß unserer langen Basarwanderung.

* * *

Digitized by Google

Der Nachmittag bringt uns eine schöne Fahrt auf dem Goldenen Horn. Wir besteigen unseren Kaik an der Neuen Brücke und fahren an den verschiedenen Stadttoren der Nordseite Stambûls vorbei bis zu den alten Festungsmauern von Aiwan Serai.

Hoch schaut im Stadtviertel Fanâr das griechische Patriarchat mit der griechischen Nationalschule zu uns herunter und erinnert uns noch einmal an die traurigen Zeiten nach dem Falle Konstantinopels. Sultan Muhammed II. hatte zwar nach der Eroberung der Stadt die schönsten Kirchen in Moscheen umgewandelt und so den Christen ihre heiligsten Besitztümer genommen. Aber schon im eigenen Interesse seiner neuen Residenz mußte er sie zu halten suchen. Er versprach ihnen daher Schutz und freie Religionsübung.

Da schlugen die vornehmsten griechischen Geschlechter, soweit sie nicht auswanderten, ihre Wohnsitze hier im Stadtviertel Fanâr auf. Hier wohnten die durch Geschichte, Sage und Poesie verherrlichten Fanarioten, die in den griechischen Freiheitskämpfen eine ruhmvolle Rolle gespielt haben. Seitdem Griechenland selbst den Tag der Freiheit erlebt hat, sind viele der vornehmsten Fanarioten nach Athen gezogen. Die in Konstantinopel gebliebenen zogen größtenteils hinüber in das hauptsächlich von Christen bewohnte Pera. Aber die Spuren der Vergangenheit sind dem Stadtteile mit seinen freundlichen Gassen und Häusern noch immer aufgedrückt. Namentlich ist hier der Sitz des Patriarchen von Konstantinopel geblieben, dessen Gemeinde in Stambûl, Pera, Galata, Arnautköi, Kadiköi (Chalcedon), auf den Prinzeninseln und in den Bosporusdörfern an 200 000 Seelen zählt. Er nennt sich stolz „Erzbischof von Konstantinopel und ökumenischer Patriarch“ und läßt sich mit „Allerheiligstkeit“ anreden.

Lange haben die Türken die höhere Intelligenz dieser Fanarioten für ihre Zwecke ausgenützt, so lange sie, dank der Uneinigkeit der christlichen Mächte, noch ein Schrecken Europas waren. Jetzt führt der Tartarenstamm sein eigenes träges, aller höheren Kultur feindliches Leben zum Schaden der Welt am Goldenen Horn weiter, wiederum dank der Uneinigkeit der christlichen Mächte.

Die Griechen aber haben wie alle Christen im Orient ein größeres Maß von Freiheit erlangt, seitdem Sultan Abdul Medschîd, dem Drängen Europas nachgebend, im Jahre 1839 den Hattischerif von Gülhâne erließ, der den Christen Religionsfreiheit verlieh. Seitdem arbeiten sie sich empor aus der äußeren Verarmung und der inneren Verwahrlosung, den beiden

Digitized by Google

Folgen jahrhundertelanger Knechtung. Wir sind nicht blind gegen die Fehler der Griechen. Gewiß, sie sind ebenso skrupellos wie die Türken darauf bedacht, dem Käufer möglichst viel abzunehmen. Ist aber einmal ein Handel abgeschlossen, so kann man sich bei ihnen, im Gegensatze zu den Türken, auf gute und pünktliche Lieferung verlassen. Und wo wäre bei den Türken etwas von jenen schönen Eigenschaften der heutigen Griechen zu finden: der glühenden Vaterlandsliebe, wie sie durch ihre schönen Volkslieder weht, dem reinen Familienleben, dem treuen, unverbrüchlichen Zusammenhalten, der aufopfernden Fürsorge für notleidende Mitglieder? Was haben die Türken dem entgegenzusetzen? Welches sind die Kulturleistungen, mit denen sie Europa beglückt haben? Wir haben ja in Deutschland so manche gutmütigen Türkenschwärmer — sie mögen einmal antworten: welche?

* * *

Ein gemütlicher Abend unter dem gastlichen Dache der Familie Himmighoffen beschließt den heutigen Tag. Manche interessante Beleuchtung der Verhältnisse Konstantinopels bringt uns die Unterhaltung. Besonders wertvoll ist es uns, einmal von Augenzeugen etwas über die Armeniermetzeleien des Jahres 1896 zu hören.

Bekanntlich hatte die Türkei auf dem Berliner Kongreß im Jahre 1877 den europäischen Mächten gegenüber die Verpflichtung übernommen, den Armeniern größere Freiheiten und eine gewisse Selbstverwaltung zu geben. Dies Versprechen wurde nicht gehalten. Die Armenier wurden nur noch mehr bedrückt. Alle Mahnungen an das gegebene Versprechen blieben fruchtlos.

Da verschwor sich eine Anzahl junger Armenier, wohl meist Studenten, in Genf, die Freiheiten für ihr Volk zu erzwingen, und wäre es mit Aufopferung ihres eigenen Lebens.

Mit diesem Entschlusse reisen etwa zwanzig von ihnen nach Konstantinopel. An dem verabredeten Tage kommen sie, mit Bomben und Sprengmaterialien stark versehen, einzeln, unauffällig in die Räume der türkischen Regierungsbank, der Ottomanbank in Pera. Sobald alle beisammen sind, springen sie auf ein gegebenes Zeichen auf die Tische. Den Beamten wird zugerufen, regungslos auf ihren Plätzen zu bleiben, wenn keine Bomben fliegen sollen, das Publikum wird hinausgetrieben. Wie versteinert bleibt das Personal auf seinen Plätzen, alles andere flieht mit Angst und Entsetzen davon. Auf die Nachricht von dem Vorgefallenen

Digitized by Google

rücken Truppen gegen die Bank und umzingeln sie. Aber sobald eine Abteilung zu nahe kommt, fliegen mörderische Bomben unter sie und richten furchtbare Niederlagen unter ihnen an.

Inzwischen wird der Unterdirektor der Bank zur Regierung geschickt, um zu verhandeln. Die Bedingungen lauten: die versprochenen Freiheiten werden sofort gewährt, den Verschwörern unter Garantie der Mächte Straflosigkeit und freier Abzug auf einem europäischen Kriegsschiffe gewährt. Wenn nicht, so fliegt die Bank mit dem Staatsschatz und allen Beständen heute noch in die Luft.

In dieser unausweichlichen Zwangslage gibt der Sultan endlich nach. Die Freiheiten werden gewährt, die Verschworenen durch fremde Truppen auf ein Kriegsschiff gebracht und nach Marseille zurückbefördert.

Gewiß wird man vom armenischen Standpunkte den Heldenmut der jungen Armenier anerkennen, die mit Preisgabe ihres eigenen Lebens ihrem Volke die seit Jahrhunderten geraubte und jetzt feierlich versprochene Freiheit wiedergeben wollten. Aber andererseits wird man sich auch nicht wundern dürfen, wenn nun auch die Türken auf Rache sannen. Will man gerecht urteilen, so wird man dem furchtbar gereizten Sultan, der nach seiner Religion das Gebot „Liebet eure Feinde!“ weder kennt noch anerkennt, trotz der furchtbaren Greuel, die nun folgten, jedenfalls mildernde Umstände zubilligen müssen.

Die Rache folgte dem Anschlage auf dem Fuße. Kaum sind die Verschworenen abgereist, so wird auf einen geheimen Befehl, dessen Urheber gewiß sehr hoch oben zu suchen ist, das Signal zu einem Massenmord an den Armeniern gegeben. Der muhammedanische Mob, wie er sich schließlich in jeder Großstadt findet, empfängt die willkommene Parole: „Schlagt jeden Armenier tot, wo ihr ihn findet!“

Blitzschnell, heimlich, geht der grausige Befehl von Mund zu Mund durch die ganze Stadt. Das Geheimnis wird gut gewahrt. In der ganzen Riesenstadt weiß außer den beteiligten Muhammedanern niemand, was bevorsteht. Gegen Nachmittag sind die Verschwörer an Bord gegangen, und noch an demselben Nachmittag, während jene noch auf dem Marmarameer schwimmen, beginnt das Massakre.

Hafenarbeiter, Bootsführer, Lastträger, alles Gesindel hat sich in der Stille mit schweren Knütteln oder scharfen Waffen versehen. Damit fallen sie über jeden Armenier her, der ihnen arglos auf der Straße begegnet, und machen ihn nieder. Mit ihren Knütteln schlagen sie die am Boden Liegenden auf den Hinterkopf, bis das Gehirn herausspritzt.

Digitized by Google

In allen Schlupfwinkeln, wohin sich die Ärmsten wie gehetztes Wild verkrochen haben, werden sie aufgestöbert und totgeschlagen.

Wie sorgfältig die Befehle gegeben waren, geht daraus hervor, daß keinem anderen Christen ein Haar gekrümmt wurde. Auch die Polizei war vorzüglich instruiert. Sie beschützte jeden Europäer oder Griechen. Aber bei den Armeniern half sie selbst mit, wenn das Gesindel nicht allein fertig wurde. Unser Wirt hat es selbst mit angesehen, wie sich die unglücklichen Armenier auf Terrassen, Dächer, Balkone flüchteten und von den Polizisten durch Schnellfeuer heruntergeschossen wurden.

„Wir zitterten ja alle vor Angst", erzählt unser Gastfreund, „denn niemand wußte, daß die Türken bei den anderen Christen Halt machen würden. Man fürchtete allgemein, es würde jetzt einmal eintreten, was ängstliche Gemüter schon lange prophezeit haben, daß der ganze muhammedanische Fanatismus gegen alle Christen ohne Ausnahme losbrechen würde. Aber in dieser Richtung hatte die Polizei gemessene Befehle. Keinem durfte ein Leid geschehen."

Unsere liebenswürdige Wirtin, vor deren Augen sich damals die schrecklichsten Szenen abspielten, die es vom Fenster aus mit ansehen mußte, wie bekannte Armenier von den Balkonen heruntergeknallt wurden, hat darunter so furchtbar gelitten, daß sie von da an bis zum heutigen Tage ihre alte Frische und Fröhlichkeit nicht mehr hat finden können.

So wurden in drei Tagen mindestens 8000, andere sagen sogar 20 000 Armenier in den Straßen Konstantinopels hingemordet. Die genaue Zahl wird man nie angeben können. Aber jedenfalls ist es Tatsache, daß von den vielen, vielen Armeniern, die vor dem Massenmord in der ganzen Stadt als Pförtner, Lastträger, Diener angestellt waren, nachher nichts mehr da war. Sie waren wie vom Erdboden verschwunden. Gewiß sind viele auch entflohen. Wie vielen aber die Flucht geglückt ist, kann niemand sagen. Erst allmählich kommen sie wieder. Und es wird längerer Zeit der Ruhe bedürfen, bis sie, durch Geschäft und Gewinn gelockt, die ihrem Volke so verhängnisvoll gewordene Stadt wieder in der alten Zahl bevölkern werden.

Gewiß, mit Entsetzen denken wir an jene scheußliche Bluttat, die den Namen der heutigen türkischen Machthaber für immer beflecken wird. Aber ist das auf dem blutgedüngten Boden von Byzanz etwas so Unerhörtes? Haben nicht die byzantinischen Kaiser ihre Feinde, ja ihre eigenen Verwandten in ungezählten Opfern mit ausgestochenen Augen dort in jenen furchtbaren Steintürmen der Stadtmauer verschmachten

Digitized by Google

lassen? Hat nicht der vielgepriesene, fromme Konstantin im Jahre 313 im Amphitheater in Trier Tausende von gefangenen, wehrlosen Deutschen zur Unterhaltung des Volkes von wilden Tieren zerreißen lassen? Hat nicht der große Theodosius im Zirkus in Thessalonich 7000 Menschen jeden Alters und Geschlechts niederhauen lassen, obgleich er der Stadt seine Gnade zugesagt hatte? Hat nicht im christlichen Konstantinopel gelegentlich des Nika-Aufstandes, kurz vor Erbauung der Aja Sophia, drüben auf dem Hippodromplatze an einem Tage eine Massenabschlachtung von 30 000 Menschen stattgefunden?

* * *

Es ist heute Freitag, der heilige Tag der Muhammedaner, wo das Geschäft in den Basaren bei den Anhängern des Islams ruht. Das ist der einzige Tag, an dem sich auch der Sultan außerhalb der Mauern seines Palastes sehen läßt.

Jeder Sultan muß, wenn er nicht seinen Nimbus als Kalife verlieren will, am Freitag in der Moschee erscheinen, um seinen Selamlik, d. h. sein Freitagsgebet zu verrichten. Die Erfüllung dieser heiligen Pflicht wird als so unerläßlich angesehen, daß Sultan Machmud sich noch als sterbender Mann zum Selamlik aufmachte, und auf dem Rückwege auch tatsächlich auf seinem Pferde verschied. Und als im August 1906 der jetzt regierende Sultan eines Freitags wegen heftiger Krankheit seinen Selamlik unterließ, zum ersten Male während seiner langen Regierung, durcheilten die Stadt die wildesten Gerüchte. Man raunte sich zu, er lebe gar nicht mehr, und alle Zeitungen der Welt berichteten über den versäumten Selamlik wie über ein großes Ereignis.

Früher pflegten die Herrscher hierzu nach Stambûl herüberzukommen. Das ist aber ein langer und gefährlicher Weg in einer Stadt, wo so viele Sultane durch Mordanschläge thronlüsterner Rivalen ums Leben gekommen sind. Daher beschränkt sich der jetzige Sultan Abdul Hamîd II. darauf, seinen Selamlik jeden Freitag zwischen 11 und 12 Uhr in der nahe vor den Umfassungsmauern seines Palastes liegenden Hofmoschee Hamidije zu halten.

Mit Einlaßkarten versehen, die wir der Güte des deutschen Botschafters, Freiherrn Marschall von Bieberstein, verdanken, treten wir von Pera aus unsere Fahrt nach Jildis Kiöschk an. Unser Weg führt an der Kaiserlichen deutschen Botschaft vorüber, einem Gebäude, das durch seine imponierende Größe und selbstbewußte Pracht, mit Reichsadlern

Digitized by Google

gekrönt, den Türken die Macht und Größe des deutschen Reiches vor Augen zu führen bestimmt scheint. Von hier geht's hinunter an die Ufer des Bosporus, am Palaste Dolma Bagtsche vorüber nach Beschiktasch, und von da wieder hinauf auf die Höhe von Jildis Kiöschk. Unterwegs begegnen wir zahlreichen Truppenkörpern, Infanterie und Kavallerie, die ihren Aufmarsch für den Selamlik vollziehen. Denn heute ist die ganze große Garnison von Konstantinopel auf den Beinen, um sich ihrem Kriegsherrn zu präsentieren und bei der heiligen Zeremonie seine Sicherheit zu bewachen.

Deutsche Botschaft.

Jildis Kiöschk (d. h. Sternenpalast) ist ein auf den europäischen Höhen über dem Bosporus gelegener, von weit ausgedehnten Parkanlagen umgebener Komplex von kaiserlichen Palästen und Villen, der durch hohe Mauern von der Außenwelt abgeschlossen und ringsum von zahlreichem Militär, nicht weniger als einer ganzen Division, scharf bewacht wird. Diese Vorsichtsmaßregeln sind notwendig in einem Lande, wo, nach einem seit Muhammed II. in aller Form anerkannten Grundsatze des osmanischen Staatsrechtes, jahrhundertelang jeder Sultan bei seinem Regierungsantritte alle seine Brüder ermorden ließ, um sich von möglichen Nebenbuhlern zu befreien. Da liegt die Lust zu Mordanschlägen einem Volke durch lange Gewohnheit sozusagen im Blute.

Digitized by Google

Hier in Jildis Kiöschk wohnt Sultan Abdul Hamîd. Im Gegensatze zu den Vorstellungen, die man sich sonst im Abendlande von dem schwelgerischen Genußleben eines Sultans macht, führt er ein sehr mäßiges und arbeitsreiches Leben. Ein kluger Staatsmann, liebt er es, die Fragen der inneren Verwaltung und der äußeren Politik durchaus mit eigenen Augen zu prüfen und nach eigenem Ermessen zu entscheiden. Und manche Nacht, wenn drüben in Stambûl schon längst alles schläft, ist der Großherr noch auf und sitzt über seinen Staatsgeschäften.

In der Nähe des Portals angekommen, durch welches man in den Palastbezirk eintritt, geben wir unsere Einlaßkarte ab. Eine scharfe Kontrolle wird geübt. Ein junger Gardeoffizier mit einer der deutschen sehr ähnlichen Uniform empfängt uns.

„Bitte, meine Herrschaften", sagt er in vorzüglichem Deutsch und mit unverkennbarem Berliner Akzent, „treten Sie gefälligst näher und suchen Sie sich dort auf der Terrasse einen bequemen Platz aus! Dort werden Sie Seine Majestät am besten sehen."

«Nun», sage ich zu ihm, «das ist ja eine angenehme Überraschung, hier von einem Berliner Offizier empfangen zu werden!»

„Bitte sehr", erwidert er lächelnd und mit sichtlicher Genugtuung, „Sie verkennen mich! Ich bin Türke und Muhammedaner. Aber ich habe allerdings in Berlin und in Potsdam gedient!"

Auf der durch Gitter von der Straßenseite abgeschlossenen Terrasse, die zu den Baulichkeiten von Jildis Kiöschk gehört, nehmen wir unseren Platz ein. Von hier aus können wir bequem beobachten, wie sich drunten an der Straße, die der Sultan passieren muß, die türkischen Bataillone sammeln und aufstellen. Die Strecke, die der großherrliche Wagen durchfährt, ist kaum fünfhundert Schritt lang. Aber ein gewaltiges Aufgebot von Truppen ist erschienen, um sie zu sichern. In ununterbrochener Linie sperren sie die ganze Straße vom Palasttore bis zur Hamidije gegen jeden unberufenen Eindringling ab.

Es ist ein glänzendes militärisches Schauspiel. Immer neue Abteilungen der hauptstädtischen Regimenter ziehen in ihren mannigfaltigen, prächtigen Paradeuniformen auf. Die seidenen Fahnen mit eingestickten goldenen Koransprüchen erhöhen den farbenreichen Glanz des Aufmarsches. Dunkeläugige, braune Anatolier, arabische Kerntruppen, berittene Ulanen mit ihren Fähnchen, Zuaven mit roten Hosen, Gamaschen und Turbanen, Albanesen in rotem Fes und grünem Turban, mit roten und grünen

Digitized by Google

Fähnchen und Bannern, nehmen nach und nach in bunter Abwechslung Aufstellung. Am stolzesten sehen die großen Reiter des berühmten Erthrogrul-Regiments auf ihren Schimmeln aus. Bald von nah, bald von fern ertönt lustige Militärmusik, so oft eine neue Truppe in die Linie rückt, bis diese ganze geschlossen ist.

Hinter dem Truppenkordon, der nicht etwa in einfacher Spalierreihe, sondern zwölf Mann tief formiert ist, verharrt die schweigende Menge, die zu dem Schauspiele erschienen ist. Die Straße ist, soweit sie der Sultanswagen berühren wird, mit frischem, rotem Sand sauber bestreut und wird von Zeit zu Zeit gesprengt, um jede Staubentwicklung zu verhüten. Uns gegenüber wird die Straße vom großherrlichen Park begrenzt, in dem noch starke Truppenteile verborgen sind, auf unserer Seite durch die Baulichkeiten der Jildis. Ehe der Sultan erscheint, wird in den abgesperrten Straßen jeder Winkel abgesucht, damit sich nur ja keine verdächtige Person einschleiche.

Plötzlich ertönt eine Fanfare! Kommandorufe laufen wie mit einem elektrischen Schlage die ganze Linie entlang. Am Portal von Jildis erscheinen die Spitzen des kaiserlichen Zuges: voran die Palastmusik mit schmetternden Klängen, dahinter die Hofbeamten. Auf der bis zur Moschee stark geneigten Straße bewegt sich der Zug in gemessenen Schritten an uns vorüber.

Einige der miterschienenen Gäste erheben das Opernglas, um genauer zusehen zu können. Aber blitzschnell ist ein Offizier oder ein Geheimpolizist zur Stelle und fällt ihnen mit einem hastigen „c'est interdit!“ in den Arm. Es könnte ja ein Revolver oder eine Bombe darunter verborgen sein. Erst daran merken wir, daß auch wir unter einer scharfen Kontrolle stehen, auch ganz abgesehen davon, daß die Augen von Hunderten von Soldaten auf uns ruhen, die, scharf bewaffnet, jeden Attentatsversuch sofort vereiteln würden.

Jetzt kommen zu Pferde mehrere Prinzen in Uniform. Ihnen folgen einige elegante Wagen, in denen die Sultan Vâlide (die Sultan-Mutter), die bevorzugte Gemahlin und einige Prinzessinnen sitzen. Ein dünner, durchsichtiger Gazeschleier hebt die Gesichtszüge fast mehr hervor, als daß er sie verhüllt. Neugierige Augen sehen zu uns herauf. Die Insassinnen scheinen sich auch zu freuen, einmal aus ihrem goldenen Käfig herauszukommen.

Hinter ihnen kommt, von zwei glänzenden Rappen gezogen, der offene Wagen des Großherrn selbst. Auf beiden Seiten schreiten, die Hände in

Digitized by Google

ersterbender Ehrfurcht kreuzweise über die Brust gelegt, je drei Sâ'is (Läufer) in prächtiger goldgestickter Livree.

Im Fond des Wagens sitzt Abdul Hamîd II. Kein Abzeichen seiner Herrscherwürde ist zu sehen. Nur der Kriegsminister auf dem Rücksitze ist in seiner Galauniform über und über in Gold eingehüllt. Das Glänzen durch Prachtgewänder und Orden überläßt der Sultan seinen Bedienten. Er selbst strahlt durch eigene Größe. Er trägt einen schwarzen Gehrock und auf dem Kopfe den üblichen roten Fes der Türken. Schweigend sitzt er mit dem gelblich braunen, von ergrauendem Barte umrahmten Gesicht und der gebogenen Adlernase auf seinem Sitze, während seine Regimenter ihn mit dem tausendstimmigen Rufe begrüßen: Padischahim tschok jascha! Lang lebe der Padischah!

Hinter dem Sultan fährt ein leerer zweisitziger Wagen, der durch einen glänzenden schwarzen Überzug geheimnisvoll zugedeckt ist, damit kein Stäubchen daran komme, vielleicht auch, damit keine Bombe hineingesteckt werden kann. Diesen Wagen wird der Sultan bei der Rückfahrt benützen.

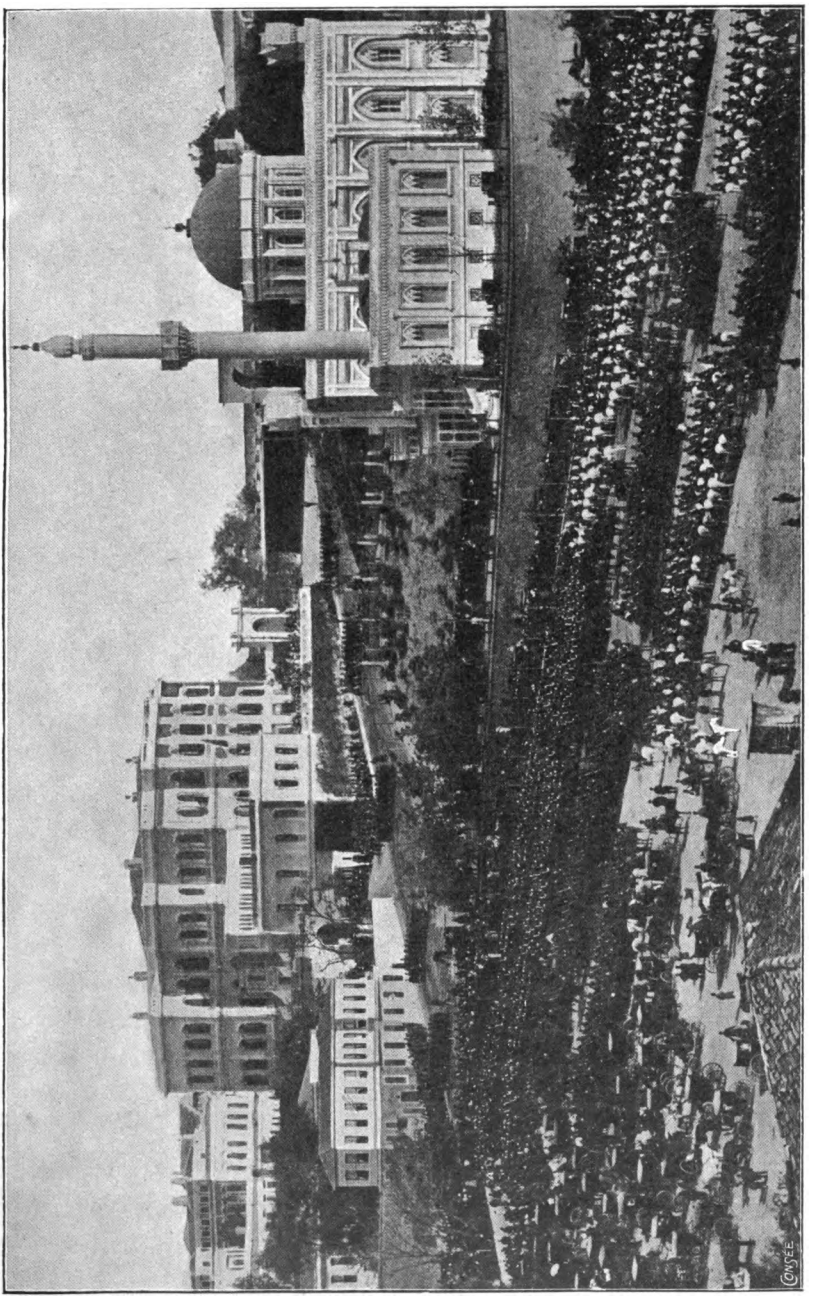
Der laute Zuruf der Armee, der von den benachbarten Höhen widerhallt, pflanzt sich, während der Sultan weiterfährt, von Truppe zu Truppe fort, bis der kaiserliche Wagen vor der Moschee hält. In diesem Augenblicke verstummt plötzlich alle Musik. Der Herrscher verläßt seinen Sitz und steigt auf einer Freitreppe zur Moschee hinauf, um seinen Selamlik zu verrichten.

Nach etwa zwanzig Minuten wird es wieder lebendig. Der Sultan ist an einem Fenster der Moschee erschienen, um von da aus den Parademarsch der Truppen entgegenzunehmen.

Dann naht sich der glänzende Zug unter klingendem Spiel und donnernden Hochrufen der Regimenter wieder dem Portal von Jildis. Der Sultan sitzt jetzt allein in dem vorhin schwarz verhangen gewesenen Wagen, den er selbst kutschiert. Um den Wagen her drängen sich die höchsten Würdenträger des Palastes und der Armee. Die türkische Etikette verlangt es, daß sie den Wagen ihres Gebieters zu Fuße von allen Seiten dicht umringen, vielleicht auch, um ihn vor etwaigen Anschlägen mit ihrem Leibe zu decken. In dieser Äußerung unbedingter Ergebenheit für seinen Herrn darf keiner zurückbleiben, es möchte ihm sonst übel bekommen.

So lange der Wagen im Schritt fährt, ist dies Manöver ja auch leicht auszuführen. Aber jetzt erhebt der Sultan seine Peitsche und läßt die

Digitized by Google



Selamlik. Rechts die Hofmoschee. Darüber neben dem Minaret die Pforte von Yildis Kiöschk. Von dort marschieren die Truppen abteilungsweise zur Moschee herunter.



Digitized by Google

feurigen Pferde im scharfen Trab den Hügel hinauffahren. Nun müssen auch die Würdenträger traben, fortwährend sich dicht an, vor und hinter den Rädern haltend. Einigen von ihnen, die in ihren Harems nur zu gut gediehen sind, mag zwar dieser Dauerlauf ganz gesund sein. Aber man sieht es den Ärmsten, die in der Hitze in ihren goldstrotzenden, schweren Galauniformen keuchend neben- und hinterherlaufen, von weitem an, wie sauer ihnen dies Pröbchen ihrer Untertanentreue wird. Für den Unbeteiligten freilich ist es ein halb belustigender, halb rührender Anblick, wie die pustenden, dicken Herren in ihren glänzenden Waffenröcken und Hoftrachten bergan traben, bis sich die großen Flügeltüren der Palastpforte hinter ihnen schließen, und der ganze glänzende Zug wie ein flüchtiger Zauber vor unseren Augen verschwunden ist.

Jetzt löst sich auch draußen alles auf. Wo eben noch die Linien der Soldaten wie Mauern standen, formieren sich die Abteilungen zum Abmarsch. Das bisher ausgesperrte Publikum dringt in die Feststraße herein. Das vor wenigen Minuten noch so feierliche Schauspiel löst sich in einem ungeheueren Menschenknäuel und unsäglichem Staube auf, dem wir so schnell als möglich zu entkommen suchen.

* * *

Wenige Wochen nach unserem Besuche des Selamlik ist bei der Freitagsfahrt des Sultans ein Bombenattentat ausgeführt worden.

Wie das trotz des kolossalen Truppenaufgebotes möglich war, ist geradezu ein Rätsel. Von der Terrasse der Zuschauer aus kann der Anschlag ebenso wenig gemacht worden sein wie von der stark besetzten Straße aus, die den Palast mit der Moschee verbindet. Auch drunten bei der Moschee selbst, wo jeglicher Zutritt durch die zahlreiche Reiterei und mehrere Infanterie-Regimenter versperrt zu sein pflegt, ist kein unbewachtes Plätzchen übrig, von dem aus eine Bombe hätte geworfen werden können. Man mußte daher fast mit Notwendigkeit zu der Annahme kommen, daß die Anstifter in der nächsten Umgebung des Sultans selbst zu suchen sind.

Volles Licht ist nie darüber verbreitet worden. Aber das mysteriöse Ereignis mag dem Sultan die Wahrheit unseres deutschen Liedes eindrucksvoll gepredigt haben:

Nicht Roß, nicht Reisige
Schirmen die steile Höh,
Wo Fürsten stehn!

Digitized by Google

Der arme Mann, der sich durch ein raffiniertes System von militärischer Bewachung und Abschließung zu sichern sucht, der, wie man sagt, tages schläft, und in dessen Palast nachts kein Winkel unbeleuchtet bleibt, der unter den zwei Dutzend Villen des Jildis-Bezirkes fast täglich den Aufenthaltsort wechselt, der infolge vielen geflossenen Blutes viele Rächer unter den Lebenden fürchten muß — wie unheimlich mag es ihm nun erst recht unter den Menschen sein, hinter deren jedem ein Feind, ein Verräter, ein Mörder lauern könnte!

* * *

Es ist Freitag — unser letzter Tag in Konstantinopel. Da dürfen wir uns heute den vielgerühmten Ausflug nach den „süßen Wassern von Europa" nicht entgehen lassen, wo sich im Frühjahr jeden Freitag dem Besucher ein einzigartiges Bild türkischen Volkslebens darbietet.

Die süßen Wasser von Europa werden gebildet durch zwei Flüßchen, die an der landeinwärts gekehrten Spitze des Goldenen Horns ihre süßen Wasser mit den salzigen Fluten des Meeres vermischen. Kiathané nennen die Türken das liebliche Tal, auf dessen von prächtigen, alten Platanen beschatteten Wiesenfluren sie sich am Freitag so gerne einfinden. Hoch und nieder, alt und jung gibt sich hier einer harmlosen, fast kindlichen Fröhlichkeit hin, wie sie drinnen in den engen Straßen der Großstadt nicht zu finden ist. Zu Wagen und zu Pferde eilen sie am Nachmittag hinaus; ebenso viele aber auch auf den leichten, schnellen Gondeln, den Kaiks, von denen dann das ganze Goldene Horn wimmelt.

Die muhammedanische Damenwelt Konstantinopels, auch die aus dem Sultanspalast und aus den Harems der Großen des Reichs, ergreift mit Vergnügen die Gelegenheit, in ausgesuchter Toilette hier herauszukommen, um einmal der Abgeschlossenheit des Harems zu entfliehen, andere Menschen zu sehen und vielleicht mit ihnen zu kokettieren und ihre schönen Kleider bewundern zu lassen.

Die vornehmen Damen bleiben in ihren schönen Equipagen sitzen und fahren im Korso langsam auf und nieder. Das Gesicht, das nach strenger islamitischer Vorschrift unsichtbar zugedeckt sein soll, ist mehr zum Schein mit einem ganz durchsichtigen Schleier überzogen, und mit blitzenden Augen mustern sie die Vorübergehenden. Sie haben eine kindliche Freude



Digitized by Google

daran, ihre Brillanten an Armen und Fingern funkeln zu lassen. Und auch die prächtigen, seidenen Mäntel, die in allen blendenden und brennenden Farben leuchten, rot, grün, gelb, blau, violett, wissen sie so zu tragen, daß sie weniger verhüllen als ihre Gestalt in möglichst vorteilhaftes Licht setzen. Vor den Augen dieser Damen tummeln die jungen Türken und Europäer ihre Pferde, und durch Blicke und Winke findet ein harmloser Verkehr statt.

Unter den alten Platanen aber sitzen oder promenieren zahlreiche Gruppen und genießen die Schönheit von Bäumen und Fluren. Sie belustigen sich an allerlei Kurzweil, hören den Musikanten zu, die zum Takte von Cymbel und Tamburin mit Flöten und Schalmeien eine höchst primitive Musik aufführen, und bewundern die Künste fahrender Gaukler und Taschenspieler.

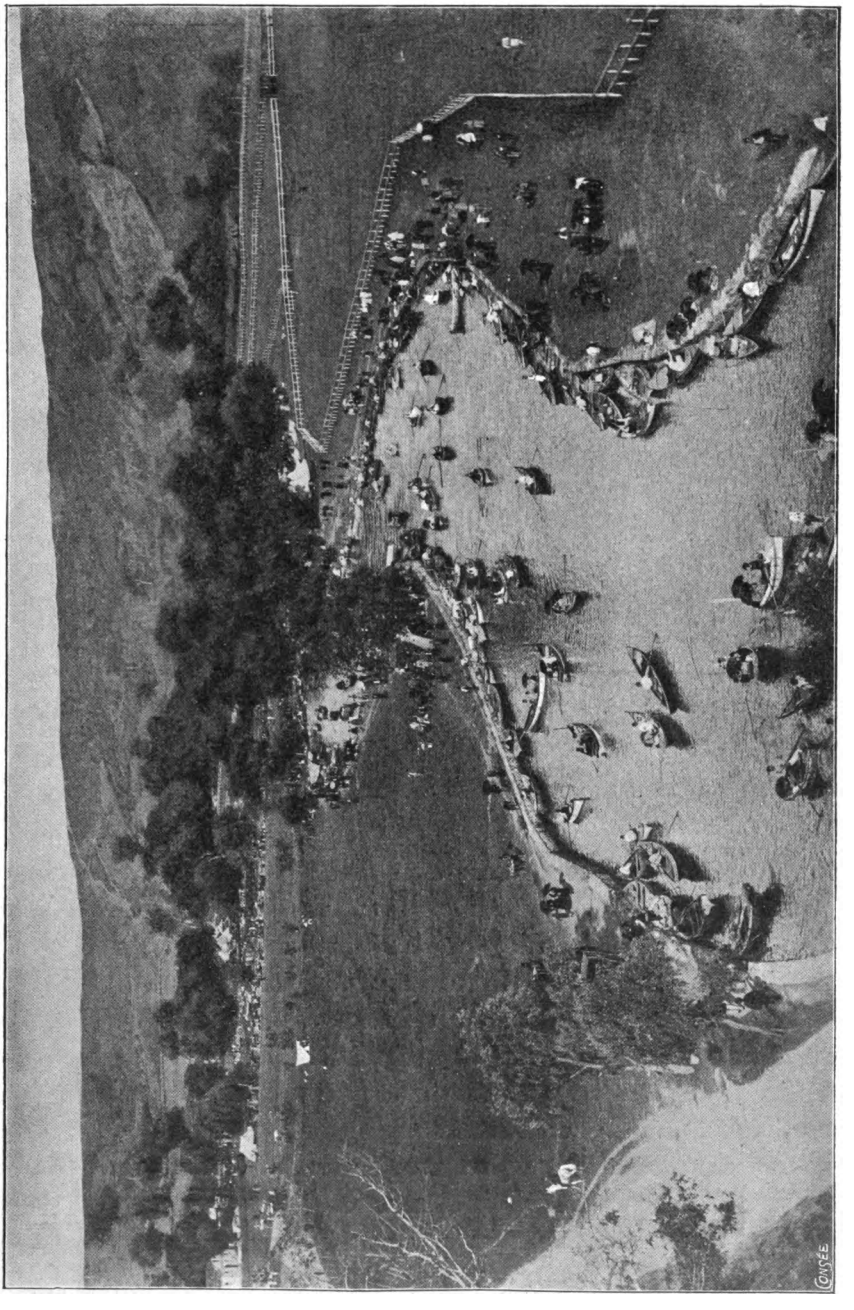
Wirtshäuser, in denen alkoholische Getränke, Wein, Bier, Likör ausgeschenkt werden, ohne die bei uns eine Volkslustbarkeit gar nicht denkbar wäre, sind nirgends zu sehen. Nur Limonade und kleine dampfende Mokkatäßchen kann man in verschiedenen Buden bekommen. Die meisten haben sich ihren Proviant mitgebracht. Da sitzt die wohlhabende Frau in ihrem weißen Seidenmantel mit ihren Kindern, umgeben von Sklaven und Eunuchen, die ihre Herrin bedienen und ihr und den Kindern die verschiedenen Süßigkeiten servieren, die sie mitgebracht haben. Neben ihnen lagern sich aber in bunter Reihe gleich vergnügt die einfachsten Leute aus dem Volke, alle derselben Fröhlichkeit hingegeben.

Ein allerliebstes Bild bietet der Fluß und die immer schmaler werdende Wasserzunge des Goldenen Horns. Hunderte von Kaiks tummeln sich da in lustigem Gedränge, und fröhliche Menschen sitzen lachend in jeder Gondel. Sie summen Volkslieder, sie musizieren mit ihren schlichten Instrumenten, sie treiben frohe Spiele jeder Art. Die ganze Szene da draußen an den süßen Wassern von Europa ist ein Idyll, wie es in dieser schlichten Harmlosigkeit wohl selten in der nächsten Nähe einer großen Weltstadt zu finden sein mag.

* * *

Gegen Abend besteigen wir wieder unsern Kaik, um in anderthalbstündiger Fahrt von den süßen Wassern aus über den ganzen Meeresarm des Goldenen Horns bis nach Galata zurückzufahren. Zahl-

Digitized by Google



Die süßen Wasser von Europa.

Digitized by Google

reiche Gondeln, zum Teil mit aufgespannten lateinischen Segeln, fahren mit uns.

Diese fröhliche Fahrt unter Hunderten von Gondeln ist der letzte Ausklang des Volksfestes. In den dem unseren benachbarten Kaiks, die fast Bord an Bord mit uns fahren, sind sie noch sehr lustig. Da ist ein eigenartiges Quartett, dessen Klängen sich die Ruderer in taktgemäßen Schlägen anpassen. Ein gutmütig aussehender türkischer Weißbart klopft mit glücklichen Mienen unablässig auf seine kleine Pauke. Zu ihrem dumpfen Ton spielt ein junger Mann die Guitarre, so gut es eben gehen mag. Zwei andere klatschen nach dem Takte der Musik unermüdlich und mit ansteckender Fröhlichkeit in die Hände. Sie sehen alle vier so glücklich aus wie Kinder, die unvermutet Ferien bekommen haben.

Im anderen Kaik zu unserer Linken sitzt eine Gruppe türkischer Zigeuner und Zigeunerinnen. Sie haben draußen unter der Volksmenge ihre schwarzen Künste spielen lassen und berechnen jetzt, wie viel sie den Dummen aus der Tasche gelockt haben. Auch sie scheinen keine schlechten Geschäfte gemacht zu haben, denn sie sehen hoch befriedigt drein.

Bei Eyub, wo das Goldene Horn nach anfänglich südwestlicher Richtung nach Südosten umbiegt, um den Bosporus zu erreichen, sehen wir wieder Konstantinopel in seiner ganzen Ausdehnung vor uns liegen. Hier machen wir Halt, um noch einmal vor dem Abschiede die Aussicht von der Höhe von Eyub zu genießen, die eine der schönsten in der ganzen Umgebung der Stadt ist.

Das Bild, das den Einband dieses Buches schmückt, ist das letzte Gesamtbild Stambûls, das unser Auge entzückt hat. Wir stehen unter den Grabsteinen und Cypressen des muhammedanischen Friedhofes, der von stiller Höhe auf die Stadt herniederschaut. Drunten liegt das blaue Goldene Horn, von zahlreichen Schiffen belebt, rechts die Altstadt Stambûl, links Galata und Pera. Über dieser leuchtenden Welt spannt sich ein glasklarer Himmel aus, in den sich immer tiefere Farbentöne mischen, je mehr sich das Tagesgestirn seinem Untergang zuneigt, vom endlosen Hellblau bis zum glühenden Orangerot und flammenden Purpur. Die Gluten des Himmels spiegeln sich in den Fluten des Goldenen Horns, das im Widerscheine wie in Perlmutterfarben schimmert.

Auch die ungeheure Stadt selbst, deren Häuser immer wieder vom anmutigen Grün der Platanen und Pappeln oder von den dunkeln

Digitized by Google

Fächern der Pinien und Cypressen unterbrochen wird, ist vom rosigen Hauch der Abendröte wie verklärt. Königlich steigen aus dem schier unabsehbaren Häusermeere die Moscheen empor, alle beherrschend die Suleimanije mit ihren vier Minareten. Im fernen Osten steht, wie ein Heiliger aus dem alten Byzanz, im Apotheosenscheine der untergehenden Sonne die altehrwürdige Aja Sophia, ihre hohen Minarete in den Abendhimmel hineinstreckend. Ihre Fenster glühen wie feuriges Gold, als leuchte noch einmal wie durch ein Transparent der Märchenzauber der Vergangenheit durch ihre Scheiben und ihr rötliches Gestein hindurch. Und all die vielen Kuppeln und Minarete rings umher scheinen in diesem Augenblicke nur da zu sein, um auf sie als die erlauchteste und herrlichste von allen hinzuweisen.

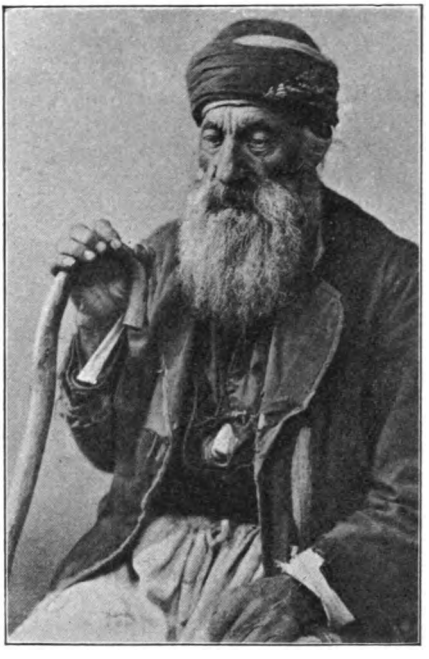
Mit diesem zauberhaft schönen Bilde im Herzen gehen wir wieder hinunter und besteigen unseren Kaik. Still ist's geworden auf den Wassern des Goldenen Horns. Die Trommeln und Pauken, die Harfen und Gitarren sind verstummt. Noch einmal fahren wir vorüber an den gewaltigen Türmen des Isaak Angelos und des Anemas, die am Endpunkte der westlichen Stadtmauer im Schatten dunkler Cypressen düster aufragen. Noch einmal sehen wir jene stolze Reihe von Befestigungen, Turm an Turm, den Berg hinanziehen, während droben, scharf am erbleichenden Abendhimmel sich abzeichnend, der sogenannte Palast des Belisar herunterschaut. Allmählich senken sich tiefere Schatten über die Weltstadt. Trotzig ragt in dem zunehmenden Dunkel der Aquädukt des Valens, dieser Zeuge der ältesten Zeit, über die türkischen Stadtteile hinweg.

Eine Fanfare ertönt und schallt hell, langgezogen übers Goldene Horn dahin. Die rote Fahne mit dem Halbmond senkt sich langsam vom Flaggenmaste der Admiralität. Das ist das offizielle Zeichen für die große Muhammedanerstadt, daß der heilige Freitag mit seinen Feiern und Freuden zu Ende gegangen ist. Von den Minareten aber ertönt jetzt, zuerst droben von der Suleimanije, dann in vielfachem Echo von allen Moscheetürmen der Stadt, wie friedliches Glockengeläute der melodische Gesang der Muêsins. Mit ihren reinen, hohen Stimmen singen sie dem Feiertage sein Schlaflied, begrüßen die heilige Nacht und weihen sie dem Gebete der Gläubigen.

Schon steigen die ersten Sterne am stahlblauen Himmel herauf, während wir durch den Mastenwald des inneren Hafens bei Galata fahren. Auf den Masten der Schiffe, in den Stadtteilen zu beiden

Digitized by Google

Seiten des Goldenen Horns blitzen Lichter auf. Bald ist's ein Meer von Lichtern, das sich im leise plätschernden Wasser widerspiegelt. Ein ganzes Sternenmeer von Lichtern strahlt immer mehr aus den dunkeln Stadtteilen. Licht um Licht blitzt auf, wie Erinnerungen aus der Vorzeit über der in nächtliches Schweigen versinkenden Stadt, die so viel Großes und so viel Schreckliches gesehen hat und sich nun anschickt, zu träumen von längst vergangenen Jahrhunderten.



Alter Türke.

Digitized by Google

# Ausfahrt von Konstantinopel.

Am nächsten Abend stehen wir an Bord des französischen Dampfers „Saghalien“. Abschied nehmend sehen wir noch einmal auf diese schöne Welt, die vor unseren Augen ausgebreitet liegt. Konstantinopel ist in einen Sonnenrauch gehüllt, der so blendend ist, daß nur die lichtgeränderten Silhouetten der Gebäude aus dem goldenen Nebel heraustreten. Ein Gebirge von Kuppeln und Minareten zieht sich von der Seraispitze bis hinauf nach Eyub. In ihrer Mitte thront wie eine Königin die herrliche Suleimanije.

Jetzt setzt sich die Schraube unseres Dampfers langsam in Bewegung, und wir fahren um die Seraispitze herum ins Marmarameer hinaus. Galata mit seinem alten Turme, Pera, die auf der Höhe ragende deutsche Botschaft, die Sultanspaläste am Bosporus entschwinden unseren Augen.

Auf dem Marmarameer fahren wir in immer eiligerer Fahrt noch einmal an der Südseite der Stadt vorbei. Das ganze Stadtbild ist beherrscht durch die sechstürmige Achmedije, die von hier aus sogar zehn Türme zu haben scheint, da die benachbarten vier Minarete der Aja Sophia dazuzugehören scheinen. Trotzig schaut noch einmal die alte Stadtmauer mit den drohenden Bollwerken, dem Heptapyrgion von Jedikulé und der ganzen Phalanx von Festungstürmen, zu uns herüber. Skutari mit seinem Cypressenwalde, Haidar Pascha, Chalcēdon liegen drüben im vollen Glanze der Abendsonne auf dem asiatischen Ufer, und die Prinzeninseln mit ihren rot glühenden Felsen und ihren bewaldeten Rücken tauchen aus der blauen Meeresflut hervor.

Immer weiter fahren wir ins Meer hinaus. Im fernen Norden sendet uns die Aja Sophia, von Minareten umragt, den letzten Gruß von Konstantinopel. Bald kann man nur noch ein fernes, vom rosigen Scheine der Abendsonne überhauchtes Häusermeer erkennen, aus dem sich wie

Digitized by Google

Nadeln zahlreiche Minarete erheben. Wir schauen unverwandt hinüber, bis die Wunderstadt nur noch wie ein kleiner Punkt am Horizonte erscheint und schließlich ganz verschwindet.

Leise sinken die Schatten der Nacht hernieder und ziehen vollends den letzten Vorhang über die erinnerungsreiche Welt, die wir kennen gelernt haben. Unser Schiff aber stampft auf immer unruhiger werdendem Meere der engen Straße der Dardanellen zu.

* * *

Mit dem Morgengrauen haben wir den viel umstrittenen Engpaß der Dardanellen verlassen. Vor uns liegt im Glanze der Morgensonne die nordwestliche Küste Kleinasiens.

Wiederum sind es apostolische Erinnerungen, die diese klassischen Gestade in uns wachrufen. Vor allem ist es der Name Paulus, der uns in diesem Augenblicke wie mit Sonnenschrift über diese blaugoldenen Flächen des ägäischen Meeres geschrieben scheint. Wie manchmal ist dieser wunderbare Mann, der durch seine welthistorische Tätigkeit im Auftrage seines Herrn die alte Welt aus ihren Angeln gehoben hat, über dies Meer gefahren! Kein Land, an dem wir in diesen Tagen vorüberfahren, dessen Name nicht in seiner Lebensgeschichte vorkäme! Zwar er fuhr im schlichten Kauffahrteischiff. Keine Behörden und Bürgermeister zogen ihm entgegen, wenn dieser Große ihres Jahrhunderts den Stadttoren nahte. Die seltsamen Ehrungen, die ihm da zuteil wurden, zählt er ja einmal in seinem zweiten Korintherbriefe auf: Mangel, Verfolgung, Geißelung, Gefangenschaft, Verbannung. Und doch ist nie ein Größerer diesen Küsten genaht. Fällt doch selbst ein Ungläubiger wie Renan über ihn das Urteil, die Bekehrung des Paulus sei eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit gewesen!

Die Küste von Troas liegt drüben vor unseren Augen. Hierher kam Paulus im Jahre 52, mit Silas und Timotheus von den Vorhöhen des Idagebirges herabsteigend. Hier sahen seine Augen zum erstenmal staunend und ahnungsvoll das europäische Meer. Hier faßte er den großen, folgenschweren Entschluß, hinüberzugehen nach Europa, um auch dort das Evangelium zu predigen. Hier finden wir ihn sieben Jahre später, nachdem er eine gewaltige, in ihren Folgen weltumwälzende Arbeit geleistet hat, an derselben Küste wieder, ehe er seine letzte Fahrt nach Jerusalem antritt, umgeben von den erwählten Vertretern

Digitized by Google

der von ihm begründeten Kirchen in Griechenland, Macedonien, Kleinasien, Galatien.

Weiter südlich sehen wir die Küste von Assos. Dorthin ging damals der Apostel von Troas aus allein zu Fuß, während seine Gefährten ihm zu Schiffe vorausfuhren. Über jene landeinwärts sichtbaren Höhen wanderte er. Bange Ahnungen von dem, was ihm in Jerusalem bevorstand, durchzogen seine Seele; darum zog es ihn in die Stille.

Von hier fuhr das apostolische Schiff gleich dem unsrigen südwärts an der lang hingestreckten Insel Mitylene dahin. In der Morgenbeleuchtung liegen die Städte und Berge der Insel vor uns. Zahlreiche hübsche Dörfer mit weißen Häusern und roten Dächern, von Olivenwäldern umgeben, sehen wir drüben liegen.

Ein Segler mit voll geblähten Segeln fliegt wie mit ausgespannten Flügeln an uns vorüber. Da glauben wir das Schiff des Apostels zu sehen. Vorne am Bug steht Paulus, das Adlerauge hinausgerichtet in die Ferne, denn er muß noch Rom und Spanien sehen; neben ihm Silas und Timotheus, Sopater von Beröa, Aristarch und Sekundus von Thessalonich, Gaius von Derbe, Tychikus und Trophimus von Kleinasien .....

* * *

Wir halten einige Stunden vor Samos, das im Reiseberichte des Paulus auch erwähnt ist.

Vor uns liegt Vathy, die Hauptstadt der Insel, mit ihren sauberen, netten Häusern in einem grandiosen Amphitheater von hohen Bergen.

Ein junger Deutscher, der mit uns an Bord ist, rezitiert:

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.

Da tritt uns so lebhaft wie noch nie jene ganze Geschichte vor Augen, wie wir sie nach Schillers klassischem Gedichte schon auf der Schulbank gelernt haben: vor uns das „beherrschte Samos" in dem von kühn gezackten Bergen beherrschten Golf; das Meer, dessen zahlreiche Fischerbarken an jenen Fischer erinnern, der seinem Fürsten den großen Fisch brachte; dort am Kai jene ebenen Dächer, auf deren einem wir uns den König von Samos mit seinem Gastfreunde Amasis aus Ägypten vorstellen können, und von dem aus der überglückliche Fürst seinen Ring ins Meer hinaus-

Digitized by Google

warf; hier die Reede, auf welcher am nächsten Morgen der Ägypter entsetzt seine Anker lichten ließ, um nicht mit dem vom Glücke gezeichneten Opfer der neidischen Götter zugrunde zu gehen.

Auch heute noch gibt es einen Fürsten von Samos, wenn man ihm auch nicht ein so fabelhaftes Glück und des Lebens ungemischte Freude nachsagen kann. Die Insel bildet infolge von Vermittlung der europäischen

Palast des Fürsten von Samos.

Mächte seit 1832 ein eigenes Fürstentum, das unter der Oberhoheit des Sultans steht. Die Würde des Fürsten ist nicht erblich, und seine Wahl bedarf jedesmal der Bestätigung des Sultans und der Mächte. Die Pforte hat es anscheinend bisher noch immer so einzurichten gewußt, daß nicht ein Mann des allgemeinen Vertrauens der Samier, sondern ein solcher orthodoxer Grieche gewählt wurde, der die Bürgschaft gab, daß er seine Regierung als gefügiges Werkzeug des Sultans führen

Digitized by Google

werde. Daher ist auch der Fürst lange nicht so populär, wie man annehmen sollte.

Dort am Kai steht der fürstliche Palast vor uns. Stolz ist er nicht, und auch an Größe übertrifft er ein gewöhnliches Wohnhaus wie z. B. mein Kölner Pfarrhaus nicht. Aber die Flagge von Samos weht darüber, und vom Dache mit seiner niedrigen Balustrade kann der Fürst auch heute noch, wenn er will, mit vergnügten Sinnen über das beherrschte Samos hinschauen. Jedenfalls spricht es von einem gesunden, tüchtigen Sinn, daß der Fürst seinen Ehrgeiz nicht in übertriebenem Luxus, sondern in guter Verwaltung seiner herrlichen Insel sucht.

Den Samiern ist ihre Selbständigkeit gut bekommen. Man traut seinen Augen nicht, im türkischen Reiche, wo sonst alles darniederliegt, ein so wohlgeordnetes, glückliches, blühendes Gemeinwesen zu finden. Man denkt unwillkürlich daran, was aus allen diesen einst so hoch entwickelten Ländern werden könnte, wenn einmal das allen Aufschwung niederhaltende Türkenjoch von ihnen genommen würde.

Den Samiern scheint es aber immer noch drückend zu sein, daß sie die Oberherrschaft des Sultans anerkennen müssen. Ihr Ideal ist es, wie übrigens bei allen Inselbewohnern des ägäischen Meeres, mit dem freien Königreiche der Hellenen vereinigt zu werden.

Wir sind Zeugen einer Volkskundgebung, die diesem Wunsche Ausdruck geben soll. Es ist heute das Fest des heiligen Georg. Von den meisten Gebäuden wehen griechische Fahnen. Auch die Schiffe im Hafen zeigen Flaggenparade. In großer Prozession zieht eine Volksmenge durch die Straßen. Eine Fahne in griechischen Farben wird vorangetragen. Vor dem griechischen Konsulat hält ein Redner eine zündende Ansprache über die Einheit und Freiheit aller Hellenen. Der Konsul, dem als dem Vertreter des freien Königs von Griechenland die Ovation im Gegensatze zu dem vom Sultan abhängigen Fürsten gilt, erwidert mit einigen mit Jubel aufgenommenen Worten. Dann erst zieht die Menge auch vor das Palais des eigenen Fürsten und bringt ihm ein dreifaches Hoch. Auf dem Balkon aber erscheint der Fürst, und richtig, da schaut er wie sein sagenhafter Vorfahr mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Samos hin.

* * *

Diese Fahrt durch den Archipel gehört zu dem Schönsten, was man auf den Meeren sehen kann. Fortwährend ziehen Inseln an uns vorüber

Digitized by Google

wie in einem Panorama mit beständig wechselnden Bildern. Bald vor, bald hinter, bald neben uns tauchen Berge, Städte, Vorgebirge, Golfe in leuchtenden rosa und violetten Farben vor uns auf, und manchmal ist's, als führen wir durch ein ringsum begrenztes Binnenmeer.

Die ganze Schiffsgesellschaft, die allmählich eine gewisse familiäre Fühlung unter einander findet, genießt die zauberhafte Meerespracht mit vollen Zügen. Und gemischt genug ist sie, diese Gesellschaft! Schon in religiöser Hinsicht ist sie wie ein Auszug aus allen drei Weltreligionen. Mein Tischnachbar ist der Katholikos, der oberste Bischof der armenischen Kirche: ein mächtiger Charakterkopf mit scharf ausgeprägten, tiefernsten Zügen, das durchfurchte braune Angesicht mit den glänzenden, schwarzen Augen von wallendem, schwarzgrauem Barte umrahmt. Er ist meist schweigsam. Aber einmal unter vier Augen bricht er sein Schweigen, als ich auf die entsetzlichen Armeniermetzeleien zu sprechen komme. Erschütternd weiß er davon zu erzählen. Und wenn irgend jemand auf der Welt, so weiß er Bescheid, wie viele Opfer seines Volkes damals geschlachtet wurden.

Eine Anzahl von südfranzösischen Pilgern ist an Bord; mit ihnen etwa acht niedere und höhere Geistliche. Unter ihnen haben wir besonders oft Berührung mit einer hochgewachsenen, imponierenden Priestergestalt: die ergrauten Haare wie eine Löwenmähne zurückgesträubt, das Auge wunderbar ausdrucksvoll, die geistvollen Züge lebhaft erinnernd an den Leipziger Geheimen Kirchenrat D. Pank. Die Kleriker und die Ordensleute der Pilgerkarawane scheinen sich in allen Dingen willig unter die Autorität des auch weltlich fein gebildeten Mannes zu stellen.

Vier englische Geistliche vollenden mit mir selbst vollends den geistlichen Typus der Gesellschaft, die sich im übrigen vorzüglich verträgt. Und es ist nur ein Wunder, daß wir so ideal schönes Wetter haben. Denn nach alter seemännischer Erfahrung gibt es nach Kapitän Werner allemal Sturm, wenn so viele „Schwarze" an Bord sind.

Auch Juden und Muhammedaner sind namentlich im Zwischendeck zahlreich unter die vielen griechischen Reisenden von den kleinasiatischen Inseln und Küsten gemischt.

Bei einem Gange aufs Vorderdeck sehe ich die Muhammedaner ihr Gebet verrichten. Es ist mittags zwölf Uhr; da darf die heilige Pflicht nicht versäumt werden. Auf bloßer Erde oder Schiffsplanke darf das Gebet nicht gehalten werden. Darum hat jeder seinen Gebetsteppich oder sein Schaffell ausgebreitet und macht nun darauf, unbekümmert um die

Digitized by Google

Zuschauer und die ganze übrige Welt, seine vorgeschriebenen Bewegungen, hält sich die Daumen in die Ohren, schaut nach rechts, schaut nach links, fällt auf sein Angesicht nieder, steht wieder auf, bis die ganze Übung nach Vorschrift vollendet ist. Nur die Feststellung der Richtung nach Mekka, wohin ihr Angesicht beim Beten gerichtet sein muß, bereitet hier auf hoher See einige Schwierigkeit und wird von manchem der Beter entschieden falsch angenommen. Indessen trösten sie sich wohl mit Recht damit, daß ihnen Allah, wenn nur sonst das Gebet von Herzen kommt, dies Versehen unter so erschwerenden Umständen nicht übel nehmen werde.

* * *

Am Abend halten die Katholiken in einer improvisierten, aus einem nahe am Vorderdeck befindlichen Schiffsraum freundlich und würdig hergestellten Kapelle Gottesdienst für die Angehörigen ihrer Kirche. Ein Altar ist aufgeschlagen und durch mitgebrachte goldgestickte Antependien geschmückt. Ein Marienbild steht darauf, von Blumen umgeben, und von der Decke herab hängt die ewige Lampe.

„Pank", wie wir ihn im Scherz nennen, soll den Gottesdienst halten, darum gehe ich auch hin, um mit einer Gruppe von acht bis zehn anderen von außerhalb zuzuhören. Wie ich mich nach einiger Zeit umwende, sehe ich auf einem der eisernen Pflöcke, um die die Taue gewunden werden, einen alten Juden sitzen. Er trägt einen langen, abgetragenen Kaftan, wie man ihn bei den russischen Juden gewohnt ist, und ist ganz ins Lesen eines Buches vertieft, das er in den Händen hält. Ich trete näher, sehe ihm über die Schulter und erkenne mit Überraschung, daß das Buch deutsch ist. Ich frage ihn daher in freundlichem Tone: „Nun, Sohn Abrahams, was lesen Sie so eifrig?"

Ein tiefgefurchtes Gesicht mit großen, klugen, braunen Augen, Ringellocken und stark ergrautem Spitzbart sieht zu mir auf und antwortet einfach: «Herodots Geschichten.»

„Sie lesen Herodot?" frage ich erstaunt, und jetzt erst fällt mir ein, daß der berühmte Geschichtschreiber ja lange auf Samos gelebt hat. „Aber wie in aller Welt kommen Sie dazu, den Herodot zu studieren?"

«Wie ich dazu komme?» erwidert er mit einem feinen Lächeln. «Nun, der Wissenschaft halber!»

„Ei, das freut mich, hier einen so gelehrten Herrn zu treffen. Aber warum interessiert Sie als Juden gerade Herodot?"

Digitized by Google

«Den Vater der Geschichte», erwidert er ein wenig geschmeichelt, «lese ich schon als Mensch mit besonderem Interesse. Aber ich liebe ihn auch deshalb, weil manche Stellen in den Propheten durch ihn erhalten ein neues Licht.»

„Davon etwas Näheres zu hören, würde auch mich sehr interessieren", antworte ich ihm, indem ich mich auf einem benachbarten Eisenpflock an seiner Seite niederlasse. „Ich kenne die Propheten auch, aber daß sie durch Herodot erläutert werden können, habe ich noch nie gehört."

«Nun, dann will ich Ihnen sagen, was ich jetzt eben festgestellt habe. Bei den Propheten ist die Rede von den Augen Gottes. Was darunter zu verstehen ist, war mir bisher nie klar. Jetzt lese ich beim Herodot, daß man in Persien die Statthalter, Satrapen, Feldherrn die Augen des Königs genannt hat. Nun ist mir alles klar. Die Augen Gottes sind nichts anderes als seine höchsten Diener, z. B. Michael, Gabriel, Rafael."

Während er mir noch einige Beispiele seiner Verwertung Herodots zur Erklärung der Propheten mitteilt, biete ich ihm eine Cigarette an.

«Nein! fort damit!» ruft er zornig und wehrt mit beiden Händen ab.

„Nun, ich wollte Ihnen ja nur eine Gefälligkeit erweisen. Ich dachte, bei einer Cigarette plauderte es sich um so behaglicher."

«Seien Sie mir nicht böse», sagt der Jude, «aber nie, nie werde ich mehr eine Cigarre anrühren.»

„Was hat Ihnen denn diese unschuldige Kreatur Gottes getan, daß Sie einen solchen Haß darauf werfen?"

«Nichts, gar nichts! Ich war sogar früher ein leidenschaftlicher Raucher, wie kein anderer unter meinen Brüdern. Aber es hat gegeben einen Tag in meinem Leben, Gott soll mich strafen, wenn ich ihn je vergesse, da habe ich geschworen bei Gott, daß ich nie mehr will in den Mund nehmen eine Cigarre.»

„Darf ich vielleicht wissen, was Sie zu diesem seltsamen Schwur bewogen hat?"

«Ich red' sonst nicht gern drüber. Kennen Sie Dr. Herzl?»

„Dem Namen und seiner Wirksamkeit nach gewiß."

«Was denken Sie von ihm?»

„Was ich von ihm denke? Nun, ob er den rechten Weg gefunden hat, Israel zu helfen, darüber denke ich vermutlich anders als Sie. Aber was seine Persönlichkeit betrifft, so halte ich ihn für einen der größten

Digitized by Google

Charaktere, die ich unter den heutigen Juden kennen gelernt habe, wenn nicht überhaupt für den größten. Glänzend begabt, selbstlos, opferfähig, von makellosem Charakter, energisch, seine Person ganz hinter der Sache verschwinden lassend, der er dienen wollte, und eben darum um so deutlicher aus der oft zeternden Masse der Zionisten hervortretend als der geborene Führer seines Volkes."

Ein dankbarer Blick aus den braunen Augen des Juden, in denen Tränen schwimmen, trifft mich. «Jetzt will ich Ihnen auch sagen, warum ich nicht mehr rauche. Ich habe Dr. Herzl geliebt, wie ihn nur irgend ein Mensch lieben kann. Er war für mich ein Prophet, den der Ewige unserem Volk gesandt hat. Wenn ich für ihn hätte sterben können, ich hätte es gerne getan. Was hat er getan, geopfert, gekämpft für unser Volk, und wie haben es ihm viele mit den schmählichsten Verdächtigungen und Verleumdungen gelohnt! Und doch hat er alles still sich gefallen lassen und hat kein Wort dagegen gesagt, bis der furchtbare Tag kam, wo ihn der Ewige unserem Volke wieder nahm, weil wir seiner nicht wert waren. Sehen Sie, an dem Tag, wo diese Schreckensnachricht zu uns kam nach Rußland, da habe ich und viele Tausende von meinem Volk geweint, wie wenn unser Vater gestorben wäre.

«Sehen Sie, ich bin nur ein armer Jüd. Der arme Jüd kann ihm ja nichts Großes tun zu seinem Gedächtnis. Aber er kann ehren sein Gedächtnis durch eine Entbehrung, die ihm wird schwer. Darum habe ich geschworen an jenem Tag, daß ich nie im Leben mehr will anrühren eine Cigarre. Und wenn andere rauchen und mich das Verlangen darnach reizt, dann freu' ich mich, durch ein Opfer zu beweisen, daß mir heilig ist das Gedächtnis an den großen Dr. Herzl.»

Die Mitteilung dieses rührenden Geheimnisses hat uns einander näher gebracht. Wie fast immer bei Juden kommen wir bald in ein religiöses Gespräch. Zu meinem Erstaunen kennt mein Gegenüber auf dem Eisenpfosten nicht nur seinen Herodot, sondern auch das Neue Testament ziemlich gut. Er knüpft daran die Bemerkung, die Christen bezeichneten ihre Religion gerne als die Religion der Liebe, aber sie haßten alle das Volk der Juden.

Ich erwidere, daß sie das nur dann tun, wenn sie die grundlegendsten Vorschriften ihres Meisters mißachten. Die großen Männer der christlichen Kirche hätten im Gegenteil durchweg die Juden geliebt, wenn sie auch vor deren Fehlern die Augen nicht verschließen konnten. Ob er denn den Apostel Paulus kenne?



Digitized by Google

«Natürlich kenne ich ihn, den abtrünnigen Schüler des großen Gamaliel! Ich habe sogar eine Schrift gegen ihn geschrieben.»

„Und doch hat er in seinem Römerbriefe geschrieben: «Ich habe große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen; ich habe gewünscht, verbannt zu sein von Christus für meine Brüder, die meine Verwandten sind nach dem Fleisch, die von Israel sind.» Er hatte auch als Christ noch eine glühende Vaterlandsliebe für sein Volk, die ohne weiteres der Selbstaufopferung fähig gewesen wäre. Ich habe vorhin Ihrem Dr. Herzl Gerechtigkeit widerfahren lassen. Können Sie das nicht auch dem Paulus gegenüber tun?"

Aber er weicht aus. Er meint, dann sei eben Paulus irregeführt gewesen. Denn wäre er wirklich ein wahrer Freund Israels gewesen, so hätte nicht das ganze Volk, von den Hohenpriestern an bis zum kleinen Mann, ihn als seinen schlimmsten Feind angesehen.

«Und», fährt er fort, «brauchen wir erst darüber zu streiten? Sehen Sie nicht, wie die Anhänger dieses Paulus, die Christen, Haß und Mord predigen gegen die armen Juden? Wie geht es unserem Volke jetzt in Rußland? Wie ist es in Kischinew gegangen? Wie die wilden Tiere hat man die Juden totgeschlagen. Eine Nichte von mir, deren Vormund ich war, meines Bruders Kind, haben sie genommen und wie eine Fledermaus an das Scheunentor genagelt. Als ich das hörte an einem Abend, da bin ich gegangen in die Kammer und habe mich geworfen auf meine Knie und habe gerufen zu dem Gott Abrahams die ganze Nacht bis zum Morgen. Ich habe noch nie in meinem Leben gebetet wie in dieser Nacht. Ich habe gebetet zum Gott unserer Väter um Rache und Tod für unsere Feinde. Und hat er mich nicht gehört? Hat er mich nicht gehört? Hätte man einen nicht für einen Narren gehalten noch vor kurzer Zeit, wenn man gesagt hätte, daß dieses große Rußland besiegt, vernichtet am Boden liegen würde? Und was hat Gott getan? Ein kleines Volk, das Japan, von dem man früher kaum etwas wußte, hat er erweckt, und es hat dem großen russischen Bären das Schwert ins Herz gestoßen! Das war die Erhörung meines Gebets! O reden Sie mir nicht mehr von der Liebe der Christen!»

„Die Ursachen der Judenverfolgungen, und wie viel die Juden sie selbst verschuldet und die Volkswut gereizt haben, will ich hier nicht untersuchen. Aber Sie werden doch wissen, daß die gesamte christliche Presse der Welt diese Schandtaten an Ihrem Volke aufs schärfste verurteilt hat. Ich habe die Berichte mit der tiefsten Teilnahme gelesen."

Digitized by Google

«Ach», sagt er, «diese Teilnahme! Seien Sie nicht böse, wenn ich nicht glaube an die Teilnahme. Als Sie die furchtbare Not unseres Volkes in der Zeitung lasen, wie die Unschuldigen ermordet waren, wie die hilflosen Witwen und Waisen auf der Straße lagen, bitte, was haben Sie geschickt nach Kischinew? Haben Sie hingeschickt auch nur 50 Kopeken? Nein! Nichts haben Sie geschickt! Keine Barmherzigkeit haben Sie gehabt! Hätten Sie nur 50 Kopeken gegeben auf die Post, für die armen Leit', die Jüden, das wäre wie Tau gewesen auf das durstige Land, wie Balsam auf ihre Wunden.»

„Gewiß, das haben in meinem Lande nur wenige Christen getan. Man nahm eben allgemein an, daß die reichen Juden, die bei uns das meiste Kapital des Landes in ihren Händen zu vereinigen wissen, mit der größten Leichtigkeit für die Betroffenen sorgen könnten und von uns Christen hierfür keine Almosen nötig hätten. Und Sie geben doch zu, daß die Juden der ganzen Welt zusammenhalten und in solchen Fällen für einander sorgen!"

Das muß er schließlich zugeben und kommt nun auf Jesus zu sprechen. Nach manchem hin und her sage ich ihm: „Eins nimmt mich wunder an Euch Juden. Da ist doch einmal einer aus Eurem Volke gekommen, hat geredet und gehandelt in Übereinstimmung mit Euern Propheten, hat gesagt, daß in ihm alle Prophezeiungen erfüllt seien, daß er der Messias sei, hat seine wenigen Apostel ohne Macht und ohne Ansehen und ohne Weltbildung hinausgeschickt, um die Welt für ihn zu erobern. Und sehen Sie nicht, wie Gott sein Werk bestätigt und die ganze kultivierte Welt in seine Bahnen gezwungen hat, daß schon heute in der Welt sein Name über alle Namen ist? Ist das nicht eine Sprache Gottes, die auch einem Juden zu denken geben müßte?"

«Warum nicht? Schon der große Maimonides sagt: Jesus und Muhammed sind nicht ohne den Willen Gottes gekommen, sondern mit dem Willen Gottes. Sehen Sie diesen Wind, der da draußen die Wellen so hoch schlägt? Selbst das geschieht nicht ohne Gottes Willen, nicht ein Hauch in den Lüften regt sich ohne ihn. Und wir sollten glauben, Jesus, der Heiland, wie Sie sagen, sei ohne Gott gekommen? Der Unterschied zwischen uns ist nur der: Sie halten ihn für Gott und wir für einen großen Juden. Der Endzweck seiner Erscheinung muß schließlich doch die Verherrlichung Israels sein. Jesaja weissagt von einer Zeit, wo alle Völker hinaufgehen werden nach Jerusalem und wo das Volk der Juden auf Zion über die Länder herrschen wird. Sehen Sie's denn nicht?



Digitized by Google

Halten nicht alle zivilisierten Nationen Palästina für ein heiliges Land? Gehen nicht fast alle auf unserem Schiff nach Jerusalem? Dorthin reise auch ich, um den Berg Zion zu sehen und den Jordan, und um dort zu sterben und mich begraben zu lassen im Tale Josaphat.«

„Darüber, daß wir an Jesus als den Sohn Gottes glauben, will ich mit Ihnen nicht debattieren. Er selbst hat diesen Glauben nie von vorne herein seinen Zuhörern zugemutet, sondern das bildet vielmehr seinen Jüngern gegenüber den Schluß seines Unterrichtes. Wenn ihn die Juden zunächst nur für einen Lehrer halten, der von Gott gekommen ist, wie einst ein Mitglied Ihres Hohenrates, Nikodemus, und wie sich auch das von Ihnen angeführte Wort des Maimonides deuten läßt, so ist das für den Anfang auch genug. Will einer dann im Ernst von diesem Lehrer lernen, so wird er auch über jene letzte Frage zur Klarheit kommen. Jedenfalls hat Ihr Volk nie einen größeren Freund gehabt als ihn. Und meine feste Überzeugung ist, daß Ihr unglückliches Volk, das seit seiner Verwerfung und Kreuzigung heimatlos und verhaßt durch die Welt irrt, nicht eher zum Frieden gelangen wird, als bis es, wie er selbst vorausgesagt hat, endlich, nach langen und schmerzlichen Umwegen ihm zurufen wird: Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!"

Der Jude schüttelt heftig den Kopf, daß die Ringellocken hin und her fliegen, weist das weit zurück, und beginnt, um die Minderwertigkeit Jesu zu beweisen, einige Stellen der Bergpredigt, die er genau kennt, zu zerpflücken.

Aber meine Zeit ist um. Ich habe noch eine Verabredung, möchte auch das Gespräch nicht in einen Wortstreit über einzelne Aussprüche ausklingen lassen. Ich stehe darum auf und sage ihm: „Für heute müssen wir abbrechen. Wir wollen nicht mehr disputieren, dabei kommt auch gewöhnlich nichts heraus. Ich will Ihnen nur noch sagen, daß auch mir alles heilig und ehrwürdig ist, was im Gesetz und in den Propheten steht, und daß alles, was wir im Neuen Testamente glauben, nur die Erfüllung der Hoffnungen Ihrer Propheten ist. Darum liebe ich die Juden und wünsche den Segen Gottes auf sie herab, und will Ihnen zum Abschied nur noch aus aufrichtigem Herzen ein Wort aus Ihren Psalmen sagen: schalôm al jisrael! Friede über Israel!"

Da steht der alte Mann auf. Die Augen sind ihm feucht geworden. Er faßt meine Rechte mit beiden Händen und sagt: «Sie haben hoch geehrt und erfreut den alten Mann! Sehen Sie, ich bin ein armer Jüd. Ich habe gesessen vor der Kapelle der Christen, und die andern haben

Digitized by Google

mich angeschaut mit Verachtung und haben gesagt: Mach, daß du fortkommst, Jude, was tust du vor unserer Kirche! Sie sind anders gewesen zu mir. Sie haben mir geklopft auf die Schulter, Sie haben sich gesetzt zu mir auf das Eisen, Sie haben geredet zu mir wie ein Freund, wie ein Bruder. Ich danke Ihnen, und weil Sie zu mir haben gesagt das Wort, will ich zu Ihnen auch sagen ein Wort: Friede über die Christen!«

So scheiden wir im Frieden. Ich habe den alten Juden am nächsten Tage in dem ganzen, großen, vollbesetzten Schiffe gesucht wie eine Stecknadel, seinen Namen Jakob durch die dunkelsten Räume des Zwischendecks gerufen, aber ich habe ihn nicht mehr gefunden. Aber sein Bild mit dem ernst gefurchten Gesicht, den großen, traurigen braunen Augen, dem grauen Judenbart, dem zerrissenen alten Kaftan, werde ich nicht vergessen. Und das Gespräch mit ihm soll mir lebenslang eine Mahnung bleiben, das Psalmwort im Herzen zu behalten: „Friede über Israel!"

* * *

Noch immer ist unsere Fahrt zwischen den Inseln und der kleinasiatischen Küste umgeben von apostolischen Erinnerungen.

Patmos taucht in weiter Ferne auf, ein einsamer, schluchtenreicher Fels, hoch aufstarrend mit seinen Klippen aus den blauen Fluten des ägäischen Meeres. Die Wogen umbrausen das Felseneiland, die Adler kreisen darüber, die Brandung schlägt aus der Tiefe donnernd an den Steinwänden hinauf, — sonst alles einsam und öde. Dorthin wurde der Apostel Johannes aus dem nahen Ephesus verbannt. Aber die menschenverlassene Felsenwildnis ward ihm zur willkommenen Stille vor Gott. Was alles in jener Zeit durch seinen tiefen Geist gezogen, wissen wir nicht. Aber eines ist uns geblieben, die Frucht eines Sonntags, an dem er mit seinen betenden Gedanken sich entrückt fühlte wie in eine andere Welt: das letzte Buch des Neuen Testaments, die Offenbarung Johannis. Bewegt sehen wir hinüber in diese meerumbrauste Sakristei, in der diese geheimnisvollen Blätter entstanden sind, in denen seither Millionen gelesen und dem Adlerfluge des Johannes zu folgen versucht haben.

Aber auch Paulus ist es, dessen Spuren wir noch immer nachziehen. Auf jenem Schiffe, das auf seiner letzten Reise nach Jerusalem eigens für ihn und seine apostolischen Gehilfen gemietet war, verfolgte er genau

Digitized by Google

denselben Weg wie wir. Dort an jenem mächtigen Gebirge des Festlandes entlang, hier quer über den Golf fuhr sein Kiel. Dort zu jenem kühnen Vorsprung, wo die Fluten des vielgewundenen Mäander das Meer erreichen, bog sein Schiff an jenem Maitage ab, um bei Milet vor Anker zu gehen. Ein Bote eilte nach dem nahen Ephesus, um die Ältesten der Gemeinde herunterzurufen. Der Apostel selbst hatte keine Zeit, seine dortige Gemeinde aufzusuchen, denn zu Pfingsten mußte er in Jerusalem sein.

Dort an dem Strande, dessen Einzelheiten wir mit dem Fernglase deutlich sehen, hat Paulus jenen ergreifenden Abschied genommen, von dem uns das 20. Kapitel der Apostelgeschichte berichtet. Noch einmal bindet er ihnen seine Gemeinde aufs Gewissen, an der er drei große, bewegte Jahre seines Lebens gearbeitet hat. Dann knieen sie alle nieder am Ufer, und Paulus betet. Nach dem Gebete ein herzbeweglicher Abschied, ein Küssen und Umarmen; denn alle wissen, daß sie den Apostel, ihren Vater in Christo, für diese Welt zum letztenmal gesehen haben. Jetzt steigt Paulus wieder ins Schiff. Der Anker geht hoch, die Segel werden aufgezogen, ein scharfer Druck des Steuermanns, und hinaus fährt das Schiff wieder ins blaue Meer. Am Ufer aber erhebt sich viel Weinens, denn immer schwerer legt sich ihnen das Wort des Apostels aufs Herz, das er zu ihnen gesagt hat, sie würden sein Angesicht nicht mehr sehen. So stehen sie dort am Ufer und sehen dem Schiffe mit nassen Augen nach, bis es immer kleiner und kleiner wird und endlich ferne am Meereshorizont ihren Augen entschwindet. Er aber fährt, er weiß es wohl, Banden und Trübsalen entgegen, hinauf nach Jerusalem.

Nach Jerusalem! Nach Jerusalem! Ist's nicht auch unsere Losung, nicht auch die fast aller, die auf unserem Schiffe sind, der Deutschen, Franzosen, Engländer, Griechen, Juden?

Und ist's nicht in einem noch höheren Sinne unser aller Losung auf der Fahrt übers Meer des Lebens? Hat nicht dies Jerusalem, durch dessen Gassen Jesus sein Kreuz getragen hat, und dessen Name auf den Blättern der Heiligen Schrift in allen Tönen niemals sterbender Heimatsliebe besungen ist, von den Psalmen bis zur Offenbarung Johannis hinaus, zugleich den Namen gegeben der himmlischen Stadt, zu der Millionen von Menschen aus den Wirren dieser armen Erde ahnend und sehnsuchtsvoll aufschauen als zu ihrer rechten Heimat?

Tausende von Schiffen gleiten an unserer Seite mit fröhlichen Masten und mit anderer Losung, und doch im tiefsten Grunde ohne Trost

Digitized by Google

und ohne Hoffnung. Wer aber gleich den beiden Aposteln Johannes und Paulus, denen wir auf unserer Fahrt begegnet sind, erkannt hat, daß der Gekreuzigte von Jerusalem der einzige, sturmerprobte, allmächtige Steuermann ist, mit dem unsere Lebensfahrt glücklich enden kann, der kennt nur noch eine notwendige Losung, die in allem Wechsel des Lebens, in Sonnenschein und Sturm, allzeit unveränderlich auf dem Wimpel seines Lebensschiffleins den rechten Kurs angeben muß:

„Nach Jerusalem!"

Felsenmoschee in Jerusalem.

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

**1. Ankunft** . . . . . 7

Bahnhof. — Pera. — Skutari. — Bulgurlu. — Sultanspaläste. — Cheireddin Barbaroſſa. — Schlaraffen.

**2. Nikomedien** . . . . . 15

Prinzeninſeln. — Hannibals Grab. — Nikomedien. — Verfolgung des Diokletian. — Galerius. — Sieg des Chriſtentums.

**3. Nicäa** . . . . . 25

Gemlek. — Griechen. — Türkiſcher Reiſewagen. — Arius. — Askaniaſee. — Fabiani. — Stadtmauern. — Tore. — Die Gäſte des Konzils. — Verhandlungen des Konzils. — Aja Sophia. — Irrtum des Konzils. — Spätere Schickſale von Nicäa. — Rückfahrt durchs Sakariatal.

**4. Konſtantinopel** . . . . . 66

Stambûl. — Verbrannte Säule. — Sieg der Arianer. — Moſchee Muhammed des Eroberers. — Anaſtaſia. — Sieg des nicäniſchen Glaubens. — Chryſoſtomus. — Chalcedon. — Bosporus. — Gang um die Stadtmauern. — Eroberung Konſtantinopels. — Top Kápu. — Grab des letzten Konſtantin. — Aja Sophia. — Volksſage. — Serai-Muſeum. — Hippodrom. — Suleimans Grab. — Suleimanije. — Moſe und der Prophet. — Heulende Derwiſche. — Baſar. — Fanarioten. — Niedermetzelung der Armenier. — Selamlik. — Süße Waſſer von Europa. — Rückfahrt auf dem Goldenen Horn.

**5. Ausfahrt von Konſtantinopel** . . . . . 169

Marmarameer. — Dardanellen. — Apoſtoliſche Pfade. — Samos. — Archipel. — Alter Jude. — Zionismus. — Patmos. — Nach Jeruſalem.



Druck von G. Kreyſing in Leipzig.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google